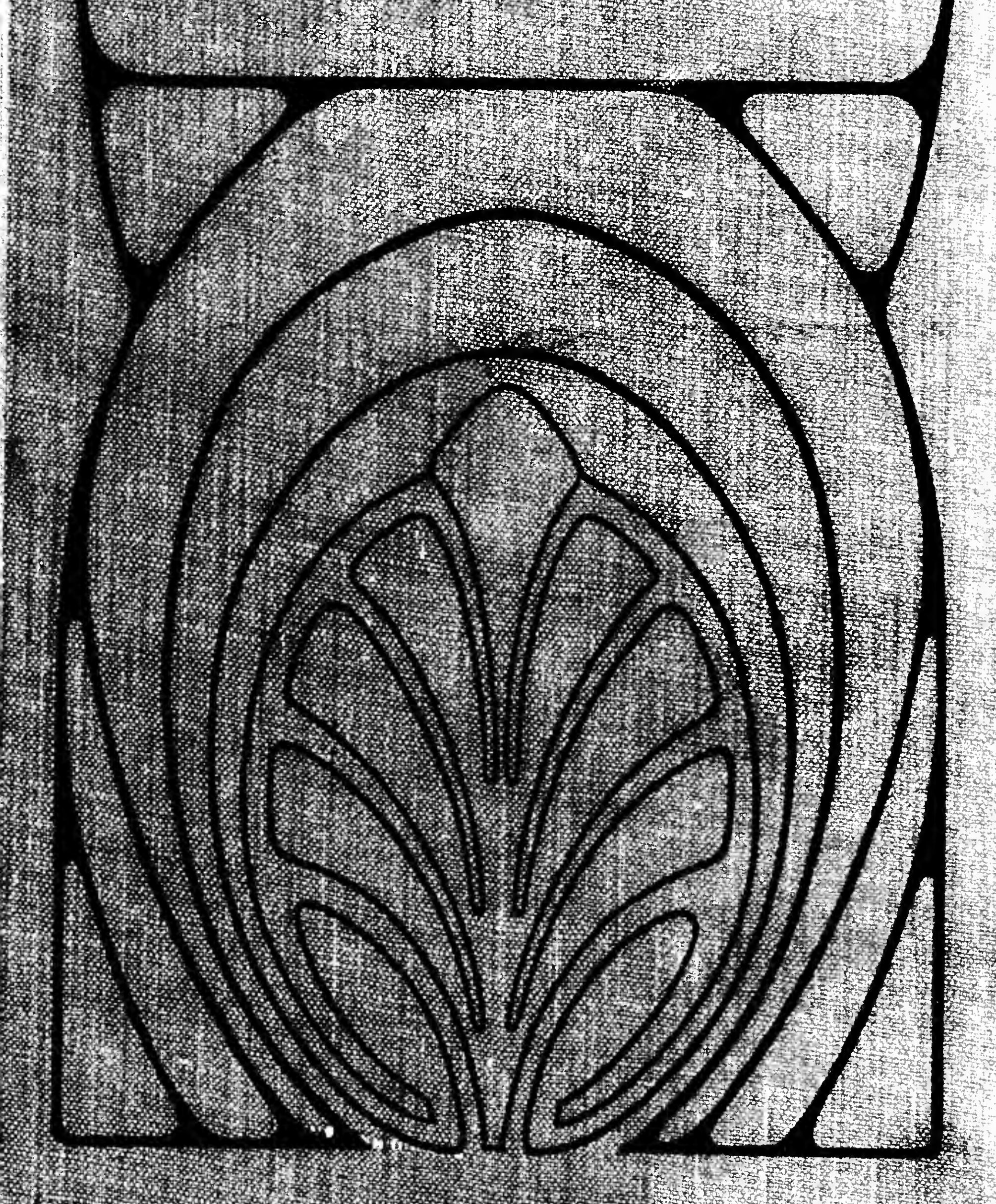
Adolf Stern

Ausgewählte Werke



Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Achter Band

Novellen II



Dresden und Leipzig
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Inhalt.

Die Schuldgenossen.

Aus den vergitterten, aber hinter dem Gitter offenen Fenstern im Erdgeschoß eines schmalen Hauses, das am Rio della Misericordia stand, fiel trüber Lichtschein auf die dunkle Flut des engen Kanals. Die nächstgelegenen Kirchen San Marziale und Santa Maria dell' Orto hatten ein Uhr nachts verkündet; in dem menschenleeren Nordviertel der Stadt erscholl zu dieser Zeit kaum ein Schritt, und die feuchte Wärme einer fast schwülen April-nacht strich durch stille, schlummernde Gassen. An er-höhten Stellen der Ufer und namentlich auf den kleinen Bogenbrücken leuchteten, seltsam genug in so sommerlicher Nacht, halb herabgebrannte Feuer. Der scharfe Duft verglühenden Wachholderreisigs stieg mit dem langsam hinziehenden graugelben Dampf von ihnen auf. Sie schienen den beiden Gondeln, die in mäßigem Abstand von-einander dem Hause am Rio zufuhren, bis dahin den Weg gezeigt zu haben, wo der vereinzelte Lichtschein eine Stelle des Wassers erhellte. Die vordere Gondel war ein ungewöhnlich breites, hoch überdachtes Fahrzeug, das die beiden seltsam gekleideten, mit breiten Schifferhüten und dunklen Gesichtsmasken bis zur Unkenntlichkeit verhüllten Gondoliere nur mühsam fortbewegten. Die hinter ihr dreinkommende war von hundert anderen schlanken und spitzschnäbeligen Gondeln nicht zu unterscheiden, sie schien völlig leer zu sein und gehorchte dem einen an Bord

stehenden Ruderer mit aller Leichtigkeit. Das große Fahrzeug hielt dicht unter den Fenstern, aus denen der Lampenschein glänzte, einer der Gondoliere schwang sich leicht ans Ufer und erhob sich auf den Zehen zu dem Gitterwerk. Mit einem rohen Lachen rief er seinem auf dem Fahrzeug zurückgebliebenen Genossen nur die Worte: „Noch nicht!“ zu und sprang mit einem Satz auf seinen Standort zurück. Dann stieß er die Stange kräftig auf den Grund. Sein Vordermann machte eine brummende Bemerkung, die hinter seiner Ledermaske verklang, und mit neuer sichtlicher Anstrengung führten beide ihre plumpe, schwerbelastete Gondel durch den engen Kanal in die breitere Flut der Sacca della Misericordia hinaus. Der zurückgebliebene Gondolier brachte währenddessen sein Fahrzeug bis zu der Stelle, wo die anderen vorhin gehalten hatten, legte an und befestigte die Kette an einem der bereitstehenden Pfähle. Er hatte die Worte, die der Verhüllte rief, gehört, trat jetzt an das gleiche Fenster wie sein Vorgänger und sagte, ehe er noch wahrgenommen haben konnte, was drinnen in dem Gemach vorging: „Du lebst, Andrea, und Fra Paolo ist bei dir?“

Von drinnen heraus ward eine Stimme hörbar, die noch stark aber hohl erklang und an der Mauer jenseits des engen Kanals seltsam widerhallte: „Ich lebe, Daniello — bin aber allein. Der Theatiner ist vor drei Stunden hinweggegangen; er meinte, es zieme ihm, in seinem Kloster und nicht hier zu sterben.“

„Also auch er!“ seufzte der Gondolier, und der Kranke im Zimmer hätte hören können, daß er seine Zähne gewaltsam zusammenpreßte, um sie am Schlagen zu hindern. „Ich werde zu dir hineinkommen, Andrea; nur ein Narr wähnt heute noch in Venedig dem Tode

zu entlaufen. Mir liegt nichts mehr daran, zu leben, wahrlich nichts mehr, und wüßte ich ganz gewiß, daß wir dem von San Erasmo nicht drüben begegneten, ich wartete nicht erst ab, bis es der Pest gefällt, mich heranzuwinken."

Das alles sagte Daniello schon mehr für sich als für den Kranken im Gemach drinnen. Er hatte sich dem Eingang des Hauses zugewandt. Im Lichtschein erblickte er auf der Tür ein frisch gemaltes rotes Kreuz. Unwillkürlich sah er nach den anderen Türen des Rio hinüber, die er von hier zu erkennen vermochte, jede trug das gleiche Zeichen. Daniello murrte vor sich hin: „Sie sollten die Farbe sparen und die paar Häuser zeichnen, die noch verschont sind." Aber ohne weiter zu zögern, trat er in das Haus und demnächst in das gewölbte, aber niedrige Gemach ein, in dem sein Kamerad Andrea hoffnungslos an der giftigen Seuche daniederlag, die in diesem Jahre des Herrn 1630 seit vielen Wochen Venedig in Furcht und Trauer versetzte. Die metallene Lampe, die nach außen hin schien, stand auf einer niedrigen Säule von farbigem Marmor, die aus irgend einem verfallenen Palazzo in dies dürftige Gemach geraten sein mußte. An der hinteren Wand war das Bett des Kranken, der in heftiger Fieberhitze, doch vollkommen klaren Bewußtseins, dem Eingetretenen zurief: „Du hättest nicht kommen sollen, Daniello, ich werde es bald überstanden haben, und dir wollten Gott und die Heiligen vielleicht das Leben gönnen."

„Wollen sie mir's gönnen, so werde ich auch gesund von hier gehen, Andrea!" versetzte der Gondolier, indem er dem dürftigen Lager näher trat. Der auf diesem Ausgestreckte schien eine so mächtige Gestalt als der Aufrechtstehende, der den Kopf neigen mußte, um nicht gegen die

Rippen der Steinwölbung anzustoßen. Auch sonst waren die beiden Männer einander ähnlich: der runde Kopf mit buschigem schwarzen Haar und ein gewisser Ausdruck der dunklen Augen war ihnen gemeinsam, selbst ihre Gesichter würden sich geglichen haben, wäre nicht dasjenige Andreas von der Krankheit entstellt, fieberisch gerötet und eigentümlich geschwollen, hingegen Daniellos Gesicht bleich und so hager erschienen, daß Stirn und Backenknochen beinahe eckig hervortraten. Der Gesunde beugte sich furchtlos über den Todkranken und sagte: „Begehrst du noch irgend etwas, Andrea?“

„Gewiß — gewiß, Kamerad!“ versetzte eifrig der Kranke. „Das Wasser im Krug ist zu Ende — ich fürchte, auch das in der Zisterne. Wüßtest du mir einen letzten frischen Trunk zu schaffen, Daniello?“

„Und warum nicht?“ rief der Gesunde mit einem plötzlichen Aufzucken von Trotz in Mienen und Stimme. „Hier herum müssen manche Zisternen noch gefüllt sein, in Häusern, wo sie längst kein Wasser mehr brauchen! Hab' eine Viertelstunde Geduld, und es soll dir nicht fehlen!“

Und damit nahm Daniello entschlossen den leeren Krug und trat in den Hof des Hauses, wo er sich zunächst überzeugte, daß die runde Zisterne bis auf den Grund ausgeschöpft sei. Dann schwang er sich behend über die nicht allzu hohe Mauer, die diesen Hofraum von einem nächsten trennte, in dem gleichfalls ein Regenbrunnen vorhanden war. Als er sich an diesen herantastete, fand er den hölzernen Deckel geschlossen, doch beugte er nur den Stiernacken ein wenig, setzte beide Hände fest an und brach die dicken Bretter ohne große Anstrengung entzwei. Indem Daniello dabei etwas aus-

glitt, stieß sein Fuß im Dunkeln an einen Gegenstand, der dem Stoß nachgab. Über den Leib des starken Mannes ging plötzlich ein Frostschauer, er brauchte nicht mit der Hand nachzufühlen, um zu wissen, daß dort, wo er hinstarrte, ein menschlicher Körper liege. Er wußte zugleich, daß der Tote auf dem Wege zur Zisterne umgesunken und verschieden sei, und sagte vor sich hin: „Dem Andrea hätte es ebenso ergehen können — gut, daß ich kam! Wer wird morgen oder übermorgen mir den letzten Trunk reichen? Und die Schufte, die neugebackenen Becchini, tuen ihre Pflicht schlecht, schauen nicht einmal in die Höfe. Andrea darf nichts davon erfahren!“ Er hatte während dieser Worte den Krug gefüllt, warf noch einen scheuen Blick in den dunklen Raum zurück und machte sich auf den Rückweg. Das Überklettern der Hofmauer zeigte sich jetzt schwieriger als vorhin, aber er entwickelte ein Geschick und eine Sorgfalt dabei, die man der übergroßen Gestalt kaum zugetraut hätte. Kein Tropfen des schwer gewonnenen Wassers ward verschüttet, und zwei Minuten später stand er wieder am Lager seines Genossen, der mit vollem Fieberdurst den Steinkrug an seine Lippen setzte, ihn aber nicht zu fassen vermochte, so daß Daniello ihn halten mußte. Die Augen Andreas richteten sich mit einem so dankbaren Ausdruck auf den Helfer, daß dem rauhen Mann die eigenen Augen feucht wurden.

„Man meint schon Höllenglut brennen zu fühlen,“ sagte der Kranke, als er endlich den Krug von seinen Lippen ließ. „Fra Paolo hat meine Beichte gehört und schwört mir, daß Gott barmherzig sein wird; ich aber kann ihm nicht glauben, Daniello, wie gern ich's auch möchte. Wenn Leute wie wir dem Teufel nicht zufallen, so geht er immer leer aus. Ich fürchte, daß ich dort

schmachten werde, wo du mir keinen Tropfen Wassers zur Erquickung reichen darfst."

Daniello setzte den halbleeren Krug so heftig auf die Steinfliesen nieder, daß er klirrte. „Und warum willst du dem Mönch nicht glauben?!" rief er leidenschaftlich. „Warum sollten wir verdammt sein, die wir nichts getan haben, als was unsere erlauchten Herren uns geboten hatten? Ist Unrecht geschehen, so falle es auf ihre Seele; wir sind niedrig geboren und haben die Ratschlüsse der Gebietenden nicht zu verantworten!"

Mit Anstrengung richtete sich Andrea auf seinem Lager so weit empor, daß er sich auf beide Hände stützte und Daniello ins Gesicht zu sehen versuchte. „Das dünkt uns wohlfeiler Trost, solange wir mit allen Lebendigen auf der großen Flut schwimmen. Wenn wir aber hinabsinken und sterbensallein sind, Daniello, dann wissen wir mit einem Male, daß wir für uns selbst stehen müssen. Und wenn der ganze Rat der Zehn heute mit mir zugleich stürbe — sie lassen mich doch allein vor den höchsten Richter treten, und ich kann mich auf ihre Befehle nicht berufen!"

„Du marterst dich und mich!" versetzte Daniello kurz, während seine Züge gleichwohl ein düsteres Nachsinnen über Andreas Worte verrieten. „Wir tuen, was uns auferlegt ist; Gott schickt jedem sein Tagewerk und weiß, daß wir keine Freude an unsrem haben."

„Der Tod nimmt uns jede Lüge von den Lippen!" rief der Kranke mit aller Kraft der Stimme, deren er noch fähig war. „Wir sind nicht umsonst sieben Jahre lang die Gondoliere der Zehn und der Drei gewesen und haben auf ihren Befehl wohl hundert Menschen in den Lagunen verschwinden lassen. Dort, unter der Säule,

liegt ein Beutel mit mehr als tausend Zechinen; ich würde nicht ebensoviel Silbergulden besitzen, wenn ich fortgefahren hätte, die Leute vom Rio San Felice den großen Kanal hinauf und hinab zu führen. Gesteh' es ein, Daniello, daß es bei dir nicht anders ist! Ich muß dir den Schatz zurücklassen; wollte Gott, du wüßtest etwas damit zu tun, daß meine Seele Ruhe fände!"

„Ich werde Seelenmessen abhalten lassen bei den Theatinern und den Karmelitern dazu!" beteuerte der Angerufene. Doch Andrea, der schon längst wieder in die Kissen zurückgesunken war, entgegnete ächzend: „Messen tuen es nicht! Du müßtest das Ärgste gutzumachen trachten, was wir getan haben. Nimm all mein Geld dazu und schone das deine nicht, wenn dir Gott Zeit zu solcher Buße läßt."

Die Worte des Kranken hatte Daniello nur verstanden, indem er sich zu ihm herabbeugte. Jetzt blickte er düster auf den Gefährten, dessen Augen geschlossen waren und dessen letzte Kraft in dem langen Gespräch erloschen schien. Daniello öffnete die Lippen zwei-, dreimal nur zu unverständlichen Lauten und stöhnte zuletzt mit einem Atemholen, als ob er Nacken und Rücken unter einer ungeheuren Last beugte: „Gutmachen, was wir auf Geheiß unsrer edlen Herren getan haben? Nicht er noch ich wüßten die Namen der meisten zu nennen, die mit unsrer Gondel hinausfuhren und nicht wieder heimkamen. Fra Paolo hätte ihn kräftiger trösten müssen — ich wollte es ihm danken! Die elende Pest macht uns alle matt, selbst den Glauben und die Zunge eines so wackren Mönchs, wie der Theatiner war."

Daniello fühlte sich in diesem Augenblick selbst unsäglich müde, er sah sich in dem Gemach um und trug

einen hölzernen Schemel dicht bis an das Lager Andreas, wobei er sich doch so setzte, daß ihn der Hauch des Schweratmenden nicht treffen konnte. Kaum hatte er sich niedergelassen, so schreckte ihn die Stimme seines sterbenden Genossen wieder auf. Andrea rief nach Wasser. Daniello hob den Krug zum zweiten Male an den Mund des Dürstenden. Wieder schlürfte der Kranke in gierigen Zügen, bis er mit einem Mal innehielt und mit einer Gebärde hilflosester Verzweiflung das Gefäß so heftig von sich stieß, daß der Rest des Wassers über seine grobe Decke und auf den Boden herabfloß. Dabei griffen seine Arme in die Luft wie die eines Ertrinkenden, und er rief in kläglichem Tone:

„Sie sind um mich, Daniello — alle, alle! Sie ziehen mich hinab — da ist Orlando Cornaro — er fleht nicht mehr um sein Leben, Daniello — er packt mich und will das meine! Erbarmen, Herr — Erbarmen!"

Daniello unterschied deutlich die Worte und die röchelnden Laute dazwischen. Andreas Augen öffneten sich noch einmal und bohrten sich in eine Ecke des Gemachs, in der Daniello nichts erblickte als die leeren Wände und aus der ihn doch ein Schauer anwehte. Der Sterbende hatte durch den Namen Cornaro ein Bild beschworen, das nun auch vor seinen Blicken stand und nicht weichen wollte. Eine Frage an den Kranken erstarb auf Daniellos Lippen, die gebrochenen Augen und der starr gestreckte Körper Andreas belehrten in diesem Augenblick den Frager, daß sein Kamerad in dem Aufschrei von vorhin seine Seele ausgehaucht habe. Seine erste Regung war die unwillkürliche um Erhaltung des eigenen Lebens. Er wich mit unsicheren Schritten von dem Bett des Geschiedenen bis an die Tür zurück, dort stand er ein paar Augenblicke still und lauschte, ob Andrea nicht wieder

erwachen wolle. Aber kein Laut drang von dem Lager her zu ihm. Da besann er sich auf den letzten Willen seines Gefährten, ging nach der Säule, von der die Lampe noch leuchtete. Er schob die Säule kräftig zurück und nahm ohne viel Mühe die Platte im steinernen Fußboden wahr, unter der Andrea seine Ersparnisse geborgen hatte. Was auch mit diesen geschehen mochte — in die Hände der Pestknechte, die am Morgen hier ihre Arbeit tun würden, sollten sie nicht fallen. So hob Daniello den schweren ledernen Beutel auf, in dem der Tote seinen Schatz geborgen hatte, und nahm sich nicht einmal die Mühe, die Säule wieder an ihren Platz zu rücken. Er eilte, aus dem Gemach zu kommen. Indem er die Tür hastig öffnete, drang von draußen ein Strom schwüler Luft herein, und die Lampe, die schon zuvor unruhig geflackert hatte, erlosch in dem Zug zwischen Tür und Fenster. Daniello ließ das dunkle Gemach mit der Leiche Andreas hinter sich, draußen leuchtete ihm von ferne das verglühende Feuer auf der Bogenbrücke bei San Marziale entgegen. Aber bevor er eiligen Schrittes bis dorthin gelangt war, besann sich der erschütterte Mann. Er wandte sich um und ging langsam, unschlüssig Fuß vor Fuß setzend, dahin zurück, von wo er eben entflohen war. Er trat in seine Gondel und warf sich todmatt auf deren Boden, so daß der eine Sitz des Fahrzeuges seinem Kopf zur Stütze diente. Ein dunkler Gedanke, hier schlafen zu wollen, schien ihn beherrscht zu haben. Doch schloß er weder seine Augen, noch machte er einen Versuch, die marternden Gedanken zu verscheuchen, die so gut ein Vermächtnis seines toten Kameraden waren, als der Beutel, den er eben klirrend auf den Boden der Gondel geworfen hatte und über dem er jetzt ruhte. —

Ein dumpfer Druck lag auf Daniellos Hirn, er mußte sinnen und sinnen, wo Andreas Seele nun weile und ob die Verzweiflung, in welcher der Arme dahingefahren, der Anfang viel schwererer Qualen sei. Sieben Jahre hatten sie gemeinsam dem Rat der Zehn und den Staatsinquisitoren gedient, ihre Gondel hatte vom Dogenpalast aus so manchen zum Tode getragen, und nicht ihm noch Andrea war es je eingefallen, nach Schuld und Unschuld der Armen zu fragen, die aus ihrem Fahrzeug in die Flut versanken. Und so fuhr er auch jetzt mitten aus seinem finsteren Hinbrüten noch einmal trotzig auf: „Wer sind wir, daß wir die Taten der Häupter Venedigs verantworten sollen? Wissen wir, ob nicht alle Verurteilten des Todes schuldig waren?“ In dem nachtstillen Kanal und an den verlassenen hohen Häusern hallte sein wildes, kurzes Selbstgespräch seltsam wider, der hohle Klang seiner Stimme ließ ihn alsbald verstummen. Doch wenn er meinte, die Schatten verscheucht zu haben, die ihm der verstorbene Kamerad in seinen letzten Augenblicken heraufbeschworen hatte, so empfand er alsbald, daß dies nicht möglich sei. Der Name Orlando Cornaro trat wieder und wieder auf seine Lippen, und während seine Gondel hier zwischen hohen Brandmauern im schmalsten Streif Wassers festlag, trieb sie in seinen Gedanken weit draußen auf der offenen Lagune, das hohe Castell von San Andrea dell' Lido zur Seite. Sein Genosse und er selbst hatten die Ruderstangen eingezogen und standen eines Winkes des Mannes mit dem unbeweglichen Gesicht, der in der Mitte der Gondel saß, gewärtig. Doch im gleichen Augenblick, wo der Wink gegeben ward, hatte sich ein junger Mann, der gefesselt am Boden lag, seiner leichten Bande entledigt, war emporgesprungen und hatte die

Knie nicht des bestürzten Würdenträgers auf der Gondelbank, sondern des rauhen Andrea umfaßt. Der Mond brach eben mit fahlem Licht durch die Wolkenschichten, die, vom Eiland San Erasmo her, über die Flut hintrieben, und ließ das bleiche, angsterfüllte Gesicht des jungen Nobile wahrnehmen, den beide Gondoliere als den prächtigen Orlando Cornaro erkannten, der seit kurzem aus der Reihe seiner fröhlichen Genossen verschwunden war. „Um meines Kindes willen, Erbarmen!“ rief er Andrea zu und wandte einen flehenden Blick zu Daniello rückwärts. „Ich bin schuldlos, habe nichts verbrochen, als leichtfertig mein Erbe verschwendet! Um meiner Chiarina willen, habt Erbarmen!“ Die beiden rauhen Gesellen standen erschrocken und wie gelähmt; das Mitglied des Rates der Zehn hatte sich von seinem Sitz erhoben und versuchte, indem er mit Augen und Mienen das todkündende Zeichen wiederholte, den Flehenden an den Schultern niederzudrücken. Dabei rief er: „Ihr waret es, Signor Orlando, der kein Erbarmen mit seinem Kinde gezeigt hat!“ Daniello und Andrea stürzten sich, aus halber Betäubung erwachend, auf den Unglücklichen und ergriffen ihn. Sein Wehruf: „Chiara — meine Chiara!“ gellte noch einmal über das stille Wasser, dann schäumte dies hoch auf, und Orlando Cornaro verstummte für immer. Signor Alvise Morosini, der Senator, schüttelte seinen in Unordnung geratenen Sammetmantel zurecht, setzte sich scheinbar ruhig wieder nieder und prüfte mit scharfen Blicken die Gesichter der beiden Gondoliere. Was er auf diesen las, schien ihn nicht zu befriedigen; er gönnte ihnen ein Wort über den Verurteilten, der natürlich so wenig schuldlos gewesen sei als einer von allen, die diesen feuchten Weg gegangen. Orlando Cornaro habe als junger

Witwer, unbekümmert um Schicksal und Zukunft seiner einzigen Tochter, in sinnloser, unedler Verschwendung das Vermögen des edlen Hauses herabgebracht, drei Warnungen des Rates der Zehn keck in den Wind geschlagen und auf den väterlich erteilten Rat, einen Statthalterposten auf Candia anzunehmen, mit Hohn geantwortet. Um das goldne Buch vor einem Schmutzflecken, den Wahnsinnigen vor einem schimpflichen Ende und sein Kind vor Bettlerarmut zu bewahren, habe die Staatsbehörde eingreifen und den unverbesserlich Ruchlosen der Barmherzigkeit Gottes befehlen müssen. — Andrea und Daniello hatten dem Berichte stumm gelauscht und das Zittern, das sie nachträglich befiel, so gut verborgen, als sie vermochten. Sie waren beim Morgengrauen heimgekehrt wie sonst auch, sie hatten wie sonst in der Kirche Santa Maria dei Gesuiti ein Gebet für die arme Seele gesprochen, und wie sonst Signor Alvise vor einer Schwelle und Tür abgesetzt, die nicht die seines Palastes waren. Darnach freilich hatten sie nicht so ruhig geschlummert wie sonst und den ganzen folgenden Tag einander mit scheuen Blicken angesehen. Aber die Zeit war darüber hingegangen — sie hatten jener Nacht zwischen San Andrea dell' Lido und San Erasmo nur gedacht, wenn sie auf ihren gemeinsamen Fahrten stillschweigend den Palazzo zu vermeiden suchten, der Orlando Cornaro gehört hatte. —

Und heute, zwischen Mitternacht und Morgen, vermochte der starke Daniello an nichts andres zu denken, als an die breite, von der hereinschwellenden See bewegte Flut, an das angsterfüllte, flehende Gesicht des jungen Edelmanns. Er atmete schwer in der raucherfüllten schwülen Luft, und es fuhr ihm wohl durch den Sinn, seine Gondel weit in die Lagune hinauszulenken, wo es kühler

sein müsse. Dann war's ihm wieder, als ob Hand und Fuß den Dienst versagen würden, und er blieb am Boden seiner Gondel liegen und fühlte, wie die Last, die ihm sein Genosse im Sterben auf die Seele gewälzt, immer gewichtiger, immer niederdrückender wurde. Die letzten Tage hatten jedes Dasein verändert, auf jedermann lag die dumpfe Sorge, nicht, wie man wohl leben, sondern wie man gut sterben möge. Der rauhe Mann, der in Not und Gefahren keine Furcht gekannt hatte, schauderte jetzt vor einer letzten Stunde wie die seines Freundes Andrea. Umsonst wiederholte er die trotzigen Worte: „Wie konnte jener Narr von uns sein Leben fordern, wer sind wir?“ Vor seinem innern Blick stand mit furchtbarer Deutlichkeit der andere Verlauf jener Nacht, wenn Erbarmen und ein Gefühl für das Rechte in Andreas und in seiner eignen Seele gewesen wären. Es hätte nicht mehr bedurft, als daß sie beide dem unglücklichen Cornaro beigesprungen wären und ihr Fahrzeug entschlossen nach der friaulischen Küste gelenkt hätten. Der Staatsinquisitor war ja einer gegen drei gewesen, Daniello allein hätte ihn mit einem Griff seines starken Armes über Bord schleudern können, falls er Widerstand versucht hätte. Von der Nähe der Tre Porti aus aber wäre es so leicht gewesen, in einigen Tagen kaiserliches Gebiet und volle Sicherheit zu gewinnen. Immer wilder wogte es in Daniello auf: „Er war unschuldig, er war in Todesnot, wir hätten ihm helfen müssen! Venedig?! — Was kümmern mich heute die Republik und alle ihre Erlauchten? Die Pest rafft uns alle dahin — am Ende braucht jeder nur den Platz, wo er in Frieden mit sich und mit Gott sterben kann. Verflucht, daß dem Menschen die Einsicht erst mit der Not kommt! Signor Orlando wird uns als seine

Mörder anklagen und wir werden nicht antworten können: Herr, wir wußten nichts von diesem!“

So lag Daniello Barozzi, finster vor sich hinbrütend, in seinem schwarzen Fahrzeug und ließ die Nacht verrinnen. Die Flut trat in den Kanal und schaukelte die Gondel stärker — er merkte es so wenig, als er den kalten Hauch verspürte, der in den ersten Morgenstunden statt des Rauchs der völlig erloschnen Pestfeuer die weißen Dünste, die vom Wasser aufstiegen, vor sich her kräuselte. Der zerknirschte Mann, der sich in diesen Stunden elend fühlte wie nie zuvor, ließ sein müdes Haupt auf die Brust sinken und heftete die Augen, in die kein Schlaf gekommen war, an das Deckbrett der Gondel, auf dem Andrea sonst gestanden hatte und nie mehr stehen würde. Wie endlich das erste Morgengrau sich zwischen den hohen Dächern hereinstahl und ein paar Käutzchen, die ihre Kluft hinter den dunklen Brandmauern des Rio hatten, zu Nest flogen, sprang Daniello mit einem so jähen Ruck empor, daß das trübe Kanalwasser über die Planken seiner Gondel hereinspritzte. Ein Entschluß hatte ihn noch vor dem Tageslicht durchblitzt: „Andrea traf das eine, was noch bleibt: Gutmachen, was wir verbrochen! Signor Orlando hat ein Kind zurückgelassen! Vielleicht ist es in dieser Unheilszeit hilflos, vielleicht haben die Diener seines Hauses die Flucht ergriffen. Ich will nach dem Kinde des Cornaro sehen und jede Stunde Leben, die mir bleibt, jede Zechine, die ich habe, für dies Kind hingeben!“

So stand er in seiner Gondel aufrecht; das Frühlicht beschien ein Gesicht, das blasser und gefurchter, doch auch gefaßter war, als am Abend zuvor. Mit einer plötzlich erwachten Ungeduld sah er den Kanal hinab, es drängte ihn hinwegzukommen und den ersten Schritt auf der Bahn

zu tun, die er jetzt vor sich sah — und doch fühlte er sich hier noch festgebannt. Er mußte Gewißheit haben, daß sein armer Kamerad wenigstens zur Ruhe in den großen Gräbern gebettet werde, die auf San Michele für die Opfer der Seuche bereitet waren. So harrte er, während rings um ihn her der Morgen die geschwärzten Mauern und die Türen mit den roten Kreuzen enthüllte. Die Häuser schienen alle so ausgestorben, wie das Andreas in der Tat war. Kein Schritt klang, kein Menschengesicht zeigte sich an einem der Fenster; noch eine Stunde rann so dahin, und die Dämmrung ward lichter und lichter, ehe sich endlich das Geräusch von Ruderstangen vernehmen ließ. Daniello erkannte an der schleppenden Art, mit welcher ein schweres Fahrzeug vorwärtsbewegt ward, daß es die Pestknechte seien, die ihre Morgenfahrt antraten. Er rief ihnen, auf die Haustür Andreas deutend, schon von weitem entgegen, daß sein Gefährte inzwischen verschieden sei.

„Faßt ihn sänftlicher an, als ihr gewohnt seid, und legt ihn wenigstens so, daß er noch ein Stück Erde für sich allein hat. Im Hofe nebenan liegt noch ein Totes — ich weiß nicht, ob Mann oder Weib — bei der Zisterne! Ich lege euch hier eine Zechine ans Ufer, damit ihr eure Pflicht gut erfüllt. Überzeuge ich mich, daß ihr für den armen Andrea Rotto ein übriges getan habt, so sollen euch zwei oder drei weitere Goldstücke nicht fehlen. Wißt ihr, wie es mit der Krankheit in den Häusern am Rio Polo steht?“

„Wie überall, Sor Daniello!“ sagte einer der verhüllten Schiffer. „Fast in jedem Hause war oder ist die Pest. Sie nimmt seit gestern in allen Quartieren der Stadt noch zu, nur bei den Castellani steht es ein

wenig besser, wenn Ihr Euch dort eine Wohnung suchen wollt."

Der Gondolier des Rates der Zehn machte eine abwehrende Bewegung. Er blieb noch einige Minuten an seinem Platze und sah mit gramvollem Blick, wie die Becchini die Leiche Andreas, die sie in die Decke seines Sterbelagers gewickelt hatten, mit mehr Sorgfalt, als sie sonst zeigten, in ihr Fahrzeug trugen. Dann setzte er seine Ruderstange ein und ließ endlich seine Gondel davongleiten. Er wußte wenigstens, was er zunächst tun wollte, und in seinem Gesicht paarte sich ein Widerschein der quälenden Reue, die ihn erfüllte, mit dem Ausdruck düsterer Entschlossenheit. Indem Daniello den Rio di Felice durchfuhr und über den großen Kanal setzte, war es völlig hell geworden; über der Stadt erschien der Himmel rosig angehaucht und lichtklar. Doch nirgend erschlossen sich Läden und Türen dem neuen Tage. Längs der Ufer schritten in kleinen Trupps die Sbirren, an anderen Stellen häuften die Arsenalotten, die mit der Entzündung der Pestfeuer betraut waren, Holz und Wacholderreisig zusammen. Der große Kanal, sonst um diese Morgenstunde so belebt, zeigte sich auf und ab trostlos verödet. Ein paar der unheimlichen Fahrzeuge mit der schwarzen Fahne, die die Toten der Nacht in den Häusern gesammelt hatten, fuhren schwerfällig den Kanal hinab; ein paar Gondeln, in denen Ärzte oder Geistliche saßen, glitten hin und wieder. Wo Daniello ein menschliches Gesicht wahrnehmen konnte, trug es das Gepräge der Trauer oder der Furcht; lautloser als sonst erschienen die stillen Wasserstraßen, in die er wieder einlenkte und durch die er dem Palazzo Cornaro zustrebte. Er hatte seine Fahrt nur einige Augenblicke unterbrochen, um sich

den Beutel mit Andreas Hinterlassenschaft wie eine Tasche umzuknüpfen, da er bedachte, daß er seine Gondel verlassen müsse. Und während er eifrig dem Ziele entgegenruderte, fühlte er, daß der Vorsatz, den er gefaßt hatte, ihm eine Art trotzigen Lebensmutes zurückgab.

Rasch genug ward ihm dieser neuerwachte Mut gebeugt, als er schon von fern erkannte, daß der Palazzo Cornaro wüst und verlassen schien wie andere der großen Häuser am Rio Polo. Besser hätte es Daniello gedünkt, wenn eine Wache von Slavoniern ihm mit ihren Partisanen das Anlanden verwehrt hätte, als daß die Vorstufen menschenleer waren, der Morgenwind durch die hohlen Fenster des großen Baues strich und die kunstreichen, ehernen Torflügel weit offen standen. Er hatte sich während der letzten halben Stunde das Hirn zersonnen, wie er Eingang in den Palast und Zutritt zu der jungen Signorina Chiara Cornaro gewinnen solle. Jetzt hinderte niemand die Anfahrt und niemand den Eintritt. Ein Gefühl der Bestürzung ergriff ihn, es sah völlig so aus, als ob die Pest hier ihr Unheilswerk bereits getan hätte und das Haus nur darum offen stünde, weil es von niemand mehr bewohnt werde. Daniello meinte die rettende Hand, die er im tiefsten Elend seines Schuldbewußtseins über sich erblickt hatte, verschwinden zu sehen. Er, der geschickte Gondolier, fuhr so unachtsam und gewaltsam an den Stufen des Palazzo auf, daß er beinahe von der Kante seines Verdecks in den Kanal gestürzt wäre. Mit Entsetzen nahm er drinnen von der Vorhalle aus die Flucht geöffneter und völlig leerer Zimmer wahr, in denen sich kein Mensch zeigte. Hastig stieg er die Treppe empor und traf auch oben auf offne Türen und Räume, die seit längerer Zeit nicht bewohnt

gewesen waren. Nur eine einzige Tür rechts vom Treppenaufgang schien fest verschlossen, und ehe der Eindringling sich entschied, ob er hier anpochen oder mit Gewalt zu öffnen versuchen solle, hatten ihn seine zwischen den leeren Marmorwänden widerhallenden Schritte angekündigt und von drinnen ließ sich eine Stimme vernehmen: „Wer ist hier? Wer seid Ihr? Was sucht Ihr?"

„Um der Signorina Chiara willen, öffnet!" rief Daniello, der sich jetzt zum erstenmal besann, wie unerhört sein Verlangen selbst in dieser Zeit sei. Den wahren Grund seines plötzlichen Diensteifers für das Haus Cornaro durfte hier niemand von fern ahnen. Aber mit dem Trotz und der Verschlagenheit, die ihm eigen waren, rechnete er auf einen glücklichen Zufall, einen Pfahl, an den er sich festlegen könne, wie er in der Sprache seines Berufs sagte. Und ein solcher fand sich alsbald: die Tür, aus der die Frage erklungen war, tat sich auf, der Kopf einer greisen Frau, deren weißes Haar von einer dunklen nonnenhaften Haube bedeckt war, ward sichtbar und die Stimme wiederholte mit hörbarer Ungeduld die Frage: „Wer seid Ihr und was könnt Ihr von uns wollen?"

„Mich sendet Fra Paolo, der Theatiner!" versetzte Daniello, dem der Name seines Beichtigers im rechten Augenblick einfiel. „Er hat vernommen, daß im Hause Cornaro viele Diener die Flucht ergriffen haben, daß der Gondolier gestorben ist. Ich bin Daniello Barozzi, ein guter Gondolier, und zu jedem Dienst für die junge Herrin Eures Hauses bereit, solange mir Gott das Leben gönnt."

Überrascht, aber mit entschiedenem Mißtrauen in ihren Zügen, trat jetzt die Alte in den Saal heraus, der hier das Obergeschoß des Palastes in zwei Hälften teilte.

Ihre Augen ruhten prüfend auf dem bleichen Gesicht Daniellos.

„Wer ist Euer Fra Paolo?“ sagte sie erst zögernd und im Verlauf ihrer Rede eifriger und heftiger werdend. „Was erzählt er Euch für Fabeln? Im Hause Cornaro braucht nicht erst die Pest die müßigen Diener zu verscheuchen, die meisten haben dem Unglück den Rücken gekehrt, schon seit der erlauchte Signor Orlando in der Fremde oder im Grabe verschwunden ist. Von den wenigen, die geblieben sind, ist freilich der arme Fabiano, der Gondolier, vor zwei Tagen gestorben. Die Sbirren wollen durchaus wissen, daß der Arme an der Pest verschieden sei. Unser alter Signor Dottore weiß es besser — Fabiano hat sich über das Schicksal seines Herrn und dieses edlen Hauses gehärmt, bis er lebenssatt ward. Ich selbst könnte mich jede Stunde hinlegen und sterben, ohne daß mich die Pest hinraffte. Da haben sie uns das öde Haus durchräuchert, und, wo Fabiano nur hingetreten ist, Decken, Betten und Hausrat, die beiden Gondeln und die Ruder, alles, was sie greifen konnten, verbrannt. Als ob wir nicht schon ärmlich genug in dem großen Palazzo gesessen hätten!“

„Wenn also euer Fabiano — Gott sei seiner Seele gnädig — hinüber ist, braucht die Signorina um so mehr einen guten Gondolier!“ fiel Daniello der scheltenden Alten ins Wort. „Führt mich zu ihr, zu ihrer Aja, laßt mich mein Wort anbringen!“

„Chiara Cornaro braucht für jetzt keinen Gondolier, und wer weiß, ob sie je wieder einen bedarf!“ sagte die Alte heftig. „Das arme Kind hat wahrlich hier in dem geplünderten Hause schlecht genug gelebt, aber sie war doch daheim und ward von uns auf den Händen getragen!

Jetzt mag die allerheiligste Jungfrau ihre Hände über sie breiten! Gott weiß, was sie mit ihr vorhaben. Wenn sie leben soll, blieb sie hier von der Seuche ebenso wohl bewahrt wie dort drüben — so wahr ich Gemma Maura heiße!"

Daniello, der in höchster Spannung und innerer Pein ihrem Gerede gelauscht hatte, fuhr ungestüm heraus: „So wäre Signorina Chiara nicht mehr hier im Hause? Und wo weilt sie — und wer hat ihr den schlimmen Rat erteilt, bei solcher Zeit den letzten Schutz, den des eigenen Hauses, zu verlassen?"

Die Alte maß mit unvermindertem Mißtrauen den lauten Sprecher. Ihrem scharfen Auge war die leidvolle Unruhe in dem Gesicht des fremden Mannes nicht entgangen, zu deuten wußte sie sich diese nicht. „Wenn Euer Fra Paolo Euch so vieles gesagt hat, warum verriet er Euch nicht, daß sie Madonna Chiara zum Palast Morosini geführt haben, damit sie dort besser vor der Krankheit behütet sei als hier?"

Daniellos Augen hefteten sich so unheimlich starr auf die greise Beschließerin, daß sie ein paar Schritte gegen die Tür zurückwich, aus der sie vorhin gekommen war. Aber der Gondolier war mit einem Schritt wieder neben ihr, legte ihr seine Hand wuchtig auf die Schulter und sagte mit gewaltsam gedämpfter Stimme: „Wo ist das Kind, in wessen Hause? Beim Alvise Morosini von San Stefano? Um der Barmherzigkeit Gottes willen, sagt mir, daß Ihr lügt, oder redet die ganze Wahrheit!"

„Ihr wißt die Wahrheit!" rief die Frau. — „Liegt Euch so viel an dem edlen Kinde — obschon ich Euch nie hier im Hause erblickt habe und am wenigsten damals, als mit dem Verschwinden Signor Orlandos die

große Not über uns hereinbrach —, so seht selbst zum Palazzo Morosini! Das arme Kind hat lauter Freunde, von denen sie bei Lebzeiten ihres Vaters nichts gewußt hat. Signor Alvise hat niemals als Gast unser Haus betreten, da wir hier noch Gäste sahen — er ist nur einmal bei Signor Orlando gewesen, und unser armer Herr kam, als er den Besucher damals auf die Stufen unseres Palazzo geleitet hatte, so bleich zurück, wie wir ihn sonst nur im Zorn gesehen hatten. Aber seit Signor Orlando von jener Fahrt, zu der ihn sein Vetter, der erlauchte Doge, lud, nicht heimgekehrt ist, spielt Signor Alvise Morosini hier den Herrn im Hause. Sein Befehl schnitt uns das Brot vor und maß uns den Wein zu, er ließ den alten Luca, den Hausmeister, allmonatlich zur Sala della Bussole kommen und forderte ihm Rechenschaft über jeden Scudo ab, als wären wir's gewesen, die Signor Orlandos Hab und Gut vergeudeten."

„Und der edle Morosini nahm sich auch der Tochter des Geschiedenen an?" fragte Daniello gepreßt.

„Des Geschiedenen? Wer offenbarte Euch denn, daß Signor Orlando unter den Toten sei? Wir hoffen noch stündlich auf unseres Herrn Wiederkehr!" gab die Alte zurück und betrachtete mit wachsendem Mißbehagen den Eindringling. „Signor Alvise hat bis vor drei Tagen nach Signorina Chiara wenig gefragt und nur Luca die paar Zechinen zugezählt, die für Kleider und Schmuckwerk des armen Kindes ausgegeben werden durften. Da mit einem Male kommt er und reißt sie heraus aus dem Haus ihrer Väter."

„Und er hat sie allein, ganz allein mit sich in sein Haus genommen?" fragte Daniello wieder ungestüm dazwischen.

„Behüte Gott, ihre Aja und ihre Cameriera sind mit ihr!“ versetzte Frau Gemma empfindlich. „Signor Orlando — Gott verzeih' ihm! — hat schlimm gewirtschaftet, aber so bettelarm sind wir doch nicht, daß das arme Kind niemand hätte, der ihm hilfreich zur Hand ist.“

Daniello mochte nichts mehr hören. Er hatte erfragt, was die blöde Alte wußte, und jeder Augenblick Verzögerung dünkte ihn unheilvoll. Er zwang sich, noch zu äußern: „So werde ich meine Dienste dort anbieten müssen, wo Eure junge Herrin weilt. Fra Paolo wird erstaunt sein, zu hören, daß Signorina Chiara nicht mehr hier ist. Gehabt Euch wohl, Frau Gemma!“

„Wir kennen Euren Fra Paolo so wenig als Euch!“ rief die Alte hinter dem Abgehenden drein. Die lange Unterredung, die mit dem Namen endete, mit dem sie begonnen, hatte sie schließlich mit Bangen erfüllt. Verdrossen sagte sie vor sich hin: „Es muß wahr bleiben, in guten Zeiten braucht man in Venedig drei Hüter für die Zunge, in schlechten möchten es dreißig sein.“

Daniello hörte, die Treppe mit wuchtigem Schritt langsam hinabsteigend, bereits nicht mehr, was im Obergeschoß gesprochen ward. In seiner Seele hatte keine andere Vorstellung Raum, als daß Alvise Morosini dem Hause der Cornaro den Untergang sinne und die Zeit der furchtbaren Krankheit dazu benutzen wolle, um auch das schuldlose Kind des schuldig-unschuldigen Orlando zu verderben. Der zerknirschte Mann vergaß völlig, wie jung seine Reue und seine Sehnsucht nach einer tätigen Buße waren, er fühlte nur, daß er in Gefahr stehe, die Frucht beider zu verlieren. Derselbe Gebieter, der die Seele des armen Andrea und seine eigene Seele mit dem Mord des Orlando Cornaro belastet hatte, wollte ihm

jetzt durch ein zweites Verbrechen, zu dem der Senator keine Helfer brauchte, jede Hoffnung rauben, seine schwere Schuld zu sühnen.

Ein verzweifelter Ingrimm erfüllte Daniellos Seele. Und doch gaben ihm der Gedanke an die Allmacht des vornehmen Staatsinquisitors und die rasche Erwägung seiner eigenen Niedrigkeit und Nichtigkeit den klaren Blick und die alte Entschlossenheit seiner Natur zurück. Er wollte Chiara Cornaro retten, Alvise Morosini, dem Rat der Zehn und der ganzen Republik zum Trotz, aber er sagte sich, daß es nur einen Weg zur wirklichen Rettung gebe: eine Flucht mit dem armen bedrohten Kinde, zu der er ihrem gegenwärtigen Hüter die Einwilligung abzwang.

Indem Daniello in seine Gondel stieg und langsamer, als er gekommen war, den völlig einsamen Kanal wieder hinabruderte, sann er unablässig nach, was ihm zunächst obliege. Welchen Schritt zum Ziele er auch tuen mochte, er wagte mit jedem Schritte sein Leben. Und so wenig ihm dies Leben noch galt — er bebte vor der naheliegenden Möglichkeit zurück, daß er in sein eigenes Verderben das Kind mit hinabreiße, das er doch dem Leben und dem Glück erhalten wollte. Bis ihn San Rocco, sein Schutzpatron, erleuchtet haben würde, konnte er nur zweierlei tuen: in seiner Wohnung, die er seit dem gestrigen Morgen nicht betreten hatte, alles zur Flucht vorbereiten und darnach von günstiger Stelle aus den Palast Morosini überwachen. Daniello Barozzi gestand sich ein, daß in glücklicheren Tagen, als den gegenwärtigen, sein Vorsatz auch nicht die leiseste Aussicht auf Gelingen habe. Jetzt, unter dem Druck des Elends, das die Pest über Venedig gebracht, in der halben Auflösung der sonst so

fest gefugten Ordnung der Stadt, bei der Furcht aller einzelnen um ihr Leben, mochte selbst ein unerhörtes Wagnis gelingen. Und warum sollte der Himmel um des schuldlosen Kindes willen seiner Reue nicht zu Hilfe kommen?

Daniello besann sich, während er so rasch als nur möglich seine Vorbereitungen traf, daß er das Mädchen, das mit einem Male alle seine Gedanken erfüllte und um derentwillen er gern sein Leben opfern wollte, überhaupt noch kaum erblickt habe. Er erinnerte sich nur zu wohl, daß er einmal, zwei oder drei Monate nach der Nacht beim Kastell, mit seinem Gefährten Andrea der Gondel des Hauses Cornaro begegnet war und hinter den Fenstern der Gondel ein tief geneigtes Köpfchen mit goldblonden Locken wahrgenommen hatte, auf das Andrea mit Bestürzung hindeutete. Damals war er in heftigem Unwillen gegen seinen Kameraden aufgefahren, der vor einem bleichen, blonden Kinde so erschrecken könne. Und heute trachtete er nach nichts mehr, als das Gesicht jenes Kindes sich zulächeln zu sehen und jenes blonde Haupt vor Gefahren zu schirmen. Das Vermächtnis Andreas erfüllte Daniellos Seele, als hätte er nie einen anderen Wunsch und Willen gehabt. In seiner düstern Junggesellenwohnung, hinter dem Fondaco dei Servi, verweilte er kaum eine Stunde. Er raffte zusammen, was er an Kostbarkeiten besaß, und pries innerlich die Vorsicht, daß er einen großen Teil seiner Ersparnisse nicht in dem schweren Golde, sondern in guten Edelsteinen bewahrt hatte. Auch ehedem hatte ihm der Gedanke an eine Flucht vorgeschwebt, die einst nötig werden könnte — aber freilich hatte er von einer andern Flucht geträumt als der, die er jetzt vorbereitete. Sorgfältig und unter kluger Erwägung aller Möglichkeiten

rüstete er seine Gondel mit den Lebensmitteln aus, die er vorrätig hatte oder in ungefährlicher Nachbarschaft aufzutreiben wußte, selbst an Decken und andere Bequemlichkeiten dachte er, die seiner jungen Schutzbefohlenen zugut kommen könnten. Für sich selbst vergaß er einen Dolch von bester Brescianer Arbeit nicht, den er in seinem schwarzen Kamisol barg. Sobald er fertig war, ließ er die Räume, die er viele Jahre lang bewohnt hatte und den ganzen Rest seiner Habe so gleichmütig hinter sich, als ob er am Abend wiederkehren werde, während er doch kein anderes Verlangen hegte, als das Haus und den Stadtteil, die er jetzt verließ, niemals wiederzusehen.

Es war überflüssig, daß Daniello nun die engsten und verstecktesten Wasserstraßen, die zum Palazzo Morosini hinüberführten, einschlug, denn auch die breiten Kanäle lagen im hellen Tageslicht so tot wie in der Dämmerung. Von den Ufern hallten einzelne verklingende Schritte, hier und da der taktmäßige Marsch slavonischer Soldaten, die die Regierung von den Lidi in die Stadt gezogen hatte, um Aufläufe der Verzweiflung und offnen Raub verhindern zu können. Die großen Feuer schlugen wieder von allen Brücken und an allen Ecken empor, ganze Häuserreihen waren bis zu den Dächern hinauf in Rauch gehüllt. Von Zeit zu Zeit scholl durch die Stille das weithin hallende: „Habt acht — habt acht!“ mit dem die Pestknechte ihre unheimlichen Fahrzeuge ankündigten. Noch gestern war Daniello gleichgültig an den Totenschiffen vorübergeglitten, die Gefahr der Ansteckung hatte ihn wenig gekümmert; heute wich er sorglich aus und zurück, sein Leben gehörte ja nicht mehr ihm, sondern einer andern. Der rauhe Mann, der, solange er denken konnte, nur mit den Lippen gebetet hatte, fühlte heute, daß ein Flehen aus

den Tiefen seiner Brust stieg: nur so lange bewahrt zu bleiben, bis er die Nacht bei San Andrea dell' Lido gesühnt habe.

In einem dunkeln Wasserwinkel hinter dem großen Palast Morosini kettete Daniello sein Fahrzeug fest und stieg dann ans Ufer, um womöglich den Stand der Dinge zu erkunden. Er war hier nicht so fremd, um sich nicht zeigen zu dürfen, und der Tod seines Gefährten Andrea gab ihm einen genügenden Vorwand, selbst Signor Alvise Morosini persönlich zu nahen. Doch verlangte ihn zuvor, zu erfahren, wo die junge Chiara Cornaro verweile, und die Hindernisse zu erwägen, die seinem Vorhaben entgegenstehen konnten. Mit scharfem Auge maß er die Mauern, die Fenster und Pforten des großen Gebäudes, das er wohl eine Stunde lang auf den schmalen Uferrändern umging, die es von drei Seiten umfaßten. Er war sicher, daß ihn von drinnen kein Blick treffe, und im Umherstreifen gewann sein Plan immer deutlichere Gestalt. Nicht ein Zweifel an der Gerechtigkeit seines Vorhabens, nicht die leiseste Regung der Furcht um seiner selbst willen überkam ihn. Im schlimmsten Fall, wenn es ihm nicht gelang, den Senator zu überwältigen und mit der Todesdrohung auf den Pfad des Guten zu treiben, blieb ihm doch Zeit, erst ihn und danach sich selbst niederzustoßen. Leicht konnte es sein, daß Signor Alvise der schlimmste Feind des Hauses Cornaro und der einzige war, der das schuldlose Kind seinem Vater nachsenden wollte. So oft der Gondolier an diese Möglichkeit dachte, lief ihm eine fliegende Glut über das bleiche, entschlossene Gesicht und über den Nacken. Er hätte in den Palast hinein und die Treppe zu den Gemächern des Signor Alvise emporstürzen mögen. Aber er hielt an sich; wenn

er nichts vermochte als zu rächen, kam er ja immer noch früh genug.

Als Daniello langsam zum dritten oder vierten Male den Palast umkreiste, kam der Augenblick, dessen er längst gewartet hatte. Einer der Diener Morosinis und just einer derer, die Daniello kannte, trat aus einer Seitenpforte des Hauses, um sich kurze Zeit im vollen Sonnenschein zu ergehen, der, des Elends der Stadt spottend, über Venedig lag. Rasch, und ehe der Diener nach der Gewohnheit dieser Unglückstage zurückweichen konnte, war der Gondolier an seiner Seite. „Fürchtet Euch nicht, Agostino," sage er laut, „ich komme aus gesundem Quartier, am Fondaco dei Servi sind wir noch leidlich von der Krankheit verschont. Ich will von Euch nur hören, ob ich den erlauchten Signor Alvise werde sprechen können — und ob man sich in Euer Haus wagen darf."

„Weiß ich's?" entgegnete verdrossen der Diener. „Wir treiben es wunderlich in dieser Zeit. Als die Pest begann, schickte der edle Signor Alvise drei Viertel seiner Dienerschaft auf die Landgüter bei Belluno — ihn selbst hielten die Staatsgeschäfte hier fest. ‚Je weniger Menschen im Haus, um so geringere Gefahr', habe ich ihn selbst sagen hören. Und: ‚Mein Platz ist im Dogenpalast, die Pest wird sich besinnen, ehe sie wagt, über dessen Schwelle zu treten', gab er mir zur Antwort, wenn ich ihn bat, sich nicht so ungescheut jeden Tag aus dem Hause zu wagen. Und nun —"

„Und nun?" wiederholte Daniello gespannt, indem er einen Augenblick wähnte, daß der Himmel seinen Vorsatz unter besondern Schutz genommen habe und der Staatsinquisitor an der Seuche darniederliege.

„Nun verläßt er selbst seit fünf Tagen unsre Schwelle

nur, um nach San Stefano hinüberzugehen, liegt betend droben vor seinem Hausaltar und schließt sich stundenlang mit seinem geistlichen Berater ein. Und während ihn so die Todesfurcht ergreift, läßt er aus dem verpesteten Palazzo Cornaro drüben am Rio Polo die vierzehnjährige Tochter des Signor Orlando — des heillosen Verschwenders, der den großen Kanal mit Zechinen ausgefüllt haben würde, wenn er nur genug gehabt hätte — mit ihrer Aja und Cameriera hierher kommen, läßt ihnen die besten Zimmer unsres Hauses anweisen und eine Tafel für sie rüsten wie für eine Königin. Als wir Einspruch wagten, kehrte er den strengen Gebieter hervor und ließ uns nur die Wahl, ob wir gehen oder schweigend bleiben wollten. Zwei sind gegangen, ich und Pasquale und ein paar andere geblieben. Am Ende ist's nirgend sicher, und wer mag gern in böser Zeit seinem Herrn den Rücken kehren? Aber es heißt den Teufel herausfordern, wenn man handelt, wie Signor Alvise es tut!"

„Das weiß der Himmel!" rief Daniello sich vergessend. Der verwunderte Aufblick Agostinos gab ihm sogleich seine Besinnung zurück, und er setzte rasch hinzu: „Aber die junge Signorina Chiara? Ist sie wenigstens gesund und fröhlich, braucht ihr keine Besorgnis um sie zu hegen?"

„Was kümmert sie uns?" versetzte der Diener mit polterndem Ton. „Wer weiß von sich selbst, geschweige denn von anderen, ob ihn die Krankheit gezeichnet hat oder nicht? 's ist ein dürftig weinerliches Ding; so stattlich und hochfahrend ihr Vater dreinblickte, so schüchtern sieht sie um sich — ich glaube, sie hat, seit ihr leichtfertiger Vater verschollen ist, nichts getan, als Tränen

vergossen. Und nun, Daniello, wollt Ihr zu unserem Gestrengen, wollt Ihr nicht?"

„Nein, noch nicht," gab der Gondolier hastig zur Antwort. „Mich dünkt, daß der edle Signor Alvise in jetziger Zeit nicht gern mit Geschäften gestört sein mag, und so will ich mindestens nicht zweimal kommen. Ein paar Stunden später hoffe ich zu wissen, was ich jetzt noch nicht berichten könnte; so werde ich mir am Abend Gehör erbitten."

„Und bis dahin werdet Ihr Euch in der Stadt umherbewegen?" fragte Agostino verdrießlich. „Nun, meldet Euch selbst beim Pförtner, wenn Ihr am Abend kommt, man muß seinen Kameraden auch etwas von der Gefahr gönnen, die man jetzt bei jedem Wiedersehen mit alten Bekannten läuft."

Hastig verschwand der Diener wieder in dem Palast; Daniello hörte, wie er alle Riegel der Seitenpforte sorgfältig vorschob. Der Gondolier ging in den Schatten des stillen Winkels zurück, in dem seine Gondel unberührt festlag. Was Daniello Barozzi vernommen, hatte jede Qual in ihm wachgerufen, die er in der verwichenen Nacht empfunden. Wieder sah er bald die angstvollen Züge seines sterbenden Genossen, bald die Orlando Cornaros vor sich. Er war vierzig Jahre alt geworden und hatte sich immer nur um das Nächste gekümmert, Tag für Tag getan, was er und andere seine Pflicht hießen. Und jetzt mit einemmal wandelte ihn tiefes Grauen vor allem an, was er für die heilige Ordnung der Welt gehalten hatte; der Gedanke, daß er vielleicht seine Hand zu lauter Verbrechen geboten, durchfuhr ihn und steigerte die Reue, die er empfand.

Mittag war vorüber, Daniello fühlte, daß seine Kräfte

zu sinken begannen. Er warf sich wieder auf den Boden seines Fahrzeuges nieder, aß von dem mitgebrachten Vorrat und erquickte sich mit einem Trunk Weins. Dabei sann er dem Bericht nach, den ihm Agostino über den Herrn des stolzen Palastes gegeben, an dessen geschwärzten fensterlosen Hintermauern Daniello unablässig emporblickte. War der stolze Patrizier ein Heuchler oder ein Feigling, der dem Tode, den er über Schuldige und Unschuldige verhängt, nicht ins Auge zu schauen wagte? Der Gondolier hatte, so rauh er von Natur war, bis heute noch nie einen Menschen gehaßt. Alvise Morosini haßte er jetzt mit voller Glut, eine zurückgedämmte Welle seines Blutes war gleichsam mit wilder Gewalt emporgesprungen. Daß Andrea nicht in Frieden mit Gott und sich selbst gestorben war, daß er selbst hier auf den Augenblick lauerte, in dem er sein Leben an eine Tat der Reue setzen durfte, war nur Schuld des Mannes aus dem Rat der Zehn.

Daniello war jetzt mit sich einig, daß er mit dem entscheidenden Schritt bis zum Anbruch der Dunkelheit warten müsse. Es war das beste, wenn er sich bis dahin still in seinem Fahrzeug verhielt und, im Fall ihn einer der Sbirren oder eine Wache in diesem Winkel entdecken sollte, sich schlafend stellte. Doch indem er dies bedachte, überwältigte ihn die Erschöpfung, er schlief in Wahrheit ein und schlummerte tief, wenn auch keineswegs sanft. Von Zeit zu Zeit zuckte die große Gestalt heftig zusammen und ballten sich die Fäuste Daniellos wild, zum Zeugnis, daß ihn keine sanften Träume wiegten. Übrigens belauschte niemand seinen Schlaf und seine Träume, kein Schritt und kein Ruderschlag drang in den verborgenen Winkel herein. Der Tag ging zu Ende, ehe Daniello auffuhr und ein paar Augenblicke nachsinnen mußte, um sich zu

erinnern, wer und wo er sei. Im Traum war er schon mit der jungen Chiara Cornaro draußen bei den Tre Porti auf der Flut gewesen und hatte gegen die wilden Wogen gekämpft, die das Meer dort in die Lagune hineinwarf. Wie er sich jetzt halben Leibes emporrichtete, sah er von dem Stück des Brückenbogens bei San Maurizio, das er von hier wahrnehmen konnte, eines der Pestfeuer leuchten und begriff, daß er noch in Venedig sei.

Doch bedurfte er kaum einiger Minuten, um sich völlig zu sammeln. Jetzt mußte getan sein, was er zu wagen gedachte. Kalt und fest prüfte er noch einmal im hereinbrechenden Dunkel die Ausrüstung seiner Gondel, dann kettete er diese los und führte sie um die nächste Ecke in den breiten Kanal, an dem das Wassertor des Palastes Morosini lag. Mit wenigen Schritten stand er vor der geschloßnen Pforte. Er pochte in der besondern Weise an, die nur den Vertrauten des Hauses bekannt war. Ein andrer Diener als Agostino öffnete ihm, nachdem der Gondolier seinen Namen genannt, und empfing ihn mit wenig verhehltem Erstaunen. Der Gondolier begnügte sich zu sagen: „Ich habe eine wichtige Meldung, die keinen längeren Aufschub duldet, für den erlauchten Signor Alvise.“ Dabei trat er tiefer in die Halle, die beinahe dunkel war, während draußen auf dem größeren Kanal und dem Campo San Stefano ein letzter rötlicher Dämmerschein lag. Der Pförtner versetzte mürrisch, auf ein Seitengemach deutend: „So tritt dort hinein und wasche dich zunächst.“ Er führte Daniello vor ein Becken mit Wasser und Weinessig und beobachtete sorgfältig, wie sich der Gondolier Gesicht und Hände wusch. Dann griff er zu einem silbernen Räucherfaß, dessen Inhalt er entzündete; ein scharfer, würziger Duft entströmte dem Gefäß.

Der Pförtner umkreiste hüstelnd den Eingetretenen und sagte endlich: „So wird's wohl genug sein, wenn du nicht aus besonders schlimmer Straße kommst.“ — „Ich habe den ganzen Nachmittag in freier Luft in meiner Gondel geschlafen,“ grollte Daniello dagegen. Nach einer letzten Schwenkung des Rauchfasses bedeutete ihn der Pförtner, daß er die Treppe empor folgen möge. Auf dem bronzenen Lichthalter in der Mitte der vierzig Stufen brannte eine einzige Wachskerze und droben vor den Gemächern des Hausherrn eine zweite. Es währte nur einige Minuten, bis Daniello eintreten durfte, aber in diesen Minuten fühlte er, wie ihm das Blut gegen die Schläfe pochte, und er faßte nach der Waffe, die er in seinem Kamisol verborgen hielt.

Auch das Gemach, über dessen Schwelle der Diener ihn treten ließ, war nur spärlich erhellt. Von einem reichen Lesepult, auf dem die Bekenntnisse des heiligen Augustinus und mancherlei Andachtsbücher aufgeschlagen waren, wandte sich der Herr des Hauses dem eintretenden Daniello entgegen. Alvise Morosini war, gleich dem Gondolier, ein Mann in der Mitte des Lebens. Die mittelgroße Gestalt des Senators, von feinem, fast zierlichem Gliederbau, trug einen schmalen, von rötlich blonden Locken umwallten Kopf; ein stattlicher Kinnbart von gleicher Farbe und dichte buschige Augenbrauen gaben dem Gesicht des Patriziers einen entschlosseneren Ausdruck als die weichen Züge und die grauen, zugleich forschenden und unergründlichen Augen. Jetzt lag sichtlich ein Schatten von Unmut, den die Meldung Daniellos hervorgerufen hatte, auf dem Gesicht des Signor Alvise. Er nahm mit dem ersten Blick wahr, daß der riesige Mann, der einen ungeschickten Versuch machte, sich tief vor ihm zu verneigen, in ungewöhnlicher Aufregung

sei — unwillkürlich trat er den einen Schritt, den er Daniello entgegengetan, wieder zurück. Mit wohllautender, eigentümlich gedämpfter Stimme sprach er dabei: „Daniello Barozzi, was führt dich zu mir?"

„Die Pflicht, edler Herr, Euch zu melden, daß mein Kamerad Andrea Rotto der grausamen Seuche erlegen ist!"

„Und du kommst von dem Toten hierher?" fragte das Haupt des Rates der Zehn. Seine Stimme schwoll nicht an, und doch war ein drohender, zürnender Klang in ihr vernehmbar.

„Verzeiht — ich habe eine Nacht und einen Tag verstreichen lassen und komme zu Euch, wie es schicklich ist in solcher Zeit! Ich habe schreiben gelernt, Herr, und hätte Euch durch ein Blatt den Tod des armen Andrea wissen lassen können; aber er hinterließ mir einen ernsten Auftrag, eine Forderung an Euch, Herr!"

„Eine Forderung?" wiederholte überrascht Alvise Morosini. Sein scharfes Ohr unterschied, daß Daniello anders sprach als sonst; in seinem Auge blitzte ein eigentümlicher Strahl auf, er hob den Kopf, um die Züge des Gondoliers genauer zu prüfen. Doch so rasch er war — Daniello, der seit zwölf Stunden diesem einen Augenblick entgegenlebte, kam dem Argwohn des Vielerfahrenen zuvor. Blitzschnell und mit aller Wucht seines starken Leibes hatte er sich auf Signor Alvise geworfen, seine Linke umspannte den Nacken des Senators, seine Rechte ließ den doppelschneidigen Dolch vor den Augen des Überwältigten blitzen, der mit erstarrender Zunge nur die Worte: „Ruchloser! Wahnsinniger!" hervorstieß, während seine Hand das Zeichen des Kreuzes zu machen versuchte.

„Wenn Ihr ruft und mich nicht hört, stoße ich zu! Das Eisen reicht für Euch und mich!" knirschte Daniello.

„Ich will nichts von Euch als eins — aber das eine muß ich haben, um meiner armen Seele willen, um Andreas willen, der sonst verflucht ist! Gebt mir das Leben der jungen Chiara Cornaro, wenn wir lebend aus diesem Gemach gehen sollen!“

Daniello fühlte, wie sich Signor Alvise unter seiner Hand wand, und drückte den Kopf seines Gebieters noch tiefer. Mit heiserem, aber dem Überwundenen völlig vernehmlichen Tone wiederholte er: „Ihr müßt Signorina Chiara mir anvertrauen, sie soll nicht gemordet werden wie ihr Vater!“

„Gottes Finger! Gottes Hand!“ ächzte Alvise Morosini, indem er doch einen neuen verzweifelten Versuch machte, die Faust des Gondoliers, die mit hartem Druck auf seinem Nacken ruhte, wegzustoßen. „Wahnsinniger — was willst du eigentlich von mir, wie soll ich dir das Leben des Mädchens sichern!“

„Meine Gondel liegt unten bereit!“ versetzte Daniello. „Ihr nehmt mich mit zur Tochter des Cornaro, denn ich gehe Euch nicht von der Seite, bis alles getan ist; Ihr befehlt dem Kinde und ihrer Aja, mit uns zu kommen, Ihr geleitet uns den Weg hinaus — den Ihr nur zu wohl kennt. Bei den Tre Porti steigen wir ans Land, wir ziehen unsres Weges, und Euch steht es frei, nach dieser gottverfluchten Stadt zurückzukehren!“

„Ehe ich ein Wort mit dir rede, will ich deiner frechen Faust ledig sein!“ entgegnete der Senator, und es gelang ihm diesmal wirklich, die Linke seines starken Gegners abzuschütteln. „Ich stehe unter deinem Dolch; stoß' zu, wenn du willst, aber besudle mich nicht. Und nun sage, du Wahnsinniger, was dich erfaßt hat, daß du zum frevelnden Empörer wirst!“

„Nennt mich, wie Ihr wollt, Herr!“ versetzte Daniello, mit funkelndem Auge jede leise Bewegung Morosinis scharf überwachend. „Mein Leben gilt mir keinen Quattrin, seit der Tod uns hier mit jedem Luftzug anweht. Aber ich will nicht sterben, wie der arme Andrea gestorben ist, mit der Bluttat auf der Seele, die wir an Orlando Cornaro — und der Teufel weiß an wieviel anderen — begangen haben. Für jenen Mord muß ich Buße tun in einem guten Werk. Ich muß, Herr, muß! Besinnt Euch darum nicht zu lange. Wo habt Ihr das Kind, das Ihr morden wollt wie den Vater?“

Der Senator vom erlauchten Rat der Zehn sah Daniello verstört in das bleiche Gesicht, und seiner Brust entrang sich ein schwerer Seufzer; doch sagte er: „Du fieberst von Mord und Blutschuld, wo die Sorge um den Staat mit gerechtem Urteil einen Frevler aus der Welt getilgt hat! Willst du weiser sein als deine Herren?“

„Ich will nichts, als gutmachen, was ich verbrochen!“ redete Daniello. „Tat ich's auf Euer Geheiß, so wäre Euch jetzt besser, daß Ihr mich nicht daran mahntet. Tröstet Euch am Staat von Venedig in Eurer Todesstunde. — Ich bin kein Nobile und weiß nur zu gut daß der Tod Signor Orlandos schnöder Mord war. Wer seid Ihr im Rat der Zehn, daß Ihr in Gottes Hand greifen wollt, und woher wußtet Ihr, daß es dem Cornaro nicht vielleicht zum Heile gereicht wäre, wenn sein Besitz zerrann? Doch bin ich nicht hier, um Euch zu predigen; gebt Chiara Cornaro in meine Hand, daß ich sie aus Venedig hinausbringe, und dann regiert die Republik, wie es Euch gefällt. An meinen Händen würde kein Blut sein, wenn ich bessre Obere gefunden hätte!“

„Und ich verzehrte mich nicht in innerer Qual, wenn

du und deinesgleichen uns die Mörderarme nicht geliehen hätten!“ schrie Alvise Morosini jetzt wild auf. „Tor, der du bist mit deinem Dolch und deinen frommen Vorsätzen; meinst du, daß ich nicht hundert Mittel hätte, dich auf dem Wege von diesem Gemach bis zu deiner Gondel unschädlich zu machen und in den Brunnen unter dem Dogenpalaste verfaulen zu lassen! Ich will es nicht, weil dich Gott mit gleicher Reue gestraft hat wie mich, weil wir gleiche Pein leiden! Seit die Pest in Venedig haust, geht der Schatten Orlando Cornaros neben mir, und ich muß Tag und Nacht sinnen, ob ich nicht meine Hand zu dem Urteil gegen ihn hätte weigern sollen.“

„Hättet Ihr wenigstens Erbarmen gezeigt, als er vor dem Kastell San Andrea um sein Leben flehte!“ sagte Daniello grollend. Im ersten Augenblick hatte er das Geständnis des hochgeborenen Herrn für eine List gehalten und seine Waffe nur um so krampfhafter gefaßt; jetzt, wie er in Signor Alvises Gesicht sah, ließ er beschämt und seltsam ergriffen die Hand sinken. Da schlug auch schon die bittere Antwort des Senators an sein Ohr: „Warum hast du und dein Andrea damals nicht Mitleid gefühlt? Hättet ihr das eine Mal eure Hilfe versagt, so wäre diese Stunde nie gekommen, Daniello Barozzi!“

„Laßt uns hier innehalten, edler Herr!“ rief der Gondolier, und ein Teil des unterwürfigen Tones, in dem er sein lebelang zu dem Patrizier gesprochen, kehrte in seine Stimme wieder. „Die Vorwürfe, die wir gegeneinander schleudern, sind wahr und wohlverdient — aber sie frommen zu nichts. Gott hat unsere Taten zugelassen, er nimmt vielleicht in seiner Gnade auch unsere Reue an. Wenn Euch, wie mir, der Tod Orlando Cornaros schwer auf der Seele liegt — warum habt Ihr

dann seine Tochter aus dem Frieden ihres Hauses gerissen?"

„Weil ich wähnte, daß ich sie hier besser vor der Seuche behüten könne, als in dem verfallenen Palast am Rio Polo. Weil mir's nicht Ruhe ließ, daß ich ihr den Vater genommen, und mich ein Traum überkam, ich wollte ihre Jugend hier pflegen lassen und mit meinem Gut die Lücken ausfüllen, die der unselige Orlando in das ihre gerissen. Ich hoffte, da mir ihr Anblick jetzt ein bitterer Vorwurf ist, in ihrem frischen Aufblühen Trost zu finden, und träumte, daß der Allbarmherzige mir einst durch ihr glückliches Lächeln Verzeihung künden würde!"

Alvise Morosini hatte dies mehr vor sich hin als zu Daniello gesprochen, der Gondolier aber kein Wort verloren. „Ihr rietet Euch wohl!" seufzte er. „Just so etwas zog durch mein Hirn. Und nun soll ich die ganze Schuld allein auf der Seele behalten und Ihr der Verzeihung allein gewiß werden, weil Ihr der große Herr seid, Signor Alvise?! Ich habe einen redlichen Anteil an der Reue, wollt Ihr mir nicht auch einen kleinen Anteil an der Buße und Versöhnung gönnen?"

Von dem gewaltigen Manne, der vorhin mit finsterem Entschluß und Trotz dem Herrn des Palastes gegenübergetreten war, schien wenig mehr übrig. Daniello Barozzi stand jetzt in beinahe demütiger Haltung vor dem Staatsinquisitor und hielt den Dolch gesenkt, wie ein Soldat, der seine Waffe übergeben will. Und obschon er seine Forderung noch mit kurzen Worten aussprach, so drückten seine Stimme und seine Augen, die er fest auf Signor Alvise gerichtet hielt, eine flehentliche Bitte aus. Der Senator, der sich nach der furchtbaren Erschütterung der letzten Minuten erst zu sammeln begann, hatte noch keine

Antwort gefunden, als leise an die Tür gepocht wurde. Die beiden, so ungleichen Männer fuhren jetzt gleichmäßig zusammen, Daniello verbarg rasch sein Stilett im Kamisol. Alvise Morosini, der bis hierher noch in gebeugter Haltung an seinem Lesepult gelehnt hatte, versuchte sich stolz emporzurichten und seine würdevolle Miene zurückzugewinnen. Auf ein heiseres „Tretet ein!" öffnete sich die Tür, eine Frauengestalt in dunkler Tracht zeigte sich auf der Schwelle und ein forschendes Augenpaar glitt von dem Herrn des Hauses zu dem fremden Manne hinüber, den die Eintretende offenbar hier nicht zu finden erwartete. Ein stummer Wink Morosinis bedeutete ihr zu sprechen, nach einigem Zögern hub sie an:

„Erlauchter Herr — wir hoffen, daß es nichts zu bedeuten habe, aber wir müssen doch Meldung tun. Madonna Chiara hat sich heute den ganzen Nachmittag nicht recht wohl gefühlt, über Kopfweh und fliegende Hitze geklagt und wir haben sie vorhin auf ihr Lager bringen müssen!"

Ein dumpfer Laut aus dem Munde Signor Alvises und des Gondoliers, der dicht neben dem Senator stand, unterbrach die Mitteilung der Aja, die verwundert sah, daß der Mann aus dem Volke beide Hände des edlen Morosini ergriff und sie zwischen die seinen preßte. Auf dem Gesicht jedes der beiden Männer las die Unglücksbotin, daß die Furcht, von der sie selbst erfüllt war, auch jene erfaßte. Alvise Morosini versetzte nur: „Laßt uns augenblicklich zu ihr gehen, Barbara!" Die Anrede war nur an die Aja gerichtet gewesen, aber Daniello Barozzi blieb kaum einen Schritt hinter dem Senator und folgte über den Bogengang des Palastes nach einer Reihe von Zimmern, in denen vor Jahren die verstorbene Gemahlin

des edlen Hausherrn gewohnt hatte. Eben stürzte die Cameriera des jungen Mädchens aus den Gemächern hervor und rief der Aja mit einer von Furcht und weinerlichem Trotz bebenden Stimme entgegen, daß sie nicht den Ausspruch des Arztes abwarten werde und auf der Stelle hinwegwolle. Weder die Pflegerin der jungen Chiara, noch der Staatsinquisitor und sein Schatten, Daniello, achteten auf das geängstigte, zitternde Mädchen. Signor Alvise fragte vor der Tür noch: „Ist nach dem Arzte gesandt?“ und Barbara begnügte sich, mit stummer Bejahung zu antworten, dann traten sie zu drei in die hohen, spärlich erhellten Zimmer, in denen die Schritte der Männer seltsam widerhallten. Im dritten Gemach brannte eine gläserne Lichtschale mit rötlichem Schein, der Marmorfußboden war mit dichten Teppichen bedeckt, ein prachtvoll geschnitztes Bett mit blauem Betthimmel nahm die halbe Breite des Raumes ein — in dem Bett aber, dessen seidene Decken bis auf den Teppich herabhingen, lag die zarte Gestalt eines etwa vierzehnjährigen jungen Mädchens, und den Eintretenden blickte ein schmales, blasses, schmerzlich verzogenes Gesicht entgegen. Chiara Cornaro hatte weiche und selbst für ihr zartes Alter zu kindliche Züge. Die dunklen, wehmütigen Augen lagen tief in bläulichen Ringen, die reichen lichtblonden Haare des Mädchens umrahmten schlicht die Stirn und fielen über das Kissen auf die Decke herab. Obschon dies Haar die einzige Schönheit des armen Kindes war, so erhöhte die Pracht und Fülle desselben jetzt nur den Ausdruck des Leidens auf ihrem Gesicht. Chiara hob ihren Kopf ein wenig, und als sie ihre Aja erkannte, versuchte sie zu lächeln. Sowie sich jedoch Signor Alvises Gestalt zeigte, bedeckte sie ihre Augen mit den Händen, und man sah

selbst im rötlichen Zwielicht der Ampel und unter der Decke, daß ein heftiges Zittern durch ihren Körper ging. Sie warf sich herum, so daß ihr Gesicht sich nach der Wand kehrte. Aber sie hatte zuvor doch noch Daniello wahrgenommen, der eben zögernd wie in einem verworrenen Traum über die Schwelle getreten war. Vernehmlich genug sagte sie zu ihrer Pflegerin: „Ich habe es dir gesagt, Barbara, sie kommen, um mich zu töten. Wenn du es vermagst, schicke sie hinweg — ich kann die beiden nicht sehen, ich sterbe, wenn ich sie sehen muß!“ Die Aja antwortete mit einem heftigen Kopfschütteln. Alvise Morosini trat näher an das Bett des armen Kindes, aber sein Bemühen, ihre Augen auf sich zu ziehen, blieb vergeblich. Mit düsterer und sorgenvoller Miene hörte er die entschuldigenden Worte Barbaras an, warf noch einen Blick auf Chiara und sagte dann, zu dem stummen Daniello gewandt: „Alle Anzeichen der schlimmen Krankheit fehlen, aber krank ist die Arme. Willst du etwas für sie und für dich tun, so schaffe den Arzt und einen Priester herzu, betritt aber kein Haus, in dem die Pest Einzug gehalten hat. Je eher du zurückkehrst, um so mehr Dank werde ich dir wissen!“

Daniello blickte dem Senator fest ins Gesicht; der letzte Argwohn, daß er hier nur ausgeschlossen und entfernt werden sollte, schwand aus seiner Seele, als er den bittenden, traurigen Ausdruck der Züge Morosinis wahrnahm. Der starke Mann atmete auf, daß er endlich tätig Buße tun könne, und verließ das Gemach mit eilendem Schritt. Als er die Palasttreppe hinabging, erinnerte er sich, mit welchen Empfindungen und Vorsätzen er vorhin hier emporgestiegen sei. Mit wildem Haß gegen Morosini war er gekommen; jetzt, wo er ihn in gleicher

Qual mit sich wußte, schien auch sein Haß verschwunden. Nichts war mehr lebendig und wirklich als das Bewußtsein seiner Schuld und die Angst um das blonde Kind des Orlando Cornaro.

Eine Stunde später fuhren Gasparo Castiglione, der berühmteste Arzt Venedigs, und ein junger Priester von der Kirche San Rocco, dessen unerschrockene Teilnahme an den Kranken in den letzten verhängnisvollen Wochen ganz Venedig gerühmt hatte, in Daniellos Gondel durch die nachtdunklen Kanäle zum Palast Morosini. Der Eifer des Gondoliers, von dessen geheimem Antrieb weder Arzt noch Priester etwas ahnten, und der Klang, den der Name des gefürchteten Staatshauptes hatte, waren von zauberkräftiger Wirkung gewesen. Als Daniello den beiden Männern auf den Stufen des großen Hauses zum Aussteigen die Hand reichte, überkam ihn zum ersten Male seit den letzten achtundvierzig Stunden ein Gefühl der Befreiung von seiner inneren Qual. Aber das Gefühl währte nur einen Augenblick, schon im nächsten vernahm er von dem Pförtner Pasquale, daß bei der Kunde von der Erkrankung des jungen Mädchens wiederum einige aus der kleinen Zahl von Dienern, die bisher im Palast Morosini zurückgeblieben waren, geflüchtet seien. Daniello mußte bei den umständlichen Vorbereitungen zum Eintritt, die Signor Gasparo um keinen Preis unterlassen hätte, Hilfe leisten. Erst dann stieg der Arzt mit einem leisen Seufzer die Treppe empor; er wußte am besten, wie wenig Hoffnung mit ihm kam. Daniello war es zumute, als solle er dem Doktor Castiglione zu Füßen fallen und ihn um das Leben der jungen Chiara anflehen. Signor Gasparo war nicht wenig betroffen, als ihn droben in den Gemächern, die das junge Fräulein bewohnte, der Staats-

inquisitor mit einem Ausdruck im Gesicht entgegentrat, welcher dem Ausdruck im groben Gesicht seines Gondoliers fast Zug um Zug glich. Obschon er in den letzten Schreckenswochen hart und rauh genug geworden war, unterdrückte der Arzt jetzt doch die Bemerkung, daß es sich ja nicht um Weib und Kind, sondern nur um eine Mündel dieses edlen Hauses handle. Er ging schweigend an das Lager des jungen Mädchens und nahm mit neuem Erstaunen wahr, daß ihm nicht nur Signor Morosini, sondern auch der Gondolier über die Schwelle des Krankenzimmers folgte. Er zog die Augenbrauen hoch, aber was der erlauchte Senator hinnahm, brauchte ihn nicht zu verletzen, und so beugte er sich auf das blasse Gesicht der Kranken und nahm nach dem ersten Blick ihre schlanken weißen Hände zwischen die seinen. Ein Lächeln spielte alsbald um die dünnen Lippen des Arztes, er wandte sich nach dem Herrn des Hauses zurück und sagte: „Zündet Eurem Schutzpatron die höchste Wachskerze an, die Ihr finden könnt, Signor Alvise — meiner braucht es hier nicht. Bei diesem edlen Kinde ist nicht das leiseste Anzeichen vorhanden, daß unser schlimmer levantischer Gast hier eingedrungen sei. Signorina Chiara scheint ein wenig leidend, doch mein Platz ist an anderen, schlimmeren Krankenbetten!“

Barbara, die Aja Chiaras, ließ einen frohen Laut vernehmen und umarmte mit schmeichelnden, zärtlichen Worten das blasse Kind. Der Senator und der Gondolier sahen dankbar auf den Arzt, der ein paar Schritte der Tür entgegentat. Signor Alvise faßte die Hand Castigliones. Er wies auf das Himmelbett zurück und flüsterte: „Die gute Kunde soll Euch nicht unbelohnt bleiben, Dottore. Doch Ihr seht, daß meine Schutzbefohlene

weint und sich elend fühlt; hegt Ihr sonst keine Furcht um sie? Habt Ihr kein Mittel, sie zu kräftigen?"

Signor Gasparo besann sich scheinbar einen Augenblick und prüfte noch einmal ernsthaft die Gruppe dort am Lager, in der die junge Chiara ihr Haupt an der Brust ihrer Pflegerin verbarg. „Meiner bedarf es nicht, wahrlich nicht!" wandte er sich dann ernst zu dem Herrn des Hauses. „Vielleicht würde der jungen Signorina andere Luft wohltun, auf Euren Gütern hinter Belluno, Signor Alvise, oder auch auf meinem Gute! — Vielleicht wird ihr das Herz leichter, wenn sie Venedig nicht mehr sieht. Die Tochter des armen Signor Orlando braucht mich nicht — vielleicht wäre ihr mein ehrwürdiger Freund von San Rocco willkommen. Mag sein, daß Ihr mehr darum wißt, Erlauchter, als ich! Ich muß hinweg, wir haben draußen das Schlimmste noch nicht überwunden, und solange ich auf diesen Füßen stehe, will ich tun, was ich vermag!"

Der ernste Mann schritt hinaus, von Morosini bis zur Schwelle des Flures geleitet, und wies noch im Gehen auf den Priester von San Rocco, der einen Sessel im Vorgemach genommen und einige Augenblicke von den Anstrengungen und den Erschütterungen der letzten Tage geruht hatte. Nichts von allem, was im Krankenzimmer drinnen geschehen und gesprochen, war ihm dabei entgangen. Pater Francescos Gesicht war vom edelsten Schnitt, aber so bleich, als ob nie ein Blutstropfen in diesen Wangen geflossen sei; die dichten schwarzen Haare, die noch vor wenigen Wochen, noch beim Beginn der Schreckenszeit seine Tonsur umkränzt hatten, waren grau geworden. Doch sein Haupt trug er ungebeugt und eine milde Ruhe sprach aus seinen Augen, als sie den forschenden Blicken des

Staatsinquisitors begegneten. Er erhob sich und trat mit Signor Alvise an das Lager des edlen Kindes heran.

„Faß dich, Herzchen! Fasse dich!“ flüsterte Jungfrau Barbara der weinenden Chiara zu. „Der ehrwürdige Padre Francesco wird dir Trost einsprechen; Trost, wie du ihn brauchst, Poveretta, denn du bist, dem heiligen Rocco sei Dank, nicht krank, und Gott behüte jedes Haar auf deinem lieben Haupte! Schlage die Augen auf, Kind, und heiße den ehrwürdigen Herrn willkommen.“

„Die allerheiligste Jungfrau möge ihn reich segnen!“ entgegnete Chiara Cornaro, indem sie sich ein wenig emporrichtete. „Aber, Barbara — ich kann nicht sprechen, solange die beiden mich ansehen, Signor Alvise und der fremde Mann dort! Mein Vater, wenn Ihr etwas vermögt, so sorgt, daß sie uns allein lassen, ich werde Euch vertrauen, wie es mir ziemt!“

Der Herr des Palastes und der Gondolier des Rates der Zehn hatten jedes Wort, das das Mädchen an den Priester gerichtet hatte, deutlich vernommen. Alvise Morosini preßte schweigend seine Hände ineinander und blickte düster auf den Teppich zu seinen Füßen. Daniello Barozzi aber vermochte sich nicht mehr zu beherrschen. Wie Posaunen des Gerichts klangen die leisen, zarten Laute des Kindes dort auf dem Lager in seiner Seele, vor seinen Augen standen abermals die Bilder der Nacht bei San Erasmo und der letzten Nacht. Er warf sich vor dem Bett nieder, versuchte die Hand des Mädchens, die in der des Priesters lag, zu erhaschen und stöhnte: „Stoßt meinen Dienst nicht zurück, Signorina! Ich will sein, was Ihr begehrt — Euer Gondolier, Euer Lastträger — der Hund Eures Hauses — nur vergönnt es mir, Euch zu dienen! Um der ewigen Barmherzigkeit willen, sagt nicht nein!“

Eine tiefe Stille folgte; Signor Alvise war zu spät herangeeilt, um den Schuldgenossen an seinem Tun zu hindern oder ein Wort noch aufzuhalten: Barbara und der Priester von San Rocco blickten betroffen auf die am Boden liegende große Gestalt und das flehend emporgewandte hagere Gesicht Daniellos. Die junge Chiara aber sank auf ihre Kissen zurück, wehrte mit beiden Händen ab und sagte: „Laßt mich — laßt mich allein! Mein lieber, mein armer Vater!“

In den wenigen Worten des Mädchens war ein Klang, den Daniello nicht ertrug. Er sprang wieder auf seine Füße empor, schüttelte die kurzen schwarzen Haare, daß sie ihm in die Stirn fielen, und warf einen erbitterten Blick auf Alvise Morosini, der ihn nach der Tür des Gemachs winkte. Pater Francesco tauschte einige leise Worte mit Chiara, dann näherte er sich ernst den beiden Männern und redete den Senator an:

„Laßt mich kurze Zeit mit diesem armen Kinde allein, vieledler Herr. Ihre junge Seele ist erregt, und sie bedarf Ruhe und eines klaren Zuspruchs — verzeiht Ihr inzwischen, wenn sie Euch die Sorgfalt, die Ihr für sie hegt, noch nicht zu danken vermag.“

Mit gesenkter Stirn trat Morosini hinter dem Gondolier drein in das Vorzimmer. Pater Francesco schloß die Tür nach dem Schlafgemach des Kindes, Signor Alvise aber riß jene auf, die nach der großen Galerie längs der Treppe führte, um ein wenig Licht in den völlig dunklen Raum fallen zu lassen, in dem er jetzt mit Daniello allein war. Das eine Fenster nach dem Kanal hinaus war schon offen; die Nachtluft, feucht und schwül wie gestern, zog herein und bewegte die schweren Sammetvorhänge, Signor Alvise warf sich auf eine Ruhebank

nahe der Tür, Daniello war zwischen die Vorhänge getreten, um einen freien Atemzug zu tun. Die Blicke der beiden Männer trafen sich — aus jedem Blick sprach nicht Haß, aber bitterer Groll.

„Wärest du heut nicht hierher gekommen, Unglückssohn, so hätte ich wohl ihr Mißtrauen gegen mich überwunden!“ brach der Nobile endlich los. „Dein Galgengesicht hat jeden schlimmen Gedanken in ihr neu geweckt! Ich hätte sie zur Tochter gewonnen und meine Seele befreit und die deine dazu, ohne dein Zutun, du Tor!“

„Hättet Ihr sie nicht aus dem Hause ihres Vaters gerissen, sie hätte sich meine armen Dienste wohl gefallen lassen!“ gab Daniello grollend zurück. „Wenn das Kind ahnt, daß wir um ihres Vaters letzte Stunde mehr wissen als sie selbst, so weiß sie hoffentlich auch, daß nicht wir geringen Leute die Blutbefehle schreiben. Wäre Gott mir gnädig gewesen — ich hätte meine Hände zum Schemel ihrer Füße gemacht.“

Und der harte, starke Mann wandte sich ab, bog sich aus dem Fenster und schaute auf den Kanal hinaus und versuchte im Dunkel die Gondel zu erkennen, mit der er jetzt, seinem Traum nach, schon weit draußen auf den Lagunen sein sollte. Der Herr des Palastes blickte verächtlich zu diesem Kleinmut drein. Er versuchte, seinen Stolz und das ruhige, undurchdringliche Gesicht, das er sonst der Welt gezeigt hatte, für einen Augenblick zurückzugewinnen. „Wenn sie meine Hand hinwegstößt — so habe ich getan, was ich vermocht. Ich will nicht in elender Furcht vor Schatten hinleben, will nicht mit unfruchtbarer Reue meine Tage vergeuden! Ob Orlando Cornaro mit Recht oder Unrecht den Tod erlitten hat — die Republik hat ihn verurteilt. Die Republik spricht mich

los und wird auch einen Narren wie dich nicht vergessen, Daniello!"

„Laßt Euch denn von Eurer Republik Seelentrost geben und eine ruhige Sterbestunde, Signor Alvise!" rief Daniello, und durch seine Stimme klang jetzt ein grimmiger Hohn. „Könnt Ihr Euren Frieden im Rat der Zehn zurückgewinnen — um so besser für Euch! Mir aber, und wenn mich der heilige Vater selbst von der Schuld an diesem Mord losspräche — mir hülfe es nicht. Ein gutes Wort aus dem Munde des Kindes da drinnen gälte mir mehr — doch das Wort werde ich nicht hören!"

Alvise Morosini vernahm die Worte Daniellos, die so ketzerisch klangen und doch einen Widerhall in seiner eigenen Seele weckten. Düster und unruhig schritt er im Vorgemach und draußen auf der Galerie auf und ab, wich dem Blick seines Schuldgenossen aus und blieb von Zeit zu Zeit an der Tür stehen, hinter der Pater Francesco mit der Tochter Cornaros und ihrer Aja zurückgeblieben war. Er vernahm ein Schwirren und Flüstern, aber selbst sein scharfes Ohr unterschied keinen Laut, und mit einem tiefen Seufzer setzte der Nobile die rastlose Wanderung fort. Daniello rührte sich kaum von der Stelle, er starrte bald traurig und gespannt nach der geschlossenen Tür, bald finster hinter Morosini drein, bald träumerisch aus dem Fenster des Gemachs. Draußen herrschte tiefe Stille, nur von Zeit zu Zeit vernahm der Lauscher schwere Ruderschläge und den warnenden Anruf von den Totenschiffen, die die Opfer des Tages nach San Michele führten.

So vergingen fast zwei schwüle Stunden, bis sich mit einemmal die Tür zu Chiaras Schlafgemach öffnete und Pater Francesco heraustrat. Er trug einen Arm-

leuchter, dessen drei Kerzen er drinnen entzündet hatte, in der Hand, der Ausdruck seines Gesichtes war still und ernst. Er setzte den Leuchter auf einem reichen Schrein nieder, der an der Langwand des Zimmers stand, und nahm zugleich das kunstreich geschnitzte elfenbeinerne Kruzifix, das den Schrank zierte, in seine Hand, gab Daniello einen stummen Wink, näher zu treten, und wandte sich dann an den Senator:

„Signor Alvise," sagte er leise, „Barbara Gradi hat mir alles vertraut, was Ihr für Orlando Cornaros Tochter getan habt und welche edlen Absichten Ihr für das vaterlose Kind hegt. Ich fühle Euch nach, wie sehr Ihr unter der Störrigkeit des seltsamen Mädchens leiden müßt — ich habe ihr das Gewissen gerührt und habe ihr auch begreiflich gemacht, was es in einer Zeit wie dieser heißen will, daß sich ihr ein wackerer Mann freiwillig zum Dienst erbietet, wie du getan hast, Daniello Barozzi! Doch die junge Seele Chiaras wird von einer dunklen Furcht gequält, einem, wie ich zu Gott hoffe, törichten Argwohn, den Ihr dem Schicksal des armen Kindes zugute halten müßt. Ihr Vater war ein Wüstling und frevelnder Verschwender — aber ihr Vater! — und sie hat ihn geliebt mit der ganzen Kraft ihrer reinen, jungen Seele. Orlando Cornaro ist verschwunden, ist wahrscheinlich tot; dunkle Gerüchte über sein Ende durchschwirren Venedig und sind bis zu seinem Kinde gedrungen. So hat sich die Angst in ihr ungeprüftes Herz geschlichen, daß jeder, der ihr naht und nach ihrem Schicksal fragt, etwas vom Ende ihres Vaters wisse. Ich habe ihr nicht verhehlt, daß solcher Argwohn Unrecht, ja schwere Sünde werden könne — doch mein Wort allein reicht nicht aus, Frieden und heitere Dankbarkeit in die geängstigte junge Seele zu

bringen. So habe ich ihr denn gelobt, Euch auf das Kreuz des Erlösers zu befragen, ob sie Euch unrecht tut. Schwört mir, daß Ihr keine Schuld am Ende Orlando Cornaros tragt, auch wenn Ihr vielleicht darum wißt, erlauchter Herr, und schwöre du das gleiche, Daniello!"

Alvise Morosini und Daniello waren, wie von dunkler Gewalt angezogen, Pater Francesco näher getreten, der das schimmernde Kruzifix erhoben hatte und ihnen entgegenstreckte. Der Senator suchte mit den bleichen, zuckenden Lippen nach einem Wort, das er nicht fand — auch aus Daniellos Brust entrangen sich nur dumpfe, undeutliche Laute, die sich der Priester von San Rocco deuten mochte. Fester sah er beiden Männern ins Gesicht, langsam senkte sich die Hand mit dem erhobenen Gottesbild; die beiden ungleichen Männer standen zitternd vor ihm, wie von gleichem Frost geschüttelt. Plötzlich sagte der Herr des Hauses: „Ich dürfte schwören, daß ich ohne persönliche Schuld sei — ich weiß nicht, warum der eine die Sünde von zehn Genossen tragen soll. Der Staat von Venedig hat Orlando Cornaro verurteilt, nicht ich! Aber — ich will tragen, was ich einmal auf mich genommen habe! Ich hoffte, Buße zu tun, still, in treuer Fürsorge für die Tochter des Toten. Wenn es nicht sein soll, so nennt mich schuldig — den Eid, den Ihr begehrt, will Alvise Morosini nicht schwören!"

Daniello Barozzi, der die überlegten Worte seines edlen Genossen kaum vernahm, stöhnte nur: „Ich kann nicht schwören. Ich und Andrea Rotto waren seine Mörder. Bittet seine Tochter, daß sie mir um der Barmherzigkeit Gottes willen vergeben und mich um sich dulden soll!"

„Sie wird Euch vergeben, ja, sie hat es schon getan!"

entgegnete Pater Francesco. „Aber die Buße, deren Gott uns würdigt, wählen wir nicht nach unserm Gefallen, sie wird uns auferlegt. Das junge Fräulein da drinnen hat mir geloben müssen, falls ich Euren Schwur zurückbrächte, Euch willig zu vertrauen — ich aber habe ihr gelobt, sie aus diesem Palast hinweg zum Hause ihres Vaters oder aus Venedig zu führen, so Ihr nicht schwören könntet. Ich werde mein Wort einlösen. Ihr müßt begreifen, Signor Alvise, daß, sowie ich in das Gemach da drinnen zurücktrete und dem armen Kinde nicht sagen kann, daß ihr Argwohn völlig grundlos gewesen — Signorina Chiaras Bleibens hier nicht ist. Wollt Ihr Eurer Schutzbefohlenen bis heute eine letzte Guttat erweisen, so stellt uns und ihren Dienerinnen einen der Pässe aus, die es gestatten, diese Stadt zu verlassen. Gasparo Castiglione hat sein Landgut bei Belluno zur Zuflucht für Chiara Cornaro angeboten. Je eher sie dorthin kommt, um so besser wird es sein. Ich will eine der barmherzigen Schwestern zu ihr senden, und Barbara soll ihre junge Herrin bis dahin allein behüten!“

„Ihr sollt den Paß haben!“ versetzte Alvise Morosini ruhig, als der Priester von San Rocco ihn erwartungsvoll ansah. „Seine Ausstellung wird mein letztes Tun als Mitglied des Rates der Zehn sein — ich trete noch morgen aus dem Senat der Republik und werde versuchen, einen Weg zur Barmherzigkeit Gottes zu finden. Der Himmel will unsere Buße nicht so leicht sein lassen, als wir sie gewähnt haben, Daniello!“

„Und ich darf Signorina Chiara nicht wenigstens in meiner Gondel bis zur Terra Ferma führen?“ murmelte Daniello und streckte seine Hände flehend gegen Pater Francesco aus.

„Dein Anblick könnte ihr Leben gefährden, was du ja nicht willst, Daniello!“ entgegnete der Priester. „Venedig hat heute keinen Mangel an Verlassenen und Bedrängten, denen du dein Reueopfer bringen kannst. Ihre Vergebung soll dir noch einmal ausdrücklich werden, aber jetzt gib Raum und laß die Bedrängte da innen wieder freier atmen!“

Pater Francescos Ton war milder und wärmer geworden als wenige Minuten zuvor, er sah mit erbarmender Teilnahme, wie der Staatsinquisitor und der Gondolier ihre Häupter senkten und in düsterem Schweigen einander gegenüber standen. Seine Hand machte das Zeichen des Segens über sie, unhörbar setzte er das Kruzifix, das er vorhin vom Schrein genommen, wieder an seine Stelle, mit der Rechten deutete er feierlich darauf zurück, während seine Linke geräuschlos die Tür zu dem Innenzimmer öffnete.

Einen Augenblick später waren die Schuldgenossen allein. Alvise Morosini trat, ohne ein Wort zu sprechen, den Rückweg zu jenem Zimmer an, in dem ihn Daniello Barozzi am heutigen Abend zuerst erblickt hatte. Der Gondolier folgte ihm schweigend und hing mit gespannten Blicken an Mienen und Lippen des Senators. Morosini griff alsbald zur Feder und fertigte, während Daniello lautlos harrend stand, den Paß aus, der Chiara Cornaro und drei Begleiterinnen erlaubte, bei Tageslicht die Stadt und die Lagunen zu verlassen. Dann sagte er ruhig:

„Merk auf, Daniello! Die Serviten gründen eine neue strenge Brüderschaft zur Pflege der Pestkranken und aller Unheilbaren. Ich werde morgen alle meine Güter zur einen Hälfte an die Tochter des Orlando Cornaro, zur

andern an die Serviten geben und mich ihrem Orden angeloben!“

Daniello warf sich vor dem Mitglied des hohen Rates der Zehn auf die Knie und stammelte:

„Laßt mir mein Recht, Herr, und meinen Teil der Buße! Ich bin Euch auf den schlimmen Wegen gefolgt, Herr — so Ihr einen guten Weg wißt, so laßt mich ihn mit Euch gehen! Ihr seid es mir und der Seele des armen Andrea schuldig, daß ich in Eurem Orden als demütig dienender Bruder Aufnahme und Hoffnung auf das Heil meiner Seele finde!“

Der Pate des Todes.

Vor einer Viertelstunde war der stattliche, junge Mann im Gasthof auf dem Inselberge angelangt, dem er über den Rennsteig von der „Hohen Sonne“ her zugewandert war. Er hatte glücklich eines der letzten freien Kämmerchen für sich zum Nachtquartier erhalten, war hinaufgegangen, um sein Ränzel abzulegen und den Staub eines langen heißen Sommertages im frischen Wasser abzuspülen. Jetzt saß er im großen Gastzimmer, hatte sich bei dem aufwartenden Kellner ein verspätetes Mittagsessen bestellt, erquickte sich mit sichtlichem Behagen an Würzburger Wein und Harzer Sauerbrunnen und richtete, da eben der Wirt selbst in seine Nähe kam, an diesen die Frage: „Sie haben hoffentlich keine Briefe, kein Telegramm für mich — Doktor Buchhoff aus Berlin?“

„Doktor Buchhoff — Erwin Buchhoff?“ fragte der Wirt zurück und blickte aufmerksam grüßend den schlanken Fremden mit dem bräunlichen Gesicht, den dunklen Augen und dem kurzgestutzten, dunklen Vollbart an.

„Gewiß, Doktor Erwin Buchhoff! Haben Sie wirklich etwas für mich?“ klang die Antwort, und der Frager, der schon aus der Nennung seines Vornamens und der Miene des Wirtes erriet, daß mehr für ihn angelangt sei, als ihm lieb sein konnte, erhob sich von dem Sitze, den er kaum erst eingenommen hatte.

„Allerdings, Herr Doktor — zwei Telegramme, ein

Brief und draußen ist auch schon seit drei Stunden der Kutscher mit dem Wagen aus dem Bergfelder Schloß, der von Brotterode heraufgekommen ist!“ Damit wandte sich der Wirt nach dem Nebenzimmer und zu dem Glaskasten, in dem er Briefe und Schriften aufzubewahren pflegte. Der Ankömmling folgte ihm auf dem Fuße, warf einen Blick auf die Handschrift des Briefumschlags und riß dann die verschlossenen Depeschen auf. Indem er sie überflog, konnte der Wirt wahrnehmen, wie eigentümlich scharf und fest das Auge des Fremden auf den wenigen Zeilen ruhte. Doktor Buchhoff entging nicht, daß die kurze Verhandlung mit dem Wirt ihm neugierige Blicke von verschiedenen mit Gästen besetzten Tischen des großen Gastzimmers her eingetragen hatte. So sagte er also leiser, als er seither gesprochen hatte: „Nach diesen Depeschen werde ich heute abend und morgen früh nicht bleiben können — Sie mögen mein kleines Zimmer weiter vergeben! Aber essen muß ich erst hier — ich bin von der siebenstündigen Fußwanderung zu matt und hungrig. Sagten Sie nicht, daß schon ein Wagen und ein Kutscher für mich da wären?“

„Gewiß, Herr Doktor — der Martin Vollborn aus Klein-Schmalkalden, mit einem landgräflichen Jagdwagen!“ versetzte der Wirt, der inzwischen in seinem Gemüt die Anstalten, mit denen man nach dem fremden Arzt verlangte, und die Jugend desselben verglichen hatte, und in dessen Augen der Gast an Wichtigkeit wuchs. „Soll ich ihn hereinschicken, ihm sagen, daß der Herr Doktor angekommen sind?“

„Warten Sie, bis ich mich halbwegs gestärkt habe,“ entschied Doktor Buchhoff. „Wenn er schon stundenlang wartet, wird er ungeduldig sein, und eine kurze Rast

muß ich mir gönnen. Lassen Sie mir mit der Suppe gleich meine Rechnung bringen und sagen Sie dem Zimmermädchen, daß sie meine Tasche und mein Plaid wieder herunterbringt. Ich habe nichts ausgepackt als meine Bürsten und ein Stück Seife."

Doktor Buchhoff begab sich nach seinem Sitze in der Nähe des offenstehenden Fensters zurück, legte die beiden Drahtbotschaften vor sich auf den Tisch und verglich sie noch einmal prüfend. Sie waren klar genug und ließen keinen Zweifel. Die eine lautete: „Doktor Erwin Buchhoff. Inselsberg. Professor Heiding telegraphiert an mich, wie folgt: Schicken Sie mir, wenn irgend möglich, Buchhoff nach Schloß Bergfeld, ober Schmalkalden. Gab ihm Adressen Inselsberg und Schmücke. Willovius." Die andere: „Doktor Erwin Buchhoff aus Berlin. Inselsberg. Bin nicht auf dem Gute. Komme sofort nach Empfang zu mir, Schloß Bergfeld. Heiding." Und da war auch der Brief von Heidings Hand. Er trug, wie Doktor Erwin erst jetzt bemerkte, keinen Poststempel; vermutlich hatte ihn der Kutscher, von dem der Wirt gesprochen hatte, mit hier heraufgebracht. Mit einem leisen Seufzer öffnete der junge Mann das Schreiben, obschon er den Inhalt zuvor wußte. Nachdem er es gelesen, saß er nachdenklich, auf seinem Holzstuhl ein wenig zurückgelehnt. Die Aussicht nach der zum Teil heißen und anstrengenden Fußwanderung über den Rennsteig, ein paar Stunden bergab und waldein im Wagen gerüttelt zu werden, erschien ihm nicht lieblich. Aber im Grunde geschah nur, was er in Berlin vor seiner Abreise voraus befürchtet hatte.

Der ungewöhnlich heiße Hochsommer war bereits bis in den August vorgerückt gewesen und die Morgen und

Abende begannen schon wieder kühler zu werden, ehe es ihm gelungen war, den durchglühten Steinmassen der großen Hauptstadt und den zahlreichen, ernsten Pflichten, die er dort auf sich genommen hatte, aufatmend zu entrinnen. Seit vier Jahren war es die erste Erholung, die er sich auf Wochen oder auf Tage gönnen durfte. Denn der gefeierte Universitätslehrer und Arzt, zu dessen Schülern und jüngeren Beiständen er gehörte, hatte, als Doktor Buchhoff Sehnsucht nach den Alpen verriet, ihn dringend gebeten, sich nicht allzuweit von Berlin zu entfernen. Geheimrat Willovius wollte seine eigene Seebadkur bis zu dem Zeitpunkt verschieben, wo Doktor Buchhoff, der einzige von seinen Assistenten, der ihn schon selbständig vertreten konnte, zurückgekehrt sein würde. Doch auch für die kurze Erholungsfrist hatte der Geheimrat die Möglichkeit, den jungen Kollegen in einem äußersten Fall rasch zurückrufen zu können, lebhaft befürwortet. So hatte sich Doktor Buchhoff entschließen müssen, seine Schritte nur nach Thüringen zu lenken, von wo, wie Willovius fast vergnügt bemerkte, man jederzeit am Tage des Empfangs einer telegraphischen Botschaft wieder nach Berlin zurückzugelangen vermöge. Zur Sicherstellung solcher Botschaft waren die Stationen der geplanten Reise sorgfältig bemerkt worden, nur mühsam hatte Doktor Buchhoff seinen Lieblingsvorsatz, quer über den einsamen Rennsteig zu wandern, gegen den Einwand aufrecht erhalten, daß es von dort überall zu weit zur Eisenbahn sei. Die Nachwirkung dieser Gespräche hatte der junge Arzt in den ersten Tagen seiner Reise nur allzu lebhaft empfunden. Es war ihm, während er die Parks bei Weimar durchstrich und durch schattige Wälder und Waldgründe seinen Weg nach Paulinzelle und Ilmenau ver-

folgte, immer noch zumute gewesen, als klirre ihm eine Fessel am Bein, und so oft Telegraphenstangen seine Straße begleiteten, hatte er sehr argwöhnisch zu den Drähten emporgeblickt, ja, wenn er am Abend die Herberge betrat, die Frage nach Briefen oder Telegrammen für Doktor Erwin Buchhoff ohne seine gewöhnliche ruhige Entschiedenheit hervorgebracht. Erst nach Verlauf einer Woche und nachdem er in Eisenach einen liebenswürdig beruhigenden Brief des Geheimrats Willovius vorgefunden hatte, begann der Reisende zu hoffen, daß es sich um eine überflüssige Vorsichtsmaßregel gehandelt habe und daß er sich der schwer errungenen Ferienwochen ohne Zwischenfall und Unterbrechung erfreuen werde. In dieser Hoffnung hatte Doktor Erwin am Morgen des heutigen Tages bei der Hohen Sonne den Rennsteig betreten, hatte durch die im Morgenwind schwankenden Rahmen des Buchengezweigs noch einmal nach der schimmernden Wartburg zurückgeschaut und war dann in die tiefe Stille, den erquickenden Schatten der übergrünten alten Hochstraße getaucht, um vor dem Spätabend den Gasthof auf dem Inselsberg zu erreichen.

Nun war er an diesem Ziele angelangt, und es gewann den Anschein, als ob der sonnige Tag auf dem einsamen Rennsteig, der hinter ihm lag, der letzte beglückende Reisetag bleiben sollte. Immer wieder blickte er auf Professor Heidings inhaltschwere Zeilen und erinnerte sich, wieviel er gerade am heutigen Tage dieses Paten, seines ersten Lehrers und Wohltäters, gedacht habe. Seit Jahren hatte er heute, auf der stundenlangen, traumstillen Wanderung, hoch über grünen Waldwegen und blauen Hügelzügen, wieder einmal seinen Erinnerungen leben dürfen. Arbeitend, forschend, Tag für Tag und unge-

zählte Nächte hindurch tätig, in seinen wenigen Erholungsstunden im Kreise von Fachgenossen und Freunden weilend, hatte Erwin Buchhoff selten Augenblicke gehabt, in denen er sich selbst gehörte und rückwärts schauen konnte. Heute aber hatte sich aus dem Gedanken, den Rennsteig nur bis zur Schmücke zu verfolgen und dann seinen Paten und väterlichen Freund, den Würzburger Professor Heiding zu besuchen, der die Sommer auf einem ihm gehörigen waldeinsamen Gute in der Nähe von Suhl verbrachte, ein buntes Gewebe von vergangenen Tagen und weit zurückliegenden Erlebnissen hervorgesponnen. So oft sich Erwin auch emporrichtete und sich sagte, daß es der träumerischen zwecklosen Erinnerungen genug sei, so waren doch die Bilder der alten Tage mit dem Harzduft der Tannen, unter denen er hinging, und mit den flirrenden Sonnenstrahlen, die den letzten Morgentau von Zweigen und Halmen sogen, auf ihn eingedrungen. Ob er wollte oder nicht, mit jedem Gedanken an Heiding verband sich das dankbare Gefühl, daß er dem ausgezeichneten Manne im Grunde alles schulde und nur durch dessen aufopfernde Hilfe allen seinen Lebenszielen näher gekommen sei. Wenn er sich heute darauf gefreut hatte, Heiding viel Neues zu berichten: ein paar schwierige Operationen, die ihm glücklich gelungen waren, die Vollendung einer wissenschaftlichen Arbeit, zu der ihm sein alter Lehrer vorzeiten die erste Anregung gegeben hatte, die gewisse Aussicht auf die außerordentliche Professur nach drei Dozentenjahren — so mußte er eben auch der Vergangenheit bis in die Knabenzeit zurück gedenken. Und so hatte er heute sich selbst, den armen Weingärtnersbuben vom Würzburger Frauenberg, wieder erblickt, der mit scheuer Ehrfurcht zu seinem Taufpaten, dem Professor Erwin Heiding, empor-

schaute und sich erst nach und nach bewußt ward, daß der Universitätslehrer Wohlgefallen an seinem aufgeweckten Wesen fand. Er hatte den Ton wieder gehört, in dem ihm Heiding eines Tages ankündigte, daß er die Lateinschule besuchen solle, und sein eigenes weithinschallendes Jauchzen bei dieser Freudenkunde war in seiner Seele neu erwacht. Er hatte, während er über den Heidekrautteppich des Rennsteigs hinschritt, auf viele Jahre zurückschauen müssen, in denen der Schüler, der Student, der junge Arzt immer und überall die Hilfe, die Lehre, den Rat und die nie ermüdende Teilnahme seines Paten gefunden hatte. Was er wußte und war, blieb Heidings Werk, und Erwin Buchhoff würde nie daran gedacht haben, sein Leben von dem des Meisters zu trennen, wenn nicht der Professor selbst, mit der großartigen Selbstlosigkeit, die ihn durchdrang, seinen Paten auf neue Wege gewiesen, ihn von sich hinweg nach Berlin gesendet hätte. Der Erfahrene hatte recht gehabt — recht wie immer! sagte Doktor Buchhoff mitten im stummen Selbstgespräch laut vor sich hin. Aber selbst heute noch empfand der junge Mann, wie schwer ihm doch seinerzeit die Trennung von dem väterlichen und treuen Freunde gefallen war. Mit dem ersten Gedanken an eine notwendige Erholungsreise hatte sich der Wunsch verknüpft, Heiding wiederzusehen, und nur die Gewißheit der Begegnung mit ihm, auch bei der kürzeren Ausfahrt, hatte Erwin ohne allzu schweren inneren Kampf auf die Alpen Verzicht leisten lassen.

Jetzt war ihm das ersehnte Wiedersehen noch an diesem Abend gewiß, aber anders und an andrer Stelle, als er es auf dem einsamen Pfad und im Schatten breitästiger Buchen geträumt hatte. Sein Mittagessen erschien;

er nahm es ohne Hast, doch nicht mit dem Behagen wirklicher Ruhe ein und würzte sich die wenigen leichten Speisen, indem er nochmals Professor Heidings Brief durchlas. Dem mit der Rechnung herzutretenden Wirt sagte er, noch in den Brief blickend:

„Sie können also dem Bergfelder Kutscher wissen lassen, daß ich gefunden bin und daß er anspannen mag, wenn's denn einmal sein muß. Sind Sie im Bergfelder Schloß bekannt? Wer ist die kranke Dame dort — die Prinzessin von Grumbach?"

„Eine jüngere Schwester des Landgrafen Heinrich Durchlaucht! Der alte Landgraf Philipp war dreimal verheiratet, zuletzt mit einer Gräfin Ostheim, von der sie die Tochter ist. Sie soll lebensgefährlich krank sein!"

„Es scheint so," erwiderte der junge Arzt kurz. „Lassen Sie mir noch eine Tasse Kaffee geben und erinnern Sie das Mädchen an meine paar Sachen. Sobald der Kutscher fertig ist, will ich abfahren."

Er hatte die harmlose Redseligkeit des Wirtes unterbrechen wollen und erfuhr alsbald, daß er wohl getan haben würde, mit diesem bis zu seiner Abfahrt zu plaudern. Denn der Wirt erfüllte zwar auf der Stelle die Wünsche und Aufträge seines jungen Gastes, trat aber dann zu anderen Tischen und erzählte, immer den Blick fest auf den Berliner Arzt heftend und die Blicke anderer Reisender auf ihn lenkend. Bald schlugen die Namen der Landgrafen Philipp und Heinrich, der Prinzessin von Grumbach, die er selbst zum erstenmal vernommen, aus dem rücksichtslosen Geplauder verschiedener Gruppen an sein Ohr. Ein älterer Herr — sichtlich ein kleinstaatlicher Beamter, der in allem Hofklatsch der Welt zu Hause schien — ließ, die umsitzenden Gäste belehrend, Doktor Erwin

mehr von dem Hause erfahren, in das er gerufen war, als er vorderhand zu wissen begehrte. Wenn er noch zehn Minuten dort hinüber hörte, würde er in Schloß Bergfeld beinahe so gut Bescheid wissen, als in Geheimrat Willovius' Villa am Berliner Tiergarten — es war Zeit, daß er aufbrach. Zum Glück brachte man ihm den Kaffee und gleich darauf stellte sich auch der Kutscher vor, ein baumlanger Gesell, der gewohnheitsgemäß unter jeder Tür den Kopf in die Schultern zog. Er trug braune Livree mit Silber und grüßte militärisch, der Wirt hatte auf den jungen Arzt gewiesen, aber Martin Vollborn hätte des Fingerzeiges nicht bedurft. Er erkannte den rechten Mann sofort, meldete kurz, daß eingespannt sei und daß, wenn der Herr Doktor sich beeile, man noch vor Nacht an Ort und Stelle sein könne.

„Und mich dünkt, Herr Doktor, der alte Herr Professor, den ich vor drei Tagen aus Suhl geholt, wird froh sein, wenn er Sie zur Seite hat," fügte der Thüringer hinzu. Der Ausdruck seiner Augen, seines Mundes ließen dem jungen Arzt keinen Zweifel, daß ihm eine wohlwollende Anerkennung gewidmet werden sollte.

Er lächelte und sagte kurz: „Professor Heiding ist der Mann, ohne jeden Beistand zu helfen, wenn geholfen werden kann."

„Ich sehe, was ich sehe," meinte Martin Vollborn hartnäckig. „Festes Auge und feste Hand schaden niemalen, das muß ein alter Soldat wissen!"

Erwin Buchhoff fand für gut, nichts mehr zu erwidern, er trat von dem Kutscher und dem Wirt begleitet vor das Haus, an dessen Stufen der hochsitzige, leichte Jagdwagen, mit einem Paar stattlicher Rappen bespannt, hielt. Das kleine Gepäck des Fußwanderers lag auf dem

Rücksitz, dessen linke Hälfte für ihn freigeblieben war. Der junge Arzt stieg auf, der Kutscher hatte die Zügel ergriffen, und die ungeduldig gewordenen Pferde zogen an, ehe sich Martin in den Bock zu schwingen vermochte. Aber mit mehr Gewandtheit, als man der langen, steifen Gestalt zutrauen mochte, kam er zurecht, während der Wagen schon die Straße abwärts rasselte und Doktor Erwin, noch einmal nach dem Gasthof zurücksehend, wahrnahm, daß ihm aus Tür und Fenstern teilnehmend neugierige Blicke genug folgten. Er schlug, der plötzlichen Unterbrechung seiner Reise nachsinnend, die schützende Decke um sich. Hier oben auf der Höhe lag noch immer Abendsonnenschein, die Baumwipfel schimmerten in Gold und Glut, aber aus den tiefer liegenden Talschluchten quoll es kühl empor. Der junge Mann atmete mit Behagen noch einmal den Walddust, der ihn während des Wandertages umhaucht hatte — im Vorgefühl, daß es mit seiner Erholung zu Ende sein werde. Während er gewiß genug war, einer sehr ernsten Pflicht entgegenzufahren, regte sich etwas wie die Lust zu einem Abenteuer in ihm. Die ungewohnte Art, wie der Ruf zu dieser Pflicht an ihn ergangen war, und die Unbekanntschaft mit dem Ort und allen Verhältnissen, denen er auf Wunsch seines alten Lehrers zueilte, gaben einem im Leben des Arztes nicht ungewöhnlichen Ereignis einen fremdartigen Reiz und Hauch.

Die Straße senkte sich tiefer, rechts und links von langen Waldzügen eingesäumt, lag sie schon im vollen Abendschatten, und der junge Arzt sah gedankenvoll an den dunklen, schlanken Tannen bis zu den rotglühenden Spitzen und den farbigen Wolken empor, die über die Spitzen hinzogen. Er hatte den Kutscher gefragt, in welcher Zeit sie Schloß Bergfeld erreichen würden, und war

nach der Antwort wieder verstummt. Er scheute sich, ein längeres Gespräch mit Martin Vollborn anzuknüpfen, so viele Lust dieser dazu verriet. In beinahe drei Stunden hätte sich wohl manches von dem langen Thüringer erfahren lassen — doch eben die einfachste Frage, an welcher Krankheit die junge Dame darniederliege, zu der Professor Heiding gerufen sei, wollte Doktor Erwin nicht über die Lippen. Er mochte keine fremde Vorstellung, kein Vorurteil in sich aufnehmen, bis er seinen Lehrer gesprochen und selbst gesehen habe. So währte es etwa eine halbe Stunde, daß die beiden schweigsam durch den Abend dahinfuhren. Martin Vollborn, der anfänglich die günstigste Meinung von dem jungen Arzte gefaßt hatte, begann an seinem Fahrgast irre zu werden — diese stumme Zurückhaltung schien ihm nicht die Art, mit einem gedienten Manne zu verkehren. Als er den Berliner Doktor wieder ansprach, gedachte er zu ergründen, ob es Blödigkeit oder Hochmut sei, was den jungen Mann abhielt, sich in eine ersprießliche Unterhaltung zu vertiefen. Nachdem er die Erlaubnis erbeten, seine Pfeife in Brand zu setzen, hob Martin an:

„Will's wünschen, Herr, daß ich die Rappen nicht umsonst eingespannt habe — meine aber immer, daß der Professor vom Ruppberger Hof und Sie zu spät geholt worden sind und daß es um unser armes Prinzeßchen geschehen ist; daß sie krank war, hat jedermann schon längst merken können — sie wollten's aber im Schloß durchaus mit dem alten Physikus aus Liebenstein zwingen, der bei der seligen Durchlaucht Leibarzt gewesen! Und nun haben sie's — haben wir's! Denn sie — na, ein herrschaftlicher Diener darf nichts gesagt haben. Aber wahr bleibt doch wahr: Prinzeß Hildegard ist die beste von allen, und wenn

sie stürbe — ich sage Ihnen nichts! Herr Doktor, aber tun Sie, was Sie können! Daß dich —!“

Der letzte Anruf galt dem Handpferd, das vor einem am rechten Straßensaum auftauchenden weiß gestrichenen Stein scheute. Aber der Ruf ward von einer so ausdrucksvollen Gebärde und einem so zornigen Peitschenschlag in die Luft begleitet, daß der Arzt merkte, der Kutscher sei froh, seinem gepreßten Herzen irgendwie Luft machen zu können. Doktor Erwin fühlte zugleich, daß er entweder dem Mitteilungslustigen Stille gebieten oder das Gespräch aufnehmen und lenken müsse. Die halben Worte des Mannes weckten Neugier und Teilnahme und er brauchte ja keine Frage zu tun, die der Krankheit der gepriesenen Prinzessin galt. Er verhalf dem Kutscher zu Feuer und sagte dann, sich neu zurechtsetzend und dem Vorderteil des Wagens ein wenig zugeneigt:

„Wie alt ist eigentlich Eure Prinzeß Hildegard?“

„Neunzehn — nein, zwanzig Jahre muß sie sein! Sie ward in dem Herbst getauft, wo ich zu den Fünfundneunzigern nach Gotha einrücken mußte. Im nächsten Sommer gingen wir nach Frankreich!“

„Und seit wann sind Sie im Dienste der Landgrafen von Bergfeld?“

„Na, das sind auch schon fünf Jahre,“ entgegnete Martin Vollborn. „Wird aber wohl am längsten gedauert haben, Herr Doktor — wenn's zum Schlimmsten kommt.“

Das Gespräch nahm immer wieder die Wendung, die dem Arzt nicht behagte, er suchte abermals auszuweichen und fragte wieder: „Die kranke Dame lebt bei ihrem Bruder, dem Herrn Landgrafen Heinrich? Oder war sie nur zum Besuch dort anwesend und ist während dieses Besuches erkrankt?“

Der Kutscher machte eine heftige, verneinende Kopfbewegung und schien seine Antwort längere Zeit zu überlegen. Ein paar Biegungen der Landstraße nötigten ihn, schärfer acht auf seine Rappen zu haben — als aber die Straße wieder glatt auf den Kirchturm von Brotterode zulief, wandte er sich zum Fahrgast rückwärts und sagte leiser:

„Prinzeß Hildegard lebt das ganze Jahr im Bergfelder Schlosse. Sommers und Winters, Herr Doktor — und pläsierlich ist's da meist nicht. Dem Landgrafen Durchlaucht gehört das Schloß samt allem Zubehör — aber er kommt im Sommer höchstens zwei Monate und ein oder zweimal im Winter auf eine Woche zur Jagd. Die alte Durchlaucht ist eben zu früh gestorben, hat schlecht — so gut wie gar nicht für das arme Kind gesorgt! Hat's wohl anders im Sinn gehabt, aber was hilft ihr das! Nicht daß sie je klagte, Herr Doktor — doch ist im Schloß und Flecken niemand, der nicht wüßte, wie unrecht ihr geschehen ist."

Das Steinpflaster von Brotterode, über das jetzt der Wagen hinrasselte, überhob den immer gespannter lauschenden jungen Mann zunächst der Notwendigkeit, mehr zu hören und zu antworten. Und als das Fuhrwerk bald darauf in das schon beinahe dunkle Trusental einlenkte, bedauerte er nur, daß er der Pracht dieses Felsentales nicht zu besserer Stunde ansichtig werde. Martin Vollborn stimmte eifrig zu, meinte tröstend: „Vielleicht, wenn ich Sie zurückfahre, Herr Doktor," und versagte sich nicht, mit dem Peitschenstock nach malerischen Felsbildungen und mächtigen Baumgruppen hinzuzeigen, um die sich schon Dunkel webte. Doktor Erwin dankte wiederholt für die gute Absicht, mühte sich jedoch nicht, die dämmerigen

Herrlichkeiten noch zu erkennen. Seine Gedanken flogen weit voraus, fernen, geträumten Lichtern entgegen — seine wachsende Erregung ließ ihn wünschen, bald am Ziele zu sein. Eine Frage, die er zehnmal im Verlauf der Fahrt hinter die Zähne gedrängt hatte, fiel endlich doch von seinen Lippen.

„Durchlaucht der Landgraf Heinrich ist jetzt in Bergfeld und bei seiner kranken Schwester?"

Der Kutscher gab ein ziemlich verdrossenes: „Freilich ist er im Schloß, und lieb ist's ihm schwerlich, daß er da ist!" zur Antwort, und Doktor Erwin merkte, daß das Gespräch in die kaum verlassene Bahn wieder einlenkte. Er kannte jetzt zur Genüge Martin Vollborns Meinungen und fühlte, wie seine eigene Vorstellung von dieser Meinung bestimmt ward. Es war Zeit, daß er selbst sah und urteilte und sich der wunderlichen Stimmung erwehrte, in die ihn das Abenteuer dieses Abends zu versetzen begann. Er war zu einer schwer Erkrankten gerufen, und nichts als eine ärztliche Pflicht lag vor ihm, über deren Art und Umfang ihn sein alter Heiding in der nächsten Stunde aufklären würde. Was gingen ihn die Lebenslage und die Umstände der jungen Dame an, von deren Dasein er heute nachmittag zum erstenmal ein Wort vernommen hatte? — Freilich gelang es ihm doch nicht, die Bilder zu verscheuchen, die fort und fort vor dem inneren Auge vorüberzogen, so daß er sich um so ungeduldiger nach der erlösenden Wirklichkeit zu sehnen begann. Die Fahrt durch die Nacht schien sich immer endloser auszudehnen, seit der Wagen das enge Felstal hinter sich gelassen hatte und durch ebeneres Land rollte. Dunkle, langgestreckte Felder, einzelne stehende Wasser, die der Ausschauende erst im Näherkommen von Feldern und

Wiesen unterschied, von Zeit zu Zeit die aufblitzenden Lichter eines Dorfes, das die Straße zur Seite ließ, um abermals zwischen waldigen Hügeln dunkler hinzuziehen — wiederum Feldbreiten, lange Rasenflächen, weithin sichtbare Lichter wechselten noch fünfviertel Stunden lang, ehe der Wagen entschieden einem der Lichtpunkte näher kam. Jetzt rief der Kutscher: „Dort kommt Bergfeld, Herr!“ Jetzt donnerte er über die Holzbrücke eines kleinen Flusses, jetzt durch die lange Hauptstraße eines Fleckens, aus deren niedrigen Häusern spärlich ungleicher Lichtschein drang, und jetzt folgte eine Allee mächtiger Rüstern, dahinter ein von weißen Mauern umschlossener, halbrunder Platz mit Auffahrt und doppelter Freitreppe, alles vom Schein zweier großer Kandelaber am Treppenfuß und bronzener Laternen über der Eingangstür erhellt. Sobald Martin Vollborn mit der Peitsche knallte, eilten zum Überfluß noch ein paar Bediente mit Windlichtern auf die oberen Treppenstufen, ein stattlicher Portier kam dem Aussteigenden bis an den Absatz entgegen, auf dem die beiden Stufenreihen zum erstenmal zusammenliefen, um sich wieder zu teilen.

Das Trinkgeld, das ihm Doktor Erwin darbot, hatte der lange Kutscher mit einer entschiedenen Kopf- und Handbewegung verschmäht. „Tun Sie Ihr Bestes, Herr Doktor! und gute Nacht, Herr!“ rief er nach oben, als der junge Mann schon von braun und silbernen Livreen umgeben war. Doktor Erwin hatte im Emporsteigen nichts weiter vom Schloß wahrgenommen als einen kräftig vorspringenden, hohen Mittelbau und zurückliegende Flügel mit zahlreichen lichthellen Fenstern. — Der Portier begrüßte ihn mit Namen und Titel und fragte, ob der Herr Doktor zuerst seine Zimmer sehen oder sogleich Herrn

Professor Heiding aufsuchen wolle, der ihn in der Bibliothek erwarte.

„Lassen Sie mein Gepäck in das Zimmer bringen, das Sie mir bestimmt haben, und führen Sie mich sofort zum Professor, vielleicht ist's dringend!"

Er war ins Haus, in die mit bunten Steinfliesen ausgelegte Vorhalle getreten, ein Diener schritt ihm auf den Wink des Portiers mit dem Leuchter voran. Ein breiter Gang mit zahlreichen Türen, in welchem dicke Teppichstreifen den Schall der Tritte dämpften, mußte zum rechten Schloßflügel führen. Indem der Diener die Hand auf die Klinke einer Tür legte, öffnete sich der Türflügel von innen, und von der Schwelle schaute ein hochgewachsener, bärtiger Mann dem Kommenden entgegen. Sein Gesicht, auf das der Schein der hochgetragenen Lichter fiel, drückte Freude und Betroffenheit zugleich aus, er streckte dem jungen Arzt beide Hände und Arme entgegen und sagte zugleich: „Guten Abend, Erwin! bist du dennoch gekommen? Hast also mein zweites Telegramm nicht erhalten?"

„Nein — wenn Sie telegraphierten, daß Sie mich nicht oder nicht mehr bedürfen," entgegnete Erwin Buchhoff, die Rechte des Professors ergreifend. „Ist es — wäre es — schon zu spät?"

„Nein, Erwin — ich wollte nur nach reiferer Überlegung nicht ohne Not deine kurze Erholung unterbrechen. Ich sage dir gleich das Nähere, tritt hier ein, und da du denn da bist, sei tausendmal willkommen!"

Sie hatten noch immer auf der Schwelle und vor der geöffneten Tür gestanden — der Professor Heiding gab dem Diener ein Zeichen, daß er gehen könnte, und zog den jungen Freund in das große Bibliothekzimmer

und nach der Ecke mit den Polsterbänken und der mächtigen Bronzelampe auf dem mit Büchern und Heften bedeckten Tisch, an dem er lesend gesessen hatte. Doktor Erwin empfing den Eindruck eines großen, mit hohen geschnitzten Schränken, Büchergestellen, mit Bildern, Büsten und Bronzen erfüllten Raumes, blickte aber nicht um sich, sondern sah nur auf den väterlichen Freund, der ihn jetzt, wo sie allein waren, noch einmal in die Arme schloß. Er sah mit bekümmerter Überraschung, daß der Professor nicht nur gealtert war, seit er ihn in Würzburg zuletzt erblickt hatte, sondern daß auch sein Gesicht einen Zug des Leidens — oder war es Leid? — aufwies, der ihn erschreckte. Heiding ließ ihm weder Zeit zum Nachsinnen noch zum Reden, sondern sagte:

„Es war ein dummer Einfall von mir, dich hierher zu sprengen! Nur weil ich dich gern sehen wollte — und gestern wirklich glaubte, du könntest mir bei einer schwierigen Operation Beistand leisten! Das ist nun nichts — ich habe mich überzeugt, daß wir nichts tun können — daß es grausam wäre, etwas zu tun! Armes — armes Kind! Du aber, Erwin, siehst aus, wie ich dich in allen guten Stunden geträumt habe. Das ist denn eine wahrhafte Freude, auch wenn uns keine andere hier blüht! Und dein Buch ist fertig und wird mir eine größere Genugtuung sein als dir selbst! Wunderlicher Ort, an dem wir uns wiedersehen, nicht wahr, mein Junge?“

Dabei leuchtete der Professor in dem Raume umher und zu dem Deckengemälde hinauf, einer Nachahmung des Parnaß von Raphael Mengs, die noch in frischen bunten Farben prangte, während die gleichalterigen, schwerseidenen Vorhänge der drei großen Fenster und die seidenen Über-

züge der Polster sich verschossen zeigten. Er setzte die erhobene Lampe wieder auf den Tisch nieder, daß ihr Licht auf eine kleine zur Seite stehende Marmorbüste fiel, und sagte: „Das ist ein Bild meiner armen Kranken, zu der sie mich gerufen haben!"

„Prinzeß Hildegard?" fragte Erwin zurück und blickte fest auf das kleine Kunstwerk, das den Kopf eines etwa fünfzehnjährigen Mädchens mit reinen, kindlichen Zügen und etwas herb geschlossenen Lippen liebevoll wiedergab.

„Weißt du schon ihren Namen?" fragte Professor Heiding zurück. „Sie ist jetzt wohl ein Lustrum älter und die Krankheit hat das Gesicht nicht unberührt gelassen. Aber das Beste in diesem Gesicht: die liebliche Stille und der vertrauende, offene Blick sind ihr geblieben. Hat man dir unterwegs viel von ihr und ihrer Krankheit erzählt?"

„Von der Krankheit so gut wie nichts!" entgegnete der junge Arzt. „Ich mochte nicht fragen und wollte das Wichtigste von Ihnen zuerst erfahren. Bitte, lieber Pate, setzen Sie sich, denn Sie sehen, um die Wahrheit zu sagen, selbst ein wenig erschöpft aus, und dann machen Sie mir klar, was es hier gibt und warum Sie die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang aufgegeben haben."

Doktor Erwin hatte den Professor in die Polsterecke zurückgedrückt, die dieser vorhin eingenommen hatte, und sich selbst gegenübergesetzt. Er schien nur Auge und Ohr für den Bericht seines Lehrers und Freundes, während er mit stärkerer Teilnahme und plötzlicher heimlicher Sorge die ihm fremden Furchen in Heidings Gesicht zu deuten suchte. Ihm blieb kein Zweifel — etwas in diesem Gesicht war verändert, er hatte mit dem ersten Blick auf

Schlimmeres als die Wirkung der wenigen Jahre geraten, in denen er seinen Paten nicht erblickt hatte. Und auch das war ihm fremd, war vielleicht ein Zeichen verborgenen Leidens, daß der Professor nicht scharf, kurz und kräftig, wie sonst seine Art gewesen, sondern zögernd und sich mehrfach besinnend sprach:

„Es ist eben nichts zu tun, und ich hätte dich nicht rufen sollen, Erwin. Die arme, junge Prinzessin siecht an einem rätselhaften, inneren Übel hin, ihr Arzt hat sie kurzweg auf sogenannte Verzehrung behandelt und der tiefer liegenden Ursache ihres Zustandes nicht weiter nachgeforscht. Ich war, sowie ich kam, überzeugt, daß es sich um ein Leiden handle, das auf Leber und Lunge und alle inneren Teile wirkte. Bei näherer Untersuchung glaubte ich zu erkennen, daß die junge Dame am Leberechinokokkus leidet, der hochgefährlich geworden ist. Bei dieser Diagnose dachte ich an eine schleunige Operation, die die Kranke möglicherweise retten könnte. Seitdem sind mir doch Zweifel — sehr erhebliche Zweifel — an der Sache gekommen, die Geschwulst kann leicht eine andere sein, scheint mir eine solche, bei der ein operativer Eingriff nutzlos, eine Grausamkeit wäre! Du wirst, wenn du die Kranke gesehen hast und alles in Betracht ziehst, meiner Meinung sein — oder werden!"

Erwin Buchhoff blieb auf diese Auseinandersetzung einige Minuten stumm — er erkannte seinen Lehrer, dessen Blick und Urteil kühn und immer so sicher waren, kaum wieder. Soweit der junge Mann zurückdenken konnte, erinnerte er sich nicht, daß Erwin Heiding eine Operation für notwendig und möglich erachtet, die Vorbereitung zu derselben getroffen hätte und dann wieder schwankend geworden wäre. Er konnte nicht umhin, auch die un-

schlüssigen Zweifel des Professors auf einen krankhaften Zustand zurückzuführen — und wahrlich, dieser Gedanke bekümmerte ihn stärker als die Todeskrankheit der Prinzessin von Grumbach. Heiding hatte sich von seinem jungen Freunde weggekehrt, der endlich sagte:

„So wird es wohl das beste sein, ich sehe die kranke Prinzessin selbst und Sie gestatten mir eine Untersuchung. Wir haben in Willovius' Klinik eine ganze Anzahl ähnlicher Fälle gehabt, lieber Professor, und vielleicht kann ich etwas zur Stütze Ihrer ersten Diagnose beitragen, vielleicht ist die Operation dennoch möglich."

„Ich sage dir, daß ich fest entschlossen bin, das arme Mädchen nicht unnötig zu quälen," entgegnete Professor Heiding. „Ich habe alles erwogen und bin gewiß, das Rechte zu tun — es ist einer von den schweren Fällen, die zum Glück nur selten vorkommen, wo wir so gut wie machtlos sind. Vielleicht wäre es das beste, du erspartest dir den traurigen Anblick und Eindruck — da ich deiner Hilfe nicht bedarf, möchte ich dir keinen Teil an meiner Trauer aufladen. Denn das Geschick der schönen und guten jungen Dame erfüllt mich wirklich mit Schmerz, Erwin!"

„Sie haben mir ehedem selbst gesagt, mein teurer Lehrer, daß der Arzt noch immer etwas versuchen darf, versuchen muß, die geheime Heilkraft der Natur zu wecken, deren Grenzen wir nicht kennen," wendete der junge Arzt ruhig ein. Es gelang ihm offenbar nicht völlig, die Befremdung zu verbergen, die ihn mit jedem Augenblick stärker überkommen hatte. Im Wesen des Professors empfand Erwin eine Mischung von Reizbarkeit und Niedergeschlagenheit, von Weichheit und Eigensinn, die er niemals an ihm wahrgenommen hatte und die ihn selbst

jetzt beinahe bedauern ließ, hierhergekommen zu sein. Doch schuldete er dem väterlichen Freunde zu viel und hielt ihn zu hoch, um irgendwelchen Unmut zu verraten, und fuhr ruhiger fort: „Ich glaube nicht, daß ein Arzt schmerzlichen Eindrücken ausweichen darf, wenn er die geringste Hoffnung hat, anderer Schmerzen zu lindern. Lassen Sie mich immerhin meinen Teil tragen, liebster Professor, ich bin nun einmal hier, und wenn ich nach allem, was Sie sagen, schon fürchten muß, daß ich Ihnen nicht viel nützen kann, so möchte ich nicht ganz umsonst gekommen sein. Sie wissen, der bloße Hinzutritt eines neuen Arztes wirkt auf die Kranken belebend, hoffnungerweckend, und warum wollen Sie im schlimmsten Falle der Todkranken diese lichteren Minuten nicht gönnen?"

In Erwin Buchhoffs Stimme war der herzliche Klang, dem Professor Heiding schon vor einem Jahrzehnt und noch früher nur schwer widerstanden hatte, selbst wenn der knabenhafte Pate etwas Törichtes oder Überflüssiges erbat. Auch jetzt nickte er und erwiderte lächelnd und sogar mit einer Art Hast:

„Du kannst recht haben, mein Junge; es tut dem armen Prinzeßchen vielleicht gut, ein frisches und kluges Gesicht wie das deinige zu sehen. An der Sache wirst du nichts ändern können und mir recht geben müssen — aber da sie hier einmal wissen, daß du eintreffen solltest, wirkt es wahrscheinlich günstig, wenn sie dich sieht. Komm, laß uns nach deinem Zimmer gehen, du wirst dich ein wenig zurecht machen müssen, wir sind hier so ungefähr bei Hofe."

„Aber, lieber Professor, mehr als ein frisches Oberhemd und ein paar Bürstenstriche habe ich nicht an meine Person zu wenden, ich bin auf einer Fußreise," wandte

Erwin ein. „Und wo ich hier hausen soll, müssen wir auch erst erforschen; ich habe, wie ich vom Wagen stieg, nur nach Ihnen gefragt, weil ich Gefahr im Verzug glaubte."

„Das ist nun — ich muß sagen leider! — nicht der Fall. Dein Zimmer kann ich dir finden helfen, ich habe verlangt, daß du gleich neben mir einquartiert werdest, und das wird wohl geschehen sein. Wir müssen den Gang nach rechts ein Stück zurück. Dort hinüber liegt eine Flucht Zimmer, deren Fenster in den Garten gehen — ein echtes Stück altfranzösischer Gartenkunst, wie man's selten mehr sieht!"

Professor Heiding leitete während dieser Unterhaltung seinen Paten an einer endlosen Folge breiter Türen vorüber; Schloß Bergfeld mußte größter sein, als es Erwin bei der Anfahrt im nächtigen Dunkel erschienen war. Schon schossen auch von zwei Seiten Diener herzu, der eine von ihnen meldete sich als zur persönlichen Bedienung des Herrn Doktors bestimmt. Heiding überzeugte sich mit einem flüchtigen Blick durch die geöffnete Tür, daß man seinem jungen Freunde zwei schöne Zimmer eingeräumt habe, deutete dann auf eine andere Tür und sagte: „Also mach rasch, Erwin, ich will dich erwarten und dann sogleich zu unserer Kranken führen."

„Ich bin in weniger als zehn Minuten bei Ihnen," erwiderte der junge Arzt schon aus dem Schlafzimmer heraus, wo ihm der Diener den reich ausgestatteten Waschtisch anwies. Er lehnte weitere Dienste ab und eilte, nachdem er die Schuhe gewechselt, seine einfache Toilette zu beendigen, wozu er nach seiner Gewohnheit kaum fünf Minuten brauchte. Als er mit dem Armleuchter wieder in das vordere Zimmer trat, fand er trotz seines Widerspruchs den Diener mit der Bürste in der Hand

und ließ nach kurzem Wortwechsel die Hilfe des Mannes über sich ergehen. Nie im Leben hatte er einem Krankenbesuch mit so wunderlich unklarem Gefühl entgegengesehen, aus den Mitteilungen Heidings hatte er wenig Licht gewonnen — wie eine Furcht beschlich es ihn, daß zum erstenmal sein Erkennen, sein Urteil von dem seines Lehrers abweichen könne, und gleichwohl regte sich ein dunkler, traumhafter Wunsch, daß es so sein möchte. Ungeduldig erklärte er sich für fertig, während der Diener noch eifrig an seinem Sommeranzug herumbürstete; rasch war er an der Tür, die ihm der Professor vorhin bezeichnet hatte. Er nahm sich kaum Zeit, darauf zu achten, daß auch Heiding in einigen Gemächern von etwas verschossener Pracht einquartiert war, sondern rief dem Wartenden, der inzwischen ein Buch ergriffen hatte, aber sichtlich nicht las, von der Schwelle aus zu: „Ich bin zu Ihrer Verfügung, lieber Professor — Sie werden mich doch bei Ihrer Kranken einführen? Und wer ist bei ihr oder um sie?"

„Eine Wärterin aus dem Vinzentiusstift in Fulda und in der Regel Frau Horn, ihre Kammerfrau," antwortete Professor Heiding, indem er den jungen Mann über Gänge und breitere Vorsäle nach dem Teile des Schloßflügels führte, den die Prinzessin bewohnte. Wieder fiel es Erwin auf, daß der ältere Freund auch auf diesem kurzen Gange von Willovius und Erwins zu erwartendem Buche sprach — ganz als ob er dem Gespräche über die Kranke und ihr schweres Leiden ausweichen wollte. So fühlte er selbst eine gewisse Befangenheit, die er mit dem Vorsatz besiegte, sein Auge sorglicherweise offen zu halten und alles, was er erlernt habe, für den Mann einzusetzen, dem er ja alles dankte, was er wußte und war.

In einem Vorzimmer fanden die beiden Ärzte einen älteren Mann in dunkler, schlichter Kleidung, den Heiding mit der Frage begrüßte, ob die Prinzessin schlafe. Als dies verneint ward, sagte der Professor: „Dann bitte, Herr Franke, lassen Sie durch Frau Horn Ihre Durchlaucht wissen, daß der Doktor Buchhoff aus Berlin, mein junger Freund, angekommen sei!“

Der Alte verschwand mit der Meldung in das anstoßende Zimmer, das nur durch einen Türvorhang von dem Vorgemach getrennt war; Heiding unterrichtete mit leiser Stimme seinen Gefährten, daß der Alte der ehemalige Kammerdiener des Landgrafen Philipp sei, der im Ruhestand in einem der kleinen Häuser zwischen Park und Dorf lebe. Seit die Prinzessin von Grumbach schwer krank darniederliege, habe sich Jakob Franke nicht abhalten lassen, bei ihr und für sie Dienst zu tun.

Erwin Buchhoff konnte nichts antworten, denn der Alte kam bereits zurück. Er hielt, wie er heraustrat, den dunklen Türvorhang offen und meldete, daß Prinzessin Hildegard bereit sei, den Herrn Professor und den Herrn Doktor zu sehen. Indem Heiding und sein Schüler an ihm vorüber und in das nächste Zimmer eintraten, sah Jakob Franke dem jungen Berliner Doktor mit zweifelndem Ausdruck ins Gesicht. Er mochte sich den Freund des berühmten Würzburger Mediziners etwas älter gedacht haben. Der alte und der junge Doktor Erwin durchschritten ein größeres, mäßig erleuchtetes Zimmer, in dem nächsten aber empfing sie volle Lichthelle; Frau Horn, die Kammerfrau der Prinzessin, knixte ihnen entgegen, auch sie heftete ein Paar erstaunte Augen auf den Ankömmling. Weder Professor Heiding noch sein Begleiter achteten darauf, die Augen des letzteren richteten

sich fest und mit dem zugleich forschenden und tröstlichen Ausdruck, den nur der ärztliche Beruf gibt, auf ein leidendes aber schönes Gesicht, das ihn von den Kissen des Bettes und unter dem Betthimmel von blauem Atlas hervor ein wenig bänglich ansah. Der Professor trat rasch auf die Kranke zu und sagte freundlich: „Hier, Durchlaucht, erlaube ich mir Doktor Erwin Buchhoff, meinen Schüler und jungen Freund, vorzustellen, den wir auf dem Inselsberge glücklich ergriffen haben und der gern zu Ihrem Beistand gekommen ist.“ Damit führte er den Zögernden näher an das Krankenbett heran — das Köpfchen der jungen Dame, das durch einen Berg von Kissen gestützt ward, versuchte eine leichte Neigung gegen den Vorgestellten, und eine Altstimme, die trotz des befangenen Lispelns klangvoll blieb, schlug an sein Ohr: „Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie um meinetwillen Ihre Reise unterbrochen haben. Ich danke Ihnen herzlich für den guten Willen, den Sie mir erweisen, ich kann leider kaum hoffen, daß Sie mehr Freude an mir erleben werden als der Herr Professor, und fürchte, daß ich sehr krank bin.“

Der Professor murmelte ein paar ermutigende Worte, Doktor Erwin blickte mit rasch wachsender Teilnahme in die blauen Augen, die sonst wohl strahlend und tief waren, jetzt aber den Wechsel von Mattigkeit und fieberischem Glanz zeigten, der im Gefolge längerer Leiden sich einzustellen pflegt. Er erkannte in dem bleichen Gesicht die reinen und lieblichen Züge wieder, die ihm drüben im Bibliothekzimmer die kleine Marmorbüste des jungen Mädchens gezeigt hatte — und unterschied sie von den entstellenden Furchen des Leidens. Der früh erfahrene junge Arzt wußte schon jetzt, daß die Krankheit der jungen

Dame ein tiefliegendes, schweres Leiden sei und daß die zarte Gestalt unter den blauseidenen Decken geringe Widerstandsfähigkeit besitzen mußte. Er wechselte einen Blick mit Professor Heiding und dann den Platz mit diesem. Die Kammerfrau der Prinzessin schob Lehnsessel für die beiden Ärzte heran, Heiding ließ sich nieder, Erwin nahm stehend und mit einer Verbeugung die Hand der Prinzeß Hildegard in die seine. Er prüfte scheinbar nur den Pulsschlag, in Wahrheit ruhten aber seine Augen auf den Zügen, der ganzen Erscheinung der jungen Kranken mit einem Ernst, einer gespannten Aufmerksamkeit, die er auch durch ein gefälliges Lächeln nicht verbergen konnte. Nach wenigen Minuten legte er mit zarter Sorgfalt die Hand des Mädchens wieder auf die Decke, dann aber hob er leise an: „Durchlaucht werden mir eine kurze Untersuchung gestatten müssen."

Er wußte weder, warum er gezögert hatte, ehe er die unerläßliche Bitte aussprach, noch wie es kam, daß die Glut, die das Gesicht der kranken Prinzessin bedeckte, auch auf seine Wangen übersprang. Heut und hier war eben alles anders als bisher, er war sonst kühl und klar an jede Untersuchung, jede Aufgabe seines Berufes herangetreten, und in diesem Augenblick empfand er in die Seele der Kranken hinein, daß sie ein junges Mädchen und er ein junger, sehr junger Arzt sei. Er faßte sich, so rasch er es vermochte, und fügte mit einem Blick, der für seine Kühnheit um Verzeihung bat, hinzu:

„Sie leiden schwer, Durchlaucht, und unsere ganze Pflicht ist es, Ihnen Linderung und Heilung zu schaffen! Da mir Professor Heiding die Ehre erweist, mich zu seinem Beistand zu rufen, darf ich nichts versäumen, was Ihnen notwendig und hilfreich sein kann, und hoffe,

Durchlaucht lassen mich nicht entgelten, daß ich eben keinen weiteren Anspruch auf Ihr Vertrauen habe als die Empfehlung meines verehrten Lehrers."

Der gütige Ernst dieser Worte wirkte so eindringlich, als sei Doktor Erwin in diesen wenigen Minuten um zwei Jahrzehnte älter geworden. — Die blauen Augen über dem Kopfkissen blickten den hilfseifrigen jungen Mann dankbar an, dann schlossen sie sich, und Prinzeß Hildegard hauchte leise: „Wenn es denn sein muß — — lieber Herr Professor!" Sie zweifelte nicht mehr, daß es sein müsse, aus dem Ton der wenigen Worte aber hörte Heiding den Wunsch heraus, daß er in ihrer Nähe bleiben möge.

Er verständigte Erwin Buchhoff durch einen Blick, daß er zwar die Bitte der Prinzessin erfüllen, ihn jedoch völlig seinem eigenen Eindruck und Urteil überlassen wollte. Während er die Kammerfrau und die Krankenwärterin herzurief, um Prinzeß Hildegard beizustehen, trat der jüngere Arzt zu der Lampe, die auf einem Marmortisch in der Nähe des Bettes stand, schraubte die Flamme höher und rückte die Lampe zurecht, daß der volle Lichtstrahl auf den Teil des Bettes fiel, wo die Kranke lag. Dann zog er aus seiner Rocktasche ein Etui mit Instrumenten, das er stets bei sich führte, und kniete auf dem Teppich vor dem Bett nieder, sein ganzes Wesen ging in Spannung und ernster Teilnahme unter, es trat nicht in sein Bewußtsein, daß es ein Teil eines weißen, schönen Frauenleibes sei, der enthüllt unter seinen Blicken, seinen scharf prüfenden Augen lag. Zehn Minuten oder noch länger hatte Erwin seiner Untersuchung obgelegen, als ihn plötzlich ein tiefer Seufzer der Kranken aufschreckte und ihn sofort enden ließ. Ein Blick zu Professor Heiding aufwärts, der die

Hand der Prinzessin hielt, ein Wink an die Kammerfrau und der junge Arzt stand wieder neben dem Lager, wo die zitternde schlanke Mädchengestalt die seidenen Hüllen fester als zuvor um sich zog. Er brachte durch einige ruhige Fragen die Erschütterung ihres Gemüts ins Gleichgewicht und sagte dann:

„Ich danke Ihnen, durchlauchtigste Prinzessin, und darf Ihnen sagen, daß ich die Hoffnung meines Lehrers und Freundes auf Ihre baldige Wiederherstellung teile. Wir dürfen Sie heute nicht weiter stören, je mehr Sie schlummern können, um so besser wird es für morgen sein! Sie haben doch für den schlimmeren Fall ein Schlafmittel verschrieben, lieber Professor?"

Heiding nickte, er sah seinen Schüler verwundert an — der Nachdruck, den Erwin auf das Wort „morgen" gelegt, und ein Aufleuchten im Blick des jungen Mannes waren ihm nicht entgangen. Aber er fügte auch seinerseits ein paar tröstliche Worte hinzu und wünschte zugleich mit Erwin der Kranken gute Ruhe. Im Heraustreten aus dem Schlafzimmer nahm er wahr, daß die Augen der Prinzessin nicht ihm, sondern seinem jungen Gefährten folgten. Erwin hatte nichts davon bemerkt, er fragte nur kurz: „Wohin, lieber Professor?" und folgte Heiding zur Bibliothek. „Wir sind dort so ungestört als in unseren Zimmern, und der Landgraf, der zum Diner nach Liebenstein gefahren ist, wird bei der Rückkehr mich befragen und dich begrüßen wollen."

Beide blieben schweigsam, bis die Tür des Bibliothekzimmers hinter ihnen ins Schloß gefallen war. Dann machte der Professor eine Handbewegung, als ob er den jungen Freund zum Sitzen einladen wolle, und dann gingen sie beide umher, jeder wartete auf das erste Wort

des anderen, bis Heiding sich vernehmen ließ: „Was ist dein Eindruck? Was sagst du?“

„Daß ich Ihre Belehrung erwarten muß wie ehedem!“ versetzte Erwin rasch, aber nicht ohne Nachdruck. „Meine Diagnose ist durchaus Ihre ursprüngliche, die Sie seitdem verworfen haben! Nach meinem Dafürhalten gibt es gar keinen Zweifel — ein Leberechinokokkus, der durch eine Operation beseitigt werden kann und muß!“

„Das war anfänglich meine Meinung — ich glaube es nicht mehr! Hättest du länger untersucht, würde dir die Befürchtung nahe getreten sein, daß es sich um eine Nierenentartung handle, bei der nicht zu operieren ist.“

„Das würde sich durch eine Probepunktion feststellen lassen!“ rief Erwin und unterdrückte den Nachsatz, daß er an Heidings Stelle schon getan haben würde, was er jetzt vorschlug.

Heiding erriet offenbar, was der junge Mann verschwieg, denn er sagte mit einer Art Erregung: „Was ich getan und gelassen habe, hängt mit meinem Urteil über den traurigen Fall zusammen. Eine Operation auf Leben und Tod, die es doch auch in deinem Sinne bleibt, kann eine Wohltat sein — hier ist sie gewiß keine, glaube mir, Erwin, wenn du mir je geglaubt hast!“

Der junge Arzt lauschte diesen Worten betroffen, ja bestürzt. Seine Furcht von vorhin, daß Heiding selbst leidend und infolgedessen befangen und unsicher geworden sei, erwies sich als nichtig — was ihm unklar gewesen war, erhellte sich mit einemmal — und dennoch, dennoch — hatte er den Professor recht verstanden, konnte er ihn recht verstanden haben? Ein Gefühl schmerzlichen Staunens, eine Wallung des Unmuts drohte ihn zu überwältigen — aber er hielt an sich und fragte nur bewegt:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich mir Ihre Erklärung falsch deute! Glauben Sie wirklich, daß der Arzt in irgend einem Falle das Recht hat, das Mögliche zu unterlassen, weil er nicht einsieht, daß seinem Patienten das Leben frommen kann? In Ihrer Anschauung liegt ein so ungeheurer Widerspruch mit allem, wozu Sie mich erzogen, was Sie mich gelehrt haben —“

„Erwin! Mitleid habe ich dich gelehrt — zum Mitleid habe ich dich erzogen — nicht zu dem ärmlichen des Hundes, der dem armen Lazarus die Schwäre leckt, sondern zum klar urteilenden, kräftig handelnden Mitleid, das dem wahren Heilkundigen ziemt!“ unterbrach Professor Heiding seinen Schüler. „Ich hätte gehofft, daß du mich ohne Auseinandersetzung verstehen würdest, merke aber zu meinem Leidwesen, daß wir uns fremder geworden sind. Setze dich zu mir und laß dir ruhig darlegen, was ich weiß, was ich ahne und meine.“

Erwin wollte der Aufforderung schweigend gehorchen, so gewaltsam sich auch Bitten, Beschwörungen, leidenschaftlicher Widerspruch in ihm regten und nach den Lippen drängten. Aber weder er noch Professor Heiding kamen zu Wort, auf dem Gange vor der Bibliothek klangen eilige Schritte, die Tür ward aufgerissen, eine Stimme rief hastig herein: „Durchlaucht der Herr Landgraf!“ und indem beide Ärzte ihre Augen der geöffneten Tür zuwandten, erschien in dieser ein etwa vierzigjähriger breitschulteriger Herr, dessen Kopf und schmales blasses Gesicht in seltsamem Mißverhältnis zu dem kräftigen Wuchs der Gestalt standen. Er war in Gesellschaftsanzug, trug das große Band eines Hausordens und den achtstrahligen Johanniterstern, sah aber nach einem längeren Diner und einer mehrstündigen Fahrt etwas unordentlich aus.

Er erwiderte die Verbeugung der beiden Gelehrten mit freundlichem Gruß, schnitt Heiding die beabsichtigte Vorstellung Erwins kurz ab, reichte dem Ankömmling die Hand und sagte:

„Heiße Sie willkommen, Herr Doktor, danke Ihnen, daß Sie kommen wollten. Der Professor meint, daß er nichts ohne Sie vermöchte. Hab's schon unten gehört, daß man Sie vom Inselsberg herunter hierher geschleppt hat. Haben meine Stiefschwester schon gesehen? — Und was sagen Sie? Finden Sie es so schlimm wie der Professor heute morgen? Und was ist's eigentlich? Eine Verzehrung — bei der gleichwohl an eine Operation gedacht wird?“

„Prinzeß Hildegard Durchlaucht ist sehr krank!“ erwiderte Erwin mit Rückhaltung. „Ich habe die Kranke nur einmal untersucht — bin noch zu keinem unbedingt sicheren Urteil gekommen. Ob eine Operation die Grundursache des Zustandes heben kann, werden wir — mein Lehrer und ich — erst nach einigen Vorversuchen entscheiden.“

„Glauben also auch an den Hundswurm?“ fragte der Landgraf, ließ sich in einen der Sessel nieder und lud durch einen Wink die beiden Ärzte ein, sich zu ihm zu setzen. „Sag's immer,“ fuhr er fort, „daß die Schoßhunde den Damen nur Unheil bringen. Verstehe gleichwohl nicht, wie's zu solcher Extremität gekommen! Und sind also Ihrer Sache gewiß, Herr Doktor? Gewisser als der Professor?“

„Ehe ich dies sagen könnte, müßte eine noch genauere Untersuchung — eine gemeinsame — bei Tage vorangehen,“ gab Erwin rasch zur Anwort. „Auch müßte ich die Krankheitsgeschichte der durchlauchtigen jungen Dame

mit Professor Heiding eingehend besprechen, wozu bisher keine Zeit war."

„Weiß, weiß — sind nicht lang' erst angekommen!" rief der Landgraf. „Wir werden also morgen Bescheid und Entscheid haben! Wäre wünschenswert — in jedem Betracht. Habe keine Vorstellungen von der Möglichkeit einer Operation in solchem Fall! Müssen es jedenfalls in Hildegards Willen stellen, ob sie das Wagnis auf sich nehmen, nicht lieber in Ruhe einschlafen will! — Wäre schlimm, wenn das frische Mädchen in solchem Elend verderben müßte — wünsche euch guten Rat und besten Erfolg, ihr Herren, glaube aber vorderhand nicht recht daran! Nichts für ungut!"

Er hielt inne und schien auf eine Antwort des jungen Mannes zu warten, zu dem er vorzugsweise gesprochen hatte. Da Erwin Buchhoff stumm blieb, nahm Professor Heiding das Wort:

„Auch wir sind weit von frevelhafter Zuversicht entfernt, Durchlaucht, und wollten eben vor Ihrem Eintritt noch einmal alle Möglichkeiten erwägen und prüfen. Hoffentlich haben Ew. Durchlaucht das Zutrauen, daß ich und mein junger verdienter Freund nach ernster Beratung das Rechte treffen!"

„Und wenn auch — was wär's?" sagte der Landgraf nachsinnend. „Die arme Hildegard wird, falls sie kümmerlich am Leben bleibt, wenig genug vom Leben haben! Hat kaum viel bessere Aussichten, als hier im verwunschenen Schlosse zu verhutzeln. Ihre Geburt aus meines Vaters dritter Ehe — ihre ganze Lage — Sie verstehen! Hatte ihre Hand dem Grafen Schlichta zugesagt — sie konnte nicht ruhen, bis die Sache zurückging. Geb's zu, daß der Schlichta nicht viel besser als

ein Abenteurer ist! Aber was denkt so ein Mädchen? Der Schlichta ist nicht schlimmer als die anderen, einer wie alle; soll erst gebacken werden, der Prinz, der für sie paßt! Wird an anderen Bewerbern nicht mehr Freude erleben! Weiß der Himmel, daß sie mir von Herzen leid tut — will ihr wünschen, daß Sie ihr die Gesundheit wiedergeben, bleibt aber ein zweifelhaft Gut für sie! — Hoffe, die Herren gönnen sich heute abend etwas Erholung! Würde mir die Ehre geben, Sie beide zum Abendessen bei mir zu sehen, soupiere aber heut nicht. Lasse für Sie im kleinen Tafelzimmer unten servieren — gute Nacht, meine Herren — will Hildegard noch guten Abend sagen. Gott befohlen!"

„Durchlaucht! — die Kranke schläft vielleicht schon — — sie schien mir aufs äußerste erschöpft!" ließ sich plötzlich Erwins Stimme vernehmen. Er hatte, während der Landgraf sprach, seinen Sessel in das Dunkel zwischen zwei hohen Bücherschränken zurückgezogen, um seine innere Erregung nicht zu zeigen. Jetzt hatte er es doch für Pflicht gehalten, sein Schweigen zu brechen; Landgraf Heinrich hätte, wenn er es der Mühe für wert erachtet, den veränderten Ausdruck im Gesicht des jungen Arztes so gut wahrnehmen können, als ihn Professor Heiding sah. Aber er sagte im Weggehen nur gleichmütig:

„Auch gut — sagen wir lieber guten Morgen! Für Sie, meine Herren Doktoren, gute Nacht und guten Rat!"

Erwin starrte, als sich hinter dem Weggehenden die Tür des Bibliothekzimmers wieder schloß, nach den Goldleisten dieser Tür — oder wollte er nur vermeiden, seinen Paten und Lehrer anzublicken? Der Professor aber sagte alsbald mit einem schmerzlichen Lächeln: „Du hörtest — Erwin?"

„Ich hörte! Der Herr Landgraf von Bergfeld, Durchlaucht, scheint uns Ärzte für eine Art bequemer und billiger Mörder zu halten!“ gab der junge Mann leidenschaftlich zur Antwort und vermied noch immer den Augen Heidings zu begegnen.

„Überreizt und ungerecht, Erwin!“ rief Heiding jetzt auch erregt. „Ist das die Wirkung der Reichshauptstadt? Der Landgraf läßt sich nicht träumen, daß du ihn so mißverstehen könntest. Dir tritt plötzlich entgegen, was ich schon seit einigen Tagen empfunden und erlebt habe. Die arme kranke Prinzessin ist in einer unseligen Lebenslage und allen im Wege. Gerade dieser Bruder gönnt ihr wahrlich das Leben, möchte es ihr sogar nach seiner Weise freundlich gestalten — nur daß er's nicht anzufangen weiß. Ihr Schicksal liegt ihm als eine Last auf der Seele und er sieht überall kein Glück für sie! Der Herr ist wenig gewöhnt, mit seinen Gefühlen und Einsichten hinter dem Berg zu halten — und so verschweigt er uns nicht, daß der Tod für seine junge Stiefschwester das Beste sein könnte, nachdem sie einmal so krank ist.“

„Und Sie, lieber Meister — Sie, eben Sie! — können solche Anschauung teilen?“ fragte Erwin. Er tat sich Gewalt an, um nichts von der Entrüstung und dem Schmerz laut werden zu lassen, die ihn erfüllten; doch Professor Heiding hörte sie aus der sanften Frage heraus. Er ergriff Erwins Hand und sagte:

„Muß ich dich heute daran mahnen, Erwin, daß du mich lange kennst und wie du mich kennst? Es sind schwere, das Herz bedrückende Stunden, in denen unsere wissenschaftliche Einsicht, unser Pflichteifer mit dem menschlichen Gefühl in Widerstreit gerät — doch auch sie müssen bestanden werden. Du zweifelst nicht, daß es nutzlose

Grausamkeit ist, den Todkranken, Sterbenden aus dem Schoße seiner Familie zu reißen, um ihm in Korfu oder Ägypten ein paar freudlose Wochen das nackte Leben zu verlängern, dir wie mir gilt es als unverantwortlich, wenn sie in einer Klinik eine Operation vornehmen, bei der sie von vornherein wissen, daß keine Hoffnung der Erhaltung, der wirklichen Genesung ist!"

„Das alles leidet aber hier keine Anwendung, teuerster Professor!" fiel der junge Arzt ein, dem es schwer wurde, ruhig zu bleiben, und der in seiner Vorstellung den väterlichen Freund auf Haaresbreite an einer Tiefe hinschreiten sah, die schwindelnden Absturz drohte. Der Professor legte abermals beruhigend die Rechte auf Erwins Arm und fuhr leiser, aber mit leidenschaftlichem Tone fort:

„Jetzt vernimm erst, was ich hier gefunden und empfunden habe! Ich wurde durch einen reitenden Boten, dem eine Stunde später der Jagdwagen des Landgrafen folgte, der auch dich vom Inselsberg heruntergeholt hat, von meinem stillen Ruppberger Hofe aufgeschreckt. Der Brief des Landgrafen sagte einfach, daß seine junge Stiefschwester täglich kränker und kränker geworden sei und daß er seine letzte Hoffnung auf den günstigen Zufall setze, daß ein namhafter und ausgezeichneter Arzt in seiner Nähe sei, und hoffe, daß ich die erbetene Hilfe nicht versagen werde. Du siehst schon hieraus, wie unrecht du vorhin dem Herrn getan hast! Als ich die Kranke einen halben Tag beobachtet hatte, spürte ich, daß ein anderer Druck als der des inneren Übels auf ihrem Wesen laste. Eine unbewußte Schwermut — die schlimmste von allen — tat ihrem natürlich einfachen Wesen keinen Eintrag, aber bereitete mir schon Sorge, ehe ich schärfer und klarer sah. Prinzeß Hildegard verriet in nichts Lebensmut,

Sehnsucht nach Genesung, heitere Hoffnung, was doch alles in ihrem Alter nicht fehlen darf. Sie klagte kaum und war liebenswürdig dankbar für jede augenblickliche Erleichterung, die ich ihr verschaffen konnte, aber in all ihrem Dank und all ihrer Liebenswürdigkeit trat eine trübselige Resignation zutage, die mir zugleich wehtat, Sorge machte und mich zwang, Augen und Ohren weit zu öffnen. Da sah und hörte ich denn, daß das arme junge Geschöpf ein verlorenes, überflüssiges Leben führt, im traurigsten Sinne des Wortes. Der alte Landgraf Philipp hat seine dritte Ehe mit der Gräfin Ostheim in einer Anwandlung vorübergehender Leidenschaft, ja seinen erwachsenen Kindern erster Ehe zum Trotz, geschlossen. Er war schon zuvor in seinen Besitzverhältnissen zerrüttet, und die dritte Gemahlin, die übrigens lange vor ihrem dreißig Jahre älteren Gemahl gestorben ist, soll das Ihrige zum Zusammenschwinden des Allodialvermögens beigetragen haben. Erbärmliche Realitäten, mein Junge — aber du weißt, daß menschliche Liebe und menschlicher Haß zu drei Vierteln — schlecht gerechnet! — am Mein und Dein hängen. Durch die dritte Heirat und die angebliche Verschwendung der Mutter Prinzeß Hildegards sollen namentlich die Kinder der zweiten Ehe schwer benachteiligt worden sein, denn der Landgraf, den du vorhin sahst, und seine beiden wirklichen Brüder waren natürlich die Erben der großen Herrschaften, die der alten Durchlaucht gehört hatten. Recht verständlich sind mir diese häßlichen Dinge nicht geworden — genug, die Landgrafen von Bergfeld sind reich, ihre Stiefgeschwister aus zweiter Ehe, die Prinzen und Prinzessinnen von Heinrichstal heißen, sehr viel ärmer, die kleine Prinzessin von Grumbach aber, das unglückliche Nesthäkchen, am allerärmsten. Sie ist mit

einem sichergestellten Kapital von hunderttausend Talern abgefunden worden — ein hübsches Vermögen für eine Frau aus unseren Lebenskreisen, ein armseliges für eine Frau, die den Prinzessinnentitel führt. Dazu hat der alte Landgraf den schlimmen Einfall gehabt, dies Vermögen der nächstältesten Stiefschwester, einer Prinzessin von Heinrichstal, die an irgend einen Vetter verheiratet gewesen ist und verwitwet gleichfalls hier im Schlosse lebt, zuzusichern, falls Prinzeß Hildegard unverheiratet und kinderlos stürbe! Seitdem steht, wie mir der alte Kammerdiener vertraut hat, Prinzessin Luise, die Stiefschwester, zwischen dem armen Kinde und jedem Bewerber, zwischen ihr und dem Glück, zwischen ihr und dem Leben!“

„Aber was sollen wir damit? Was geht all dies vornehme Elend, all dieser Greuel uns an?“ rief Erwin wieder drein. Seine Erregung, die Professor Heiding mit seinem Bericht zu stillen gedachte, wuchs in jeder Minute; das bittere Gefühl, dem geliebtesten, verehrtesten Manne fremd und ohne Verständnis gegenüberzustehen, gesellte sich zur quälenden Mißempfindung über das Stück Weltlauf und Menschenelend, das sich hier unerwünscht vor ihm auftat. Der berühmte Arzt schaute seinem jungen Paten tief in die blitzenden Augen, sein Blick schloß einen stillen Vorwurf ein, vor dem Erwin die Stirn senkte, ohne doch überzeugt zu sein, daß er den Vorwurf verdiene.

„Was wir damit sollen?“ fragte Professor Heiding. „Ein so schweres Gewicht, wie die ganze trostlose Lage des armen kranken Mädchens, ist bei unseren Entschlüssen nicht achtlos zur Seite schieben! Nichts weiter, Erwin! Ich könnte dir noch hundert Dinge erzählen, die hier aus den Wänden schwitzen und aus den Taxushecken

des Gartens wachsen. Alles führt auf das eine hinaus, daß Prinzeß Hildegard unter bösem Stern geboren ist, und daß es gleich schmerzlich ist, daran zu denken, dies blühende Leben müsse erlöschen oder werde durch unsere Kunst zu langjährigem hoffnungslosem Gram und dumpfem Druck verurteilt. Laß uns alles wägen, mein Freund, und bedenken, daß, wenn wir hier die moralische Gewalt ausüben, die der Arzt hat, den Willen der Kranken zu lenken, zu bestimmen — wir eine schwere Verantwortlichkeit auf uns laden."

„Und wenn wir dies nicht tun, Meister, nichts tun und die junge Prinzessin hilflos verderben lassen, wird die Verantwortlichkeit minder schwer sein?" fragte Erwin. Er legte beide Hände auf die Schultern seines Lehrers, als müsse er ihn rütteln und aus der Gedankenreihe reißen, in deren Bann er ihn erblickte.

„Denk's aus, Erwin, was es heißt, wenn wir uns sagen müssen: wir haben das arme Mädchen überredet, genötigt, moralisch gezwungen, sich einer Operation auf Leben und Tod zu unterwerfen, brüsten uns mit dem Triumph, sie am Leben erhalten zu haben, und sind die Ursache, daß sie lange, lange Jahrzehnte ein verödetes, vergiftetes, unseliges Dasein führt! Ich möchte es nicht tragen — wenn du mehr Mut hast —"

„Um Gottes willen, lieber Professor, wo handelt es sich hier um Mut oder nicht Mut? Es ist des Arztes höchste unerschütterliche Pflicht, zu helfen, soweit er kann — nach allem anderen nicht zu fragen, das leibliche Übel zu heilen und im übrigen zu vertrauen, daß das Leben tausend Mittel hat, da zu helfen, wo kein Arzt hilft! Das alles hab' ich tausendmal aus Ihrem eigenen Munde gehört, mein teurer Pate und Lehrer, auf alles in der

Welt wäre ich gefaßt gewesen, nicht darauf, daß ich meine Empfindung, meinen Pflichtbegriff gegen den Ihren setzen müßte. Bitte, lassen Sie mich noch einmal sagen, wie ich die Dinge ansehen muß!" rief Erwin Buchhoff.

„Es ist nicht nötig, ich ehre dein Gefühl, mein Junge, aber dein Gefühl führt dich diesmal irre!" sagte Heiding, jetzt mit eherner Bestimmtheit im Ton. „Du hast hier nicht erlebt, was ich erleben mußte: das Leid und Mitleid beinahe aller Diener, aller Leute des Ortes über die unglückliche Lage der Prinzessin, den achselzuckenden Gleichmut des Bruders, die unedle Geldgier und den schlecht verhohlenen Haß der Stiefschwester, die hoffnungslose Todesmüdigkeit des armen Kindes selbst! Ich leugne dir's nicht, daß mir leichter ums Herz ward, als sie ihren Entschluß aussprach, keine Operation an sich vollziehen zu lassen! Und weil ich gleich fürchtete, daß du mich oder die Prinzessin wanken machen würdest, so schickte ich das zweite Telegramm ab, das dich nicht mehr erreicht hat."

„Die Prinzessin selbst versagt die Operation?" fragte Erwin. „Und Sie haben ihr gesagt, daß dies die sicherste, die einzige Hilfe sei?"

„Was anders?" versetzte der Professor rasch. „Nicht so schroff, wie du es vielleicht sagen würdest, aber für ein gescheites Mädchen — und die kleine Prinzessin ist gescheit — hinreichend verständlich. Und nun, Erwin, da sie so entschieden hat, du aber doch da bist, überwinde dich so weit, daß du ihrem Willen keine Gewalt antust; sie selbst muß wissen, und ich fürchte, sie weiß es, was ihr das Leben wert ist."

„Es ist doch eine Gewissensfrage, ob der Arzt einem Kranken — und vollends einer solchen Kranken — das

Urteil darüber überlassen darf!“ wendete Erwin Buchhoff ein. Aber die leisere Stimme, die gesenkte Stirn verrieten, daß er jetzt zum erstenmal an diesem Abend seinen väterlichen Freund begriff. Durch seine Seele wogten unbestimmt noch hundert Einwände, deren Ursprung und Natur ihm so fremd dünkten wie alles, was er seit dem Spätnachmittag erlebt hatte, doch rang er zunächst vergeblich nach Worten — und wenn er sie gefunden hätte, so würden sie ihm abgeschnitten worden sein. Ein Diener, nicht in der Livree des Hauses, sondern im schwarzen Frack, trat ein und meldete, daß das Souper bereit sei. Professor Heiding nahm auf die Meldung sofort den Arm des jungen Arztes und sagte mit einem Blick nach dem Kammerdiener:

„Laß uns alles morgen früh weiter erörtern! Gewissen Fragen sieht man bei Tageslicht klarer ins Auge! Du wirst müde und hungrig sein — brauchst Rast und bist mir überdies den Bericht über deine letzten Wochen in Berlin und deine Reise schuldig.“

Erwin widerstrebte nicht, er fühlte, daß der Professor recht hatte, daß er der Erquickung bedürftig sei, wenn er auch an keine Ruhe glaubte — folgte daher seinem Führer aus dem Bibliothekzimmer, über den großen Gang und eine erleuchtete Treppe hinab in ein Zimmer, in dem eine Tafel mit nur zwei Gedecken der Herren wartete. Da der ältere Diener fortdauernd hinter den Stühlen der Ärzte blieb und zwei jüngere Diener mit Tellern und Flaschen ab- und zugingen, so mußte es Erwin in Ordnung finden, daß Heiding nicht von dem sprach, was beider Seelen erfüllte und belastete, sondern sich nach Berliner wissenschaftlichen Freunden erkundigte und sich dann zwischen den Schüsseln der reichen Abendmahlzeit

von Ilmenau, der Wartburg und dem Rennsteig erzählen ließ. Es fiel dem jungen Mann schwer genug, den leichten Ton anzuschlagen, der hier geboten war, er gab einsilbigere Antworten, als sein Pate von ihm gewöhnt war, er hatte Mühe, sich zu vergegenwärtigen, daß beinahe alles, wonach der Professor fragte, erst wenige Tage, ja zum Teil erst Stunden hinter ihm lag. Das Erlebnis der letzten Stunde wollte noch nicht zurücktreten, ihm, der Heidings Lebensgewohnheiten so gut kannte, war es heute peinlich, daß der Professor zum letzten Glas Wein eine Zigarette anzündete und das Gespräch mit einer Art Behaglichkeit fortspann. Und dabei hoffte er im stillen, daß die Unterredung, nach der es ihn allein verlangte, im Zimmer Heidings fortgesetzt werden würde. Aber schon, wie er sich endlich von der Tafel erhob, sagte der Professor: „Du mußt müde sein und hast Ruhe nötig! Bist du noch ein Frühaufsteher wie ehedem, so komm alsbald zu mir herüber und wecke mich!“ Und wie sie die Treppen zu ihren Zimmern emporstiegen und Erwin noch auf einer der breiten Stufen fragte: „Gehen Sie sogleich zu Bett, lieber Meister?“ da klang wieder die Antwort: „Gewiß, sogleich, wir werden morgen Kraft nötig haben, wofür wir uns auch entscheiden mögen.“ Als Erwin, unbekümmert um den Diener, der die Lichter in seinem Gemach entzündete, Heiding zu seiner Tür geleiten wollte, wies ihn der Professor freundlich zurück, sagte noch einmal: „Du bedarfst Ruhe und sollst sie haben!“ und schied vor der Schwelle, indem er ihm zuflüsterte: „Wenn es dich drängt, den Fall noch einmal zu überdenken, so verliere den Hauptpunkt nicht aus dem Auge: der Wille der jungen Prinzessin muß entscheiden!“ und dann ein lautes: „Gute Nacht, Erwin!“ hinzufügte.

Eine Minute später hatte sich der Diener entfernt, da ihm der junge Arzt nichts mehr zu befehlen hatte. Erwin Buchhoff war allein in dem reich ausgestatteten und dennoch öden Gemach, das drei Wachskerzen auf dem großen silbernen Armleuchter nur mäßig erhellten. Er setzte sich tiefatmend ein paar Augenblicke in einen der schwellenden Lehnsessel, die den Tisch umstanden. Der alte Freund hatte recht gehabt — er fühlte jetzt, wie sehr ihn die Wanderung des heißen Sommertages auf dem Rennsteig, die plötzliche Fahrt hierher, der jähe Wechsel aller Gedanken, der Anblick der kranken Prinzessin, die fieberhafte Spannung des Gesprächs und des inneren Zwistes mit seinem Lehrer erschöpft hatten. Vielleicht war es diese Erschöpfung, die ihn die Luft der Gemächer dumpfig und verstockt finden ließ. Er öffnete in dem vorderen Raum wie im Schlafzimmer die breiten Fensterflügel und erfrischte sich an der Kühle, die vom Garten heraufquoll. Der reich gestirnte Nachthimmel spannte sich über den dunklen, langgedehnten Bau des Schlosses, in dem da und dort eine Folge von Fenstern noch erhellt war. Zu seinen Füßen sah der Hinabblickende dunkle Laubmassen, in denen er nur Reihen hoher, geradlinig geschorener Taxuswände unterschied. An der Ballustrade, die Schloß und Garten trennte, erkannte er mächtige Sandsteingruppen — Heiding hatte ihm ja vorhin gesagt, daß es hier einen ungewöhnlich wohlerhaltenen französischen Garten gebe. Aber nur flüchtig zog eine Erinnerung an Eichendorffsche Schilderungen durch Erwins Sinn — das Erlebnis des Abends hatte zu mächtig auf ihn gewirkt. Er rief sich in ernster Betrachtung alles, alles zurück, was er von Heiding gehört hatte. Er mußte seinem Meister abermals wider Willen recht geben: es war ein

trauriges, hoffnungsloses Dasein, in das er vor wenigen Stunden den ersten Blick getan hatte — und doch sträubte sich jeder Nerv gegen die trostlose Ergebung, die Heiding predigte. Der Ehrgeiz des Arztes, der Mut des Jugendlichen, der sein dreißigstes Jahr kaum zurückgelegt hatte — ein dunkles, unfaßbares Etwas, das ihn erregte und sein Gesicht, trotz des kühlen Nachthauches, wie im Fieber glühen ließ, widersprachen der herben Weisheit des Professors. Erwin blickte nach den Fenstern hinüber, hinter denen er die Kranke vermutete. Wunderlich genug: jetzt erst, wo er träumte und sein Hirn mit tausend Möglichkeiten zerquälte, der harten Wirklichkeit zum Trotz zu heilen, zu retten, jetzt besann er sich, wie lieblich der Mädchenkopf sei, der ihm wieder von den Kissen entgegenblickte. Ein Schauer durchrieselte ihn in Erinnerung an den holden, schlanken Leib, den er berührt hatte, den er nicht hilflos verderben lassen durfte. Er mühte sich umsonst, kälter und klarer zu denken — immer wieder wallte es heiß und leidenschaftlich bitter gegen die Menschen hier auf, die er nicht kannte, und er mußte sich gestehen, daß er auch dem Manne zürnte, dem er auf der Welt am meisten dankte und den er bis heute am höchsten verehrt hatte.

Indem er in Gedanken seine junge Erfahrung durchlief und sich der kühnsten Wagnisse seiner Wissenschaft zu seiner Kräftigung zu erinnern suchte, mischte sich eine wunderlich phantastische Stimmung, der Nachklang eines Knabenentzückens in die ernsten Bilder. Wie lange Jahre war es her, daß er das Märchen vom Paten des Todes begierig gelesen hatte, der ein hilfreicher, gefeierter Arzt geworden war, weil er helfen durfte, so oft der ernste Pate unsichtbar zu Füßen des Bettes stand. Und als

man ihn zu einer schönen, schwer erkrankten Prinzessin berief und der Tod zum Zeichen, daß hier nicht zu helfen sei, warnend zu Häupten der Kranken stand, da war das Herz des Jünglings in Liebe aufgewallt — um der schönen Leidenden zu helfen, hatte er den Tod überlistet und plötzlich das Bett, auf dem die Prinzessin lag, so herumwenden lassen, daß der Tod sich am Fußende fand und besiegt wurde. Wie kam ihm, dem ernst Prüfenden, ruhig Blickenden der Gedanke an diese Kindergeschichte? War er, der Schüler von Heiding und Willovius, ein Märchenarzt, war er in die Prinzessin von Grumbach verliebt? Er mußte mitten in seinen Sorgen, mitten im gespannten Nachdenken über alle Möglichkeiten des ernsten Falles lächeln und strich mit der Hand über die Stirn, um die wirren Traumbilder zu scheuchen. Nein — nein — das gütige, klare Gesicht seines Paten und väterlichen Meisters war nicht das drohende Antlitz des Todes — die Zeit der Wundertränke lag in grauer Sagenferne. Heute ließen sich Krankheit und drohende Verhängnisse nur mit scharfem Blick, mit sicherer Hand besiegen — vielleicht siegten sie auch hier!

Erwin Buchhoff blickte noch einmal über den lautlosen Gartenraum nach den halbverhüllten Fenstern hinüber — er faßte den Vorsatz, das Äußerste zu tun, damit er niemals zugleich an seinen Freund und Lehrer und an einen Tod denken müsse, den ärztliche Wissenschaft und Kunst nach seiner heiligsten Überzeugung noch abwenden konnten.

*   *
*

Als Doktor Erwin Buchhoff am nächsten Morgen die Augen aufschlug, belehrte ihn der erste Blick in die dämmernde Helle des Zimmers und auf die Uhr, daß er nach seiner Gewohnheit fest, aber kurze Stunden — ja kürzer als sonst — geschlafen habe. Ob auch ruhig und traumlos wie sonst, hätte er nicht zu sagen gewußt, er spürte bloß, daß alle Vorstellungen, die ihn, bevor er sein Lager suchte, mächtig bewegt hatten, jetzt mit ihm zugleich erwachten. Der junge Mann erhob sich und kleidete sich rasch an. Wieder war es sein erstes, ein Fenster nach dem Garten zu öffnen — er klirrte recht absichtlich damit, in der Hoffnung, daß es der nebenan schlafende Professor hören werde — und durch das Morgengrau, das noch über den geradlinigen Laubwänden und Baumkronen des Gartens lag, nach dem Teile des Schlosses hinüberzublicken, wo er die Gemächer der kranken Prinzessin von Grumbach vermutete. Wahrnehmen konnte er freilich nichts als Reihen von Spiegelscheiben, herabgelassene Rouleaus und Vorhänge — aber seine Phantasie war nur allzu geschäftig, sich Leiden und Leid der jungen Kranken auszumalen. Er versuchte wohl, sich in Heidings Empfindung und Anschauung zu versetzen, fand es aber auch in der klaren Stimmung der Frühe so unmöglich als am Abend zuvor. Aus allem Zwiespalt mit der Auffassung seines Lehrers — aus dem tiefen Mitleid für das junge Leben da drüben, das von den Fittichen des Todes überschattet war — rang sich ein trotziger Entschluß empor: jede Rücksicht beiseite zu setzen, seine Zuversicht auf ihre Rettung frei zu bekennen und auf die Operation zu dringen. Über den Grund so ungewöhnlicher Erregung, so leidenschaftlicher Teilnahme sann der junge Mann nicht nach — jeder, der das erlebte, was

ihm ans Herz gegriffen hatte, mußte denken und handeln wie er. Da das Geschick einmal gewollt hatte, daß er mit dem älteren Freunde nicht eines Sinnes war, so sollte der traurige Zwiespalt wenigstens der kranken Prinzessin zugute kommen.

Gestählt von seinem Vorsatz, pochte er eine halbe Stunde später an die Tür des Professors, fand Heiding in der Tat wach und ward, wie in besseren Tagen, mit einem so herzlichen Gutenmorgen empfangen, daß der trotzige Ernst, mit dem er aus seinem Zimmer gegangen war, schon hieran Schiffbruch litt.

„Sei willkommen, Erwin! Ich hoffe, du hast dich von der starken Anstrengung, die ich dir gestern zugemutet, gebührend erholt? Ich habe unser Frühstück hier im Nebenzimmer bestellt, wo wir ruhig und ungestört miteinander sprechen können. Wir haben ein paar Stunden vor uns — der Landgraf hat mir den Wunsch ausdrücken lassen, daß wir uns zur Konsultation gegen acht Uhr im Salon der Prinzessin einfinden möchten. Ich habe natürlich zuerst Jakob Franke zu mir beschieden und gefragt, ob Prinzeß Hildegard uns oder einen von uns schon früher bedarf — doch erfuhr ich, daß sie eine leidliche Nacht gehabt hat und vor kurzem zum zweitenmal eingeschlafen ist. Wir können also Seiner Durchlaucht den Willen tun!“

Erwin fühlte kleinlaut, daß die Zügel, die er so fest ergreifen wollte, doch noch in der Hand seines Paten ruhten. Er konnte zunächst nichts tun, als sich den Anordnungen des Professors fügen und diesem in das Frühstückszimmer folgen; er war entschlossen unnötige Dienerschaft wegzuscheuchen, um ruhig und dennoch eindringlich mit seinem Lehrer sprechen zu können. Aber der Kaffee-

tisch zeigte sich einladend hergerichtet — kein Diener war in dem kleinen Gemach — es schien, daß der Professor wiederum die geheimen Wünsche seines Schülers erraten habe. Heiding sagte lächelnd: „Ich muß wohl in diesem verwunschenen Schlosse den Wirt spielen!“ — schenkte dem jungen Freunde und sich selbst ein und drängte Erwin, sich niederzulassen, da dieser mit großen Schritten den engen Raum durchmaß. Schweigend setzte sich der junge Mann Heiding gegenüber — er war entschlossen, jedes andere Gespräch abzubrechen, um zur Hauptsache zu kommen. Der Professor aber schlürfte schweigsam seine Tasse und hub an:

„Da wir allein sind, Erwin, wollen wir uns über das, was zunächst zu geschehen hat, verständigen. Ich nehme an, daß alles, was ich dir gestern vertraute, dich über die Grenzen unserer Pflicht und unseres ärztlichen Rechtes nachdenken ließ. Auch ich habe mich in deine Empfindung zu versetzen gesucht und sehe ein, daß du dich nicht schlechthin bei meiner trüben Resignation beruhigen kannst. Du hast mich möglicherweise im Verdacht, da ich die Operation für schwer bedenklich und selbst bei glücklichem Gelingen das Leben, das wir der Prinzessin erhalten, für ein zweifelhaftes Geschenk erachte, den Entschluß der armen jungen Dame ungünstig beeinflußt zu haben. Das nehme ich dir nicht übel, mein Junge; ich habe gestern abend zu wenig daran gedacht, daß du seit drei Jahren nicht mehr Tag für Tag an meiner Seite gelebt hast, daß du inzwischen ein Mann geworden bist! Ein ganzer Mann, zu meiner Freude! Ich meine nun, wir besiegen jeden Zwiespalt, ersticken jedes Mißgefühl zwischen uns, daß, wenn wir heute, nach nochmaliger genauester Untersuchung, der Prinzessin ihre Lage klar

vorstellen und die Rätlichkeit und die Dringlichkeit einer Operation betonen, du das Wort führst; du wirst selbst fühlen, wie weit du gehen darfst, ohne grausam zu werden, und du wirst dich gleich mir bescheiden, wenn Prinzeß Hildegard unseren Rat dennoch zurückweist."

Der junge Arzt ward bei diesen milden Worten seines Paten von widerstreitenden Empfindungen bewegt. Heiding erriet seine geheimsten inneren Wünsche und kam ihnen entgegen; er hätte dankbar sein sollen und fühlte gleichwohl ein dunkles Mißtrauen, einen unerklärlichen Schmerz, als der Professor auf die verhängnisvolle Vorstellung zurückkam, daß die Kranke selbst nicht gerettet sein wolle. So entschlüpfte ihm die Frage:

„Was nennen Sie grausam, Herr Professor? Soll ich der Prinzessin verhehlen, daß es um sie geschehen ist, sobald sie die Operation versagt?"

„Ich würde es ihr weder verhehlen noch sagen, sie errät es ohnehin!" entgegnete Heiding. „Laß es bei dem, was ich gesagt — im Augenblick wird dir das rechte Wort nicht fehlen. Und da wir jetzt noch ein paar Stunden vor uns haben — erzähle mir zusammenhängend von deinen Berliner Erlebnissen und Aussichten. Wenn man dich und mich hier nicht bedarf, ist's genug, daß ich zurückbleibe, und ich bin der Meinung, daß du deine unterbrochene Fußreise sofort wieder antrittst. Umgekehrt werden wir auch wenig Zeit für uns behalten und unsere ganze Aufmerksamkeit auf die schwierige Operation lenken müssen — jetzt erzähle also, laß hören, was dir in Aussicht steht — laß sehen, von wo noch ein Hindernis kommen kann. Und in breitem, epischem Stil, mein Junge, wir sind in Würzburg nicht so gehetzt und knapp, wie ihr in der Millionenstadt."

Ein wahrhaft heiteres und dabei gütiges Lächeln, aus dem Erwin wie in alter Zeit die ganze Seele seines Meisters herausschauen sah, begleitete diese Aufforderung — der Professor hatte nichts gesagt, bei dem ihm sein Schüler an jedem anderen Tage und jeder anderen Stelle nicht unbedingt recht gegeben hätte — und dennoch fiel es dem jungen Arzte schwer wie nie, gerecht und verständig zu sein. Der dunkle Drang, allein einzugreifen, allein helfen zu wollen, den er seit gestern abend verspürte, schwand auch jetzt nicht — Heidings ruhige Fassung dünkte ihm schier unheimlich, und er mußte seine ganze Willenskraft anstrengen, um den Widerwillen zu besiegen, den er vor jedem anderen Gespräch empfand. Er sagte nur noch:

„Wir sollten vielleicht noch ein wenig darüber nachdenken, lieber Meister, wie wir unserer armen Kranken die gewisse Rettung — mich dünkt sie gewiß, ich weiß selbst nicht, woher mir das Vertrauen kommt! — annehmbar und wünschbar machen. Wenn Sie indes meinen, daß wir dem Augenblick sein Recht lassen müssen, so wünsche ich, daß jener bald komme. Mir ist, als vermöchte ich bis dahin gar keinen anderen Gedanken zu fassen.“

„Versuch's doch und wär's auch mir zulieb, mein Junge,“ antwortete Heiding, seine Zigarre in Brand setzend. Dem Klang in seiner Stimme, dem Blick, den er über den Tisch sandte, widerstanden auch die innere Erregung und das Mißtrauen Erwins nicht länger. Der junge Arzt holte tief Atem, beinahe klang es wie ein Seufzer, dann hub er an von seinen wissenschaftlichen Erlebnissen, seinen Arbeiten, Hoffnungen und Plänen zu berichten. Es ward ihm selbst freier und wohler zumut,

mit der Morgenluft des Sommertags, die ins Zimmer strömte, schien ihn zugleich ein Hauch aus der alten Zeit anzuwehen — es kamen Minuten, Viertelstunden, in denen er vergaß, wo er sei und warum er hier sei. Und selbst wenn er an die arme kranke Prinzessin drüben im andern Schloßflügel dachte, mischte sich der Spannung seiner Seele eine lösende tröstliche Hoffnung hinzu — die Hoffnung, wenigstens im entscheidenden Augenblick den väterlichen Freund und Lehrer, der auch jetzt mit jeder Frage, jedem Ausruf die treueste Teilnahme bewährte, zu sich und dem, was er sann, herüberzuziehen.

Der taunasse Garten, in den man auch aus diesem Gemach hinabsah, ward eben von den ersten Sonnenstrahlen beglänzt, als ein Diener mit der Meldung hereintrat, daß Seine Durchlaucht der Landgraf die Herren im Vorzimmer der Prinzeß Hildegard erwarte. Erwin Buchhoff schnellte aus seinem Sessel empor, während der Professor sich ruhiger und gefaßter erhob. Er schritt dann schweigend neben Erwin durch die langen Gänge und flüsterte ihm nur, als sie vor den Gemächern der Kranken ein paar Augenblicke stillstanden, zu:

„Ich lasse dich sprechen, Erwin — hab' wohl acht, daß du nicht mehr verheißest, als wir verheißen dürfen, und nicht stärker in die Arme dringst, als wir in diesem traurigen Falle verantworten können."

Der jüngere Mann hatte bei der Wiederkehr dieser Mahnung abermals ein Gefühl, als verschleiere sich sein scharf blickendes Auge und als werde ihm die Zunge zum voraus gelähmt. Zeit zu einer Erwiderung war nicht mehr — eben meldete Jakob Franke sie Seiner Durchlaucht an, und der Herr des Hauses kam beiden Ärzten bis zur Mitte des großen Vorzimmers entgegen. In den

ein wenig schlaffen und ausdruckslosen Zügen des Landgrafen Heinrich war heute morgen doch eine gewisse Befriedigung zu erkennen, er reichte mit freundlichem Morgengruß Heiding und danach Erwin Buchhoff die Hand und sagte zu letzterem so laut, daß er auch im Schlafzimmer der Kranken gehört werden mußte:

„Ein neuer Doktor wirkt immer Wunder. Meine Schwester Hildegard hat eine ungewöhnlich gute Nacht gehabt, meine Herren, und fühlt sich kräftiger als seit vielen Tagen.“

„Das ist erfreulich zu hören, Durchlaucht!“ entgegnete Erwin. „Es wird der Prinzessin und uns die notwendige und entscheidende Untersuchung erleichtern, die jeder weiteren Entschließung noch einmal vorangehen muß. Wird uns verstattet sein, Ihre Durchlaucht zu begrüßen?“

Der Professor vernahm in Erwins Erwiderung einen Klang von drängender Ungeduld, der dem Landgrafen entging. Zuvorkommend sagte dieser:

„Meine Schwester ist bereit, die Herren sogleich zu empfangen. Nur möchte ich bitten,“ fügte er leiser hinzu, „mit der Untersuchung so schonend und diskret als möglich zu verfahren, Sie hörten schon von Professor Heiding, daß Hildegard wenig Glauben an ihre Heilung hat.“

„Vielleicht gelingt uns, der Prinzessin ein besseres Vertrauen einzuflößen,“ antwortete Erwin rasch, denn er wollte jedem abschwächenden resignierten Worte Heidings zuvorkommen.

Der Landgraf begnügte sich, dem Professor zuzuflüstern: „Gut, daß die jüngeren Männer stärkeren Glauben an die Allmacht der medizinischen Wissenschaft haben als die älteren Meister!“ und führte dann die beiden Ärzte selbst in das Zimmer der Kranken ein. Erwin mußte sich be-

sinnen, daß er nicht voraufeilen dürfe — er sah mit so leidenschaftlicher Spannung, so wunderlich verworrenem Gefühl nach dem Lager der Prinzessin hinüber, daß er fast vergaß, die respektvollen Begrüßungen der Wärterin und der Kammerfrau zu erwidern. Er hatte sich vorgesetzt, die nächste Stunde zu nützen — sich selbst durch die Gegenwart des Landgrafen weder hemmen noch befangen zu lassen, und jetzt befing ihn der Anblick der Kranken, ließ ihn verstummen und sich umsehen, ob Heiding ihm zur Seite geblieben sei. Noch eben hatte er gewähnt, daß alles besser stehen werde, wenn er allein versuchen könne, der Leidenden Mut und Hoffnung einzuflößen — und mit einemmal fühlte er, daß der liebenswürdige Gruß der Prinzessin dem Professor und ihm — ja ihm vielleicht nur gelte, weil er seines Lehrers Schüler sei.

Das Morgenlicht fiel durch schleierartige Vorhänge an den Fensterscheiben nur matt gedämpft in den großen Raum, wob einen rosigen Schein um alles, selbst um das bleiche Gesicht der Kranken. Prinzeß Hildegard saß wie gestern an die Kissen ihres Lager gelehnt, aber sie schien sich heute kräftiger aufrecht zu halten, die tiefen blauen Augen glänzten frischer, die Lippen waren röter als am Abend zuvor, ihr blondes Haar, schlicht gescheitelt und sorglich in einen Knoten geschlungen, umrahmte Stirn und Schläfen sehr anmutig — Erwin ward sich nicht zum erstenmal bewußt, wie schön das junge Mädchen sei, das er so gern dem Tode entrissen hätte. Wiederum durchzuckte ihn die Erinnerung an das Kindermärchen: wie im Märchen stand er zu Füßen des Bettes der kranken Prinzessin — und schier unwillkürlich blickte er zu Häupten — und gewahrte nichts als den blauen Atlas des Bett-

himmels und die lichte Tapete der Wand. Er raffte sich aus der Traumanwandlung auf, als er Professor Heiding hörte, der zur Prinzessin sagte:

„Wir freuen uns, Sie heute morgen gestärkter zu finden, Durchlaucht. Wir kommen mit der Bitte, uns noch eine eingehende Untersuchung zu gestatten — und Ihnen danach Maßregeln vorzuschlagen, die Ihrer Krankheit ein Ziel setzen. Wie ich Ihnen schon vorgestern sagte, muß ich dabei vor allem auf den Blick, die Erfahrung und die Hand meines jungen Kollegen zählen, der auf eine Reihe von schweren Fällen und glücklichen Heilungen zurücksieht und mit dem ich Ihre Krankheit seit seiner Ankunft durchgesprochen habe."

Erwin erglühte bei diesem Lob seines Paten — es wehte ihn an wie ein Hauch frischer Hoffnung; Prinzeß Hildegard, die im Tageslicht noch besser als gestern abend unterscheiden mochte, wie jung der als erfahren gepriesene Arzt sei, senkte die Augen und entgegnete einfach:

„Der Untersuchung, die Sie für nötig finden, muß ich mich eben unterwerfen, Herr Professor — und — Herr Doktor! Alles, was Sie für meine Genesung tun wollen, danke ich Ihnen von Herzen, muß Sie aber bitten, mir genau und klar zu sagen, was Sie vorhaben, und mich in nichts zu täuschen! Ich sagte Ihnen meine Gründe schon gestern, Herr Professor, und hoffe, Sie haben Herrn Doktor Buchhoff unterrichtet."

Ehe Heiding zu antworten vermochte, fiel eine dritte Stimme, nicht die des Landgrafen, plötzlich ein: „Gewiß hast du recht, liebe Hildegard, und es fragt sich sogar, ob die Herren dir die Pein einer erneuten Untersuchung nicht ersparen könnten! Wenn sie dir eine Hilfe vorzuschlagen

haben, die dich nicht mit neuen Qualen bedroht, so müßten sie es jetzt vermögen."

Erwin fühlte sich beim völlig sanften Klange dieser Stimme durchschauert, er blickte von der Prinzessin, auf deren Zügen sein Auge mit teilnehmendem Ernst geruht hatte, hinweg und sah zwischen sich und dem Landgrafen eine Dame stehen, die unhörbar in das Krankenzimmer gekommen war. Sie war eine Frau zwischen dreißig und vierzig Jahren mit nicht unregelmäßigem, aber starrem Gesicht, aus dem ein Paar kluge graue Augen lebendig genug hervorschauten, eine hagere Gestalt mit etwas steifer Haltung. Sie trug ein Morgenkleid von grauer Seide mit schwarzen Spitzen und gab durch ihr Äußeres zu dem tiefen Widerwillen und dem Schauer keinen Anlaß, mit dem sie der junge Arzt erblickte. Der Schloßherr deutete sich den Blick Erwins falsch, er beeilte sich, vorstellend, zu sagen:

„Herr Doktor Buchhoff aus Berlin, Professor Heidings Schüler — meine Schwester, die Prinzessin von Heinrichsthal Durchlaucht."

Erwin blieb der Dame die Verbeugung nicht schuldig, die ihrem Rang geziemte, wandte sich aber sofort zu Prinzeß Hildegard zurück und sagte:

„Sie verzeihen dem Arzt, der in seiner Pflicht steht — die erneute Untersuchung ist durchaus unvermeidlich, um uns zu den klaren Vorschlägen zu führen, die Sie fordern!"

Aus Erwins Stimme klang eine innere Festigkeit, der sich die Kranke ohne weiteres fügte. „Gewiß, Herr Doktor, lieber Herr Professor, ich schulde Ihnen ja Dank, daß Sie hierher gekommen sind — ich will Ihnen nicht erschweren, was Sie für notwendig halten. Laß es gut

sein, Luise, es wird nicht oft mehr nötig werden," sagte die junge Prinzessin, die inzwischen ihrer Stiefschwester die Hand gereicht hatte und den mißbilligenden, den Ärzten geltenden Ausdruck im Gesicht der Dame wahrnahm.

„Ich will bei dir bleiben, armes Kind," versetzte die Prinzessin von Heinrichsthal. „Und ich hoffe, da dies nach Gottes Fügung einmal ein schwerer Fall ist — die Herren verschweigen uns nichts, was wir wissen müssen?"

Professor Heiding tauschte mit Erwin einen Blick und sagte dann trocken: „Ew. Durchlaucht können gewiß sein, daß wir Ihnen nichts vorenthalten, was wir nach unserer Pflicht auszusprechen haben. Und jetzt möchten wir gehorsamst bitten, die Gunst der Stunde nützen zu dürfen — mein junger Freund und Kollege legt vor allem Wert darauf, seine Beobachtungen von gestern abend bei Tage zu wiederholen."

Landgraf Heinrich und der alte Kammerdiener, den die Sorge um Prinzeß Hildegard gleichfalls ins Zimmer getrieben hatte, zogen sich zugleich in das große Nebengemach zurück, die Schwester der Kranken, die Wärterin und die Kammerfrau schickten sich an, den Ärzten beizustehen. Doktor Erwin hatte den Frauen und seinem älteren Freunde zartsinnig alle Vorkehrungen überlassen, er war an das Fenster getreten und sah mit stummer Sorge für den Verlauf der nächsten Stunde auf die zierlichen Anlagen und Blumenparterres hinaus, die sich zu beiden Seiten der Freitreppe an der Vorderseite des Schlosses hinzogen. Der schöne Sommermorgen mahnte ihn an den gestrigen, den er in glücklicher Freiheit auf dem waldstillen Rennsteig verbracht hatte, aber kein anderer Wunsch regte sich mehr in der Seele des jungen Arztes, als hier bleiben und helfen zu dürfen. Wunderliche Bilder

mischten sich in die Gegenstände, die er vor Augen sah; so fest er sich vorgesetzt hatte, ganz klar, ganz bei der Sache zu sein, so schreckte ihn der Anruf Heidings: „Erwin“ dennoch aus träumerischer Selbstvergessenheit. Indem er sich umwandte, begegnete sein Blick einem Augenaufschlag der Prinzessin, der ihn aufs schmerzlichste ergriff — so viel stumme Duldung, so schmerzvolle Ergebung meinte er in ihm zu lesen. Er eilte seinen Platz neben dem Lager der Kranken einzunehmen und in der nächsten halben Stunde, in der er nur einzelne Worte mit dem Professor tauschte, in seiner nächsten Aufgabe unterzugehen. Er fühlte sich jetzt wieder im Vollbesitz seiner eigensten Kraft, er war ganz scharfes Auge, ganz sichere rasch erwägende und vergleichende Beobachtung. Leicht und unmerklich handhabte er seine Instrumente, er flüsterte Heiding, der mit der Schreibtafel neben ihm stand und kniete, für die Frauen unverständliche Zahlen und Silben zu. Wenn von Zeit zu Zeit das unregelmäßige Atmen der Kranken oder ein halbunterdrückter Seufzer an sein Ohr drang, so beirrte ihn dies heute nicht und dünkte ihm eine unwiderstehliche Mahnung zu rascher Hilfe. Er sah die meisten der verdrossen geringschätzigen Blicke nicht, mit denen die Prinzessin von Heinrichsthal seine wie Heidings ernste Bemühungen begleitete, und wenn er ab und zu einem dieser Blicke nicht entging, so ward ihm der unverhohlene Widerwille der Dame nur zum Sporn stiller Sorgfalt und ernsten Eifers. Er überließ es Heiding, mit einem stummen Wink die Untersuchung für beendet zu erklären, und zog sich mit ihm in das Vorzimmer zurück, in dem der Landgraf in gespannter Erwartung und sichtlicher Ungeduld auf und ab ging. Er trat den beiden Ärzten entgegen und suchte, schon ehe sie gesprochen hatten, von

ihren Lippen zu lesen: „Sind die Herren einig — was haben wir zu hoffen oder zu fürchten?“

„Einen Augenblick noch, Durchlaucht!“ entgegnete Erwin Buchhoff. „Vielleicht haben Sie die Gnade, uns drinnen zu erwarten — wir werden uns sogleich erklären. Wir haben nur noch unsere Beobachtungen in ein paar unwesentlichen Punkten zu vergleichen.“

„Verstehe — verstehe — Kunstgeheimnisse!“ sagte der Herr lächelnd und rief über die Schwelle des Krankenzimmers hinüber: „Ist's erlaubt, liebe Hildegard?“

Die junge Prinzessin, die wieder wie vorhin unter ihren Decken und an die Kissen ihres Lagers gelehnt saß, winkte ihrem Bruder zu kommen. Erwin Buchhoff war währenddes seinem Lehrer in eine Ecke des Vorzimmers gefolgt, wo ein rascher Meinungsaustausch, unhörbar für die im Schlafzimmer Prinzeß Hildegards Versammelten, vor sich ging.

„Ich habe keinen Zweifel mehr, lieber Meister,“ hob Erwin an. „Nicht den leisesten. Es handelt sich um den Leberwurm, und eine augenblickliche Operation ist die einzige Hilfe.“

„Und du hegst keine Furcht, gibst keine Möglichkeit zu, daß eine Geschwulst vorliegt, die nicht zu operieren ist?“ fragte Heiding, blickte aber dabei wohlgefällig in das kluge und entschlossene Gesicht des jungen Arztes.

„Nein, und aber nein! ich war meiner Sache nie gewisser!“ versetzte Erwin. „Und auch Sie, Professor Heiding, würden keinen Zweifel hegen, wenn es Ihnen nicht wie eine Beruhigung erschienen wäre, daß Ihre klare Erkenntnis doch ungewiß sein könnte!“

„So sprich denn, wie du es für geboten hältst,“ sagte Heiding. „Die Entscheidung steht bei der armen

jungen Dame, gebe das unerforschliche Schicksal, daß sie für sich die rechte trifft."

Erwin vernahm das Wort und den Ton, in dem es gesprochen ward, mit geheimem Unmut. Er erkannte deutlich den Punkt, bis zu dem der väterliche Freund mit ihm gehen wollte. Doch blieb jetzt keine Zeit zu Erörterungen und mit Heiding zugleich trat er wieder in das Krankenzimmer und vor das Bett der Prinzessin.

Neben diesem standen Landgraf Heinrich und seine ältere Stiefschwester — die Krankenpflegerin und die Kammerfrau hatten sich bescheiden in den hinteren Teil des großen Gemachs gezogen, blieben aber nahe genug, den Ausspruch der Ärzte hören zu können. Prinzeß Hildegard blickte mit einem Ausdruck von Ruhe und mildem Gleichmut den Wiederkehrenden entgegen, und doch meinte Erwin ein leises schmerzliches Zucken der Lippen und jenes Licht in den Augen zu erkennen, mit dem die verlöschende Hoffnung noch einmal aufzuleuchten pflegt. Er war in einer Stimmung, die ihn noch an keinem Krankenbett überkommen hatte, der Anblick des leidenden und doch so lieblichen Mädchens ergriff ihn mit unwiderstehlicher Rührung und weckte selbst eine leise Sehnsucht in seiner Seele, die Entscheidung noch verzögern zu können.

Doch wußte Erwin Buchhoff zu gut, was seine klare Pflicht sei, und mit einer Stimme, aus der nur sein alter Lehrer und vielleicht die junge Kranke selbst eine ungewöhnliche Bewegung heraushörten, sagte er einfach:

„Durchlauchtigste Prinzessin — Professor Heiding und ich haben nach sorgfältiger Untersuchung und nach Austausch unserer Beobachtungen keinen Zweifel mehr, daß ein Leberechinokokkus Ursache Ihrer Leiden ist. Eine schleunige Operation erscheint uns geboten, und da wir

zuverlässig versichern können, daß die Mehrzahl dieser Operationen glückt, und ich sagen darf, daß ich einige glückliche Erfahrungen habe, so bitten wir Ew. Durchlaucht, sich der Notwendigkeit zu unterwerfen, die Ihnen volle Genesung in Aussicht stellt."

Ohne daß er es wußte und wollte, hatte Erwin seine Ansprache mit einem bittenden Blick begleitet, den Prinzeß Luise mit ihrem geringschätzigsten Lächeln vergalt. Prinzeß Hildegard erbleichte, als das gefürchtete Wort Operation fiel — ihre Augen senkten sich, aber sie blickte alsbald wieder auf und fragte, beide Ärzte fest ansehend:

„Und die Operation, die Sie vorschlagen, ist sie gefährlich und sehr schmerzlich?"

„Wir dürfen nicht sagen, Prinzeß, daß sie völlig gefahrlos sei, aber Professor Heiding wie ich würden sicher alles aufbieten, was unsere Wissenschaft uns an die Hand gibt, und wir haben ein Recht, den glücklichsten Ausgang zu hoffen. Auch die Schmerzen lassen sich mindern und mildern — und Durchlaucht haben viel härter gelitten und würden schwerer zu leiden haben, wenn Sie die Operation versagen wollten."

„Und — und ist keine Aussicht auf meine Wiedergenesung, wenn ich mich der gefährlichen Operation nicht unterwerfe?" fragte Prinzeß Hildegard.

„Die sicherste Aussicht ist die Operation, Durchlaucht," entgegnete Erwin rasch. „Und Sie stellen sich die Gefahr größer vor, als sie ist; mit Mut und Vertrauen, bei Ihrer Jugend, werden Sie die Tage der Krisis leicht bestehen und — durch ein gesundes glückliches Leben belohnt werden."

Es war wunderlich, wie diese eindringlichen und mit einer bittenden Miene gesprochenen Worte klangen — der

junge Mann, der sie sprach, erschauerte beinahe selbst vor ihnen. Die Prinzessin von Heinrichsthal hatte den Arm zärtlich um die kranke Schwester geschlungen, sie redete ihr mit weichem Ton, aber ohne daß ihre starren Züge weicher wurden, vernehmbar zu:

„Laß dich zu nichts drängen, zu nichts überreden, liebste Hildegard, wenn dein Gefühl widerstrebt! Die Herren wissen nicht, was eine Frau, ein junges Mädchen zumal, opfern und überwinden muß, um ihren Ratschlägen zu folgen. Wenn du Furcht hegst, gib dich in Gottes Hand — du kannst gesund werden ohne die schwere Gefahr und Qual, die man dir ansinnt."

Prinzeß Hildegard schüttelte leise das Haupt; Erwin, der in fieberhafter Spannung den ganzen Vorgang verfolgte, sah, daß in ihren Augen Tränen standen, der Landgraf, der in den Zügen des Arztes und in den ruhig erwartenden Professor Heidings mehr las, als ihm lieb war, zog den Arm seiner älteren Stiefschwester zurück und rief:

„Nicht zusprechen, nicht abraten, Luise! Hildegard muß allein entscheiden. Wird schon selbst das Rechte treffen — wär' vielleicht besser, wir ließen sie mit den Ärzten — mit dem Professor allein — hat vielleicht ein oder die andere Frage —"

„Wo denkst du hin, Heinrich?" rief Prinzeß Luise. „Die Herren könnten sie gegen ihr eigenes Gefühl überreden. Ich leugne es nicht, daß mich der bloße Gedanke an diese Operation mit Abscheu erfüllt. Und Hildegard, die gestern so sehr dagegen war, scheint heute wankend — willst du wirklich dem gewissen Tode selbst die Hand bieten, Kind?"

Aber die Kranke machte eine heftige verneinende Be-

wegung und richtete sich von den Kissen wieder empor, auf die sie einen Augenblick ihr blondes Köpfchen gelegt hatte. Sie winkte den beiden Ärzten, näher zu treten, und sagte dann mit bebender Stimme:

„Ich danke Ihnen, meine Herren, und ich glaube Ihnen, daß Sie alles für mich tun würden, was in der Hand so ausgezeichneter Männer liegt. Aber ich — ich glaube nicht an ein glückliches, gesundes Leben!“

In diesem Augenblick brach Professor Heiding sein ernstes Schweigen und sagte in gütigem Tone:

„Sie sind jung, Prinzeß, Sie müssen hoffen! Wir dürfen Sie nicht überreden, noch bedrängen, Sie aber müssen jetzt nur an Ihre Genesung denken und von sich scheuchen, was Sie sonst vielleicht bedrückt.“

Prinzeß Luise richtete starr den Kopf auf — der Mediziner überschritt in ihren Augen seine Befugnis in unerhörter Weise, auch Landgraf Heinrich sah den Professor verwundert an. Doch erntete Heiding einen dankbaren Blick seines Schülers und einen Händedruck der Kranken, die mit lieblichem Ausdruck sagte:

„Lieber Herr Professor! Ich weiß, daß Sie es herzlich wohl meinen — aber lassen Sie mich bei meinem Entschluß — und haben Sie und der Herr Doktor Buchhoff tausend Dank!“

Erwin, vor dessen Augen das Zimmer, die Gestalten am Bett und alles außer der vom Todesschauer berührten anmutigen Gestalt unter der blauseidenen Decke verschwand, sah im wachen Traum wieder einen Schatten zu Häupten des Bettes, eine Gestalt, die jetzt die Züge des geliebten Paten, dann die der unholden Prinzessin Luise trug, aus seiner Seele und vor seinen Ohren brauste es: Du kannst und mußt solches Ende abwenden! Als er aus dem

Traum wieder zum klaren Bewußtsein erwachte, standen seine eigenen Augen voll Tränen und er hörte sich plötzlich sprechen:

„Ew. Durchlaucht verzeihen mir, daß ich Sie noch einmal beschwöre, unsere Hilfe anzunehmen. Ich wage zu sagen, daß der glückliche Verlauf beinahe gewiß sei — und — ich fürchte, daß im anderen Fall ein unglücklicher Ausgang unvermeidlich wird."

„Ich verstehe Sie, ich danke Ihnen nochmals," antwortete die Prinzessin mit immer leiserer Stimme. „Wie Gott will!" Und sie verhüllte das bleiche Gesicht mit beiden Händen, nicht ohne zuvor noch einmal in das schmerzlich bewegte, teilnahmvolle Gesicht des jungen Arztes geschaut zu haben, der eine stumme, peinlich lange Minute auf eine bessere Antwort harrte. Professor Heiding faßte seinen Arm und sagte mild: „Komm, Erwin — wir müssen die Prinzeß jetzt allein lassen. Du bleibst heute noch hier — mir zur Hand, falls Durchlaucht noch ihre Entschließung ändern sollte."

Er führte den willenlos Folgenden, Halbbetäubten dem Ausgang des Krankenzimmers zu, an dessen Schwelle der alte Jakob Franke, den Türvorhang zurückschlagend, stand. Der Kammerdiener ließ unbeweglich die Ärzte an sich vorübergehen, aber seine großen grauen Augen hefteten sich fest auf die schmerzlich bewegten Züge des jungen Doktor Buchhoff. Hinter den Ärzten kamen der Landgraf und die Prinzessin von Heinrichstal so dicht drein, daß ihre Bemerkungen bis zu Erwins Ohr drangen.

„Der junge Mann führte ja eine förmliche Rührszene auf. Ist es den Herren denn gar so empfindlich, wenn sie um einen wissenschaftlichen Ruf kommen, für den andere die Gefahr laufen müssen?"

Der Landgraf antwortete nur mit einem Seufzer, seine Gedanken weilten offenbar bei der kranken Schwester, die um völliges Alleinsein mit ihrer Pflegerin gebeten hatte. Erwin Buchhoff aber sagte, sobald ihn Heiding einlud, mit ihm in sein Zimmer zurückzukehren:

„Verzeihen Sie mir, liebster Professor — mir ergeht es wie unserer Kranken. Ich muß allein mit mir sein, muß in freier Luft den schweren Eindruck dieser Stunde zu überwinden trachten! Sie haben recht behalten, und vielleicht lehrt mich mein Nachdenken, Ihnen auch darin recht zu geben, daß dieser trostlose Ausgang das beste sei."

„Wenn es dir schwer fällt, heute noch hier auszuhalten, so tritt deine Reise wieder an," entgegnete der Professor bekümmert. „Der Fall ist schmerzlich — unsäglich traurig. Doch wenn du dich in allen ähnlichen Fällen so tief erregen, bis ins Innerste erschüttern lassen willst, so müßte ich eine kurze Laufbahn für dich fürchten!"

„Sie mögen recht haben!" versetzte Erwin mit trübem Lächeln. Mir ist aber wahrlich, als ob ich keinen zweiten Fall dieser Art erleben würde, als ob die Welt keinen zweiten gleich herben und trostlosen hätte! Ich bleibe heute zu Ihrer Verfügung und gehe nicht weit. Ich will mir den Schloßgarten ansehen, den Sie ja so gerühmt haben."

Der Professor hatte eine Erwiderung auf den Lippen, hielt sie aber zurück und sah mit erstauntem Ausdruck in seinen Zügen dem jungen Mann, der die große Treppe des Schlosses hinabeilte, nach. Erwin Buchhoff wandte sich nicht nach dem älteren Freunde um — er wollte in Wahrheit so rasch als möglich allein sein. Am Fuße der Treppe wartete er, ob ihm ein Diener den Weg zum

Garten zeigen könne; da er keinen wahrnahm, ging er kurz entschlossen den langen Gang an der Hinterfront des Schlosses hinab. In der Mitte öffneten sich zwei Flügeltüren, eine Stufenreihe führte von beiden in den Garten, den Erwin hochatmend betrat.

Es war zehn Uhr morgens geworden, die Sommersonne schien hell in die zwischen hohen Taxuswänden hinführenden Gänge herein, vergoldete wunderliche Ziersträucher und trank den letzten Tau, der noch auf den untersten Zweigen zitterte. Erwin irrte durch die geradlinigen Hecken und gelangte in die große Mittelallee von Rüstern, die den Park seiner ganzen Länge nach durchschnitt. Hier waren die mächtigen runden Laubkronen im Laufe der Zeit nicht mehr gestutzt worden, die Äste von hüben und drüben verschränkten sich zu einem schattenden Dach und verhinderten den Rückblick auf das Schloß mit seiner malerischen Anlage, seinen steinernen Vortreppen und barocken Statuetten, seinen tausend üppigen Frucht- und Muschelschnüren, die so lustig und festlich aussahen und hinter denen so unaussprechlicher Jammer wohnte. Die Erregung des jungen Mannes ward einen Augenblick gesänftigt, als er wie gestern morgen unter herabschwankenden Zweigen und auf moosbewachsenem Boden hinging, allein schon in der nächsten Minute wachte das Bewußtsein wieder auf, welche Eindrücke, welche herbe Erfahrungen zwischen gestern und heute lagen. Eben indem er sich zu fassen und kühler über das Erlebte nachzudenken versuchte, empfand Erwin, wie unmöglich dies sei. Sein Blut war in Wallung — alles, was er seit gestern Abend gesehen und gesprochen hatte, jagte in immer wiederkehrender Folge durch sein Hirn, und dazu quälte ihn die Frage, ob er nicht ganz anders und viel eindring-

licher zu der Prinzessin von Grumbach hätte sprechen können und müssen. Sie war die erste Kranke, der er helfen zu können meinte, die er hilflos verlassen sollte, und sie flößte ihm das tiefste Mitleid ein, das der junge Arzt noch gefühlt. Ja, war es allein Mitleid, das ihm das Bild des schönen kranken, so vornehmen und doch so armen Mädchens immer aufs neue vor Augen stellte und den Wunsch, sie zu retten, immer stärker und heißer werden ließ? — Er sah klar genug, daß mit der verflossenen Stunde alles zu Ende sei, und dennoch bezwang er die aufsteigenden Bilder, halb Träume, halb Pläne, nicht. Während er die schattige Allee durchschritt und dann wieder in den Sonnenschein hinaustrat, der über Rasenflächen und Laubwänden, über wasserlosen Becken und zerbröckelnden Sandsteingruppen glänzte, rang er mit geheimen Schmerzen, die nicht milder wurden, mit bitterem Groll über die dunkle Härte des Weltlaufs und tiefem Schmerz über seine eigene Ohnmacht.

Immer aufs neue setzte er sich vor, noch einmal den Landgrafen von Bergfeld zu bestürmen und ihm ohne Scheu ins Gewissen zu reden — während er doch zugleich wußte, daß jedes Wort nach dieser Seite in den Wind gesprochen sein werde. Und dann überkam es ihn mit wilder Gewalt, ein Traum: als sei er berufen, das süße Mädchen dem Tode zu entreißen und auf seinen Armen aus dem Schlosse hinter sich in grüne Waldfreiheit, in irgend ein neues Leben zu tragen, von dem tausend Schattenbilder durch seine Seele schwankten. Bis heute hatte er, der Mann strenger Beobachtung und Wissenschaft, keine phantastischen Anwandlungen verspürt — und nun fühlte er sich im Bann von Träumen und Wünschen, über die er beim Vergleich mit der Wirklichkeit

bitter lächeln mußte und die er mit keinem raschen Entschluß aus seiner Seele zu drängen wußte. Sollte er zur bitteren Erinnerung an dies erste Abenteuer seines klaren Lebens eine hoffnungslose Sehnsucht mit hinwegtragen?

Erwin hatte wieder einen Blick nach dem Schloß zurückgetan und abermals im Geiste durch Mauern hindurch in das Krankenzimmer der jungen Prinzessin geblickt — eine tröstliche Hoffnung, daß sie jetzt schlummere, zog durch seine Seele. Er kehrte in den Schatten des großen Baumganges zurück, um noch einmal in Ruhe alle Möglichkeiten zu überdenken, und fühlte sich nicht angenehm berührt, als er wahrnahm, daß er in der Allee nicht mehr einsam wie bisher sei. Erst wähnte er, daß Heiding vom Schlosse herabkomme, um ihn zu suchen, dann, als er die heranschreitende Gestalt zu unterscheiden vermochte, erkannte er den alten Kammerdiener, den er im Vorzimmer der Prinzessin von Grumbach gestern abend wie heute morgen gesehen hatte. Er wäre ihm wie jedem Menschen am liebsten ausgewichen und mochte sich doch die nutzlose Frage nach dem augenblicklichen Befinden der Prinzessin nicht versagen. Als er vollends entdeckte, daß jede Falte im Gesicht Jakob Frankes schwere Bekümmernis ausdrückte, ging er dem pensionierten Kammerdiener entgegen und redete ihn an, sobald jener seinen hohen Hut zur Begrüßung lüftete.

„Nichts Neues, Besorgliches drinnen — Herr Franke?“

Der Alte sah den jungen Arzt ernsthaft an, seine scharfen grauen Augen hefteten sich fest auf Buchhoffs bewegte leidvolle Mienen, dann entgegnete er leise: „Besorgliches? Was kann's für Sie noch Besorglicheres geben, Herr Doktor — nachdem Sie uns das gesagt!“

„Eure junge Durchlaucht macht Professor Heiding und mir das Herz schwer!“ rief Erwin. „Wahrhaftig, ich habe mich nie gerühmt, doch meinen Kopf hätte ich zum Pfande setzen wollen, daß unsere Operation Prinzeß Hildegard Gesundheit und Leben zurückgab. Sie sollte sich selbst lieber haben!“

„Das ist's! 's hat sie niemand — verstehen Sie, niemand Rechtes — je lieb gehabt — und so liegt ihr wenig an ihr selbst!“ erwiderte der Alte. „Und sie ist das weichste frommste Herz. Aber eine so junge Person kann doch nicht zeitlebens mit der Anhänglichkeit von uns paar Alten aus ihres Vaters Zeiten her wirtschaften! Sie fühlt sich verlassen und nimmt ihre schwere Krankheit für eine Schickung des Himmels.“

Erwin schlug sich mit der Hand vor die Stirn: „Aber das ist ja rein zum Verzweifeln mit euch allen — was weiß eure kranke Prinzessin — was wißt ihr alle, was ihr das Leben noch bringen könnte! Helft sie überreden, daß sie sich fürs Leben erhalten läßt — mit so viel Jugend und Schönheit und Güte, wie Sie sagen, wird es ihr am Ende nicht fehlen! Bringen Sie die Prinzessin nur dazu, daß sie hört und tut, was nun einmal unvermeidlich ist!“

Jakob Franke sah, daß in den Augen des jungen Mannes wiederum Tränen standen, und hörte aus den leidenschaftlichen Worten einen Ton heraus, der ihm zu Herzen ging. Aber er machte eine abwehrende Bewegung und Miene.

„Unsere arme Prinzeß denkt doch, daß sie das Rechte wählt. Und Sie, Herr Doktor, sind jung, können nicht wissen, was hier alles vorgegangen ist und was in der Luft hängt, hätten viel früher kommen müssen — früher

auch als der Herr Professor, dann wäre vielleicht manches gut gegangen, was heute bös läuft."

Der junge Arzt verstand nur halb, was der ehemalige Kammerdiener erwiderte; abermals traf er auf den Wahn, der hier alle ergriffen und von dem er auch seinen geliebten Paten und Lehrer befangen gesehen hatte. Im Gesicht des Alten aber las Doktor Erwin etwas, das wie ein Hoffnungslicht zu ihm hinüberblinkte, und als Jakob Franke bedächtig hinzusetzte: „Ich meine, Herr Doktor, wenn unser armes Prinzeßchen zuerst Sie gesehen und gehört hätte — und —" da fiel er ihm ungestüm ins Wort:

„Macht, daß sie mich noch hört, Herr Franke. Mich allein hört — vielleicht — nein, gewiß! gewiß! retten wir das junge blühende Leben doch noch!"

„Sie allein?" fragte der Kammerdiener gedehnt zurück. „Wahr ist's: Morgenstunde hat Gold im Munde, und das mag wohl auch anderweit gelten. Aber, Herr Doktor, wenn Durchlaucht selbst einwilligt, Sie noch einmal zu sehen und zu hören, und Ihnen dann doch den gleichen Bescheid wie vorhin gibt — so tragen Sie ein Leid mehr mit von hier hinweg — und mich dünkt, Sie haben schon genug, junger Herr?"

Erwin Buchhoff und sein Begleiter standen eben an einer Kreuzung der Allee, und indem volles Licht auf sie fiel, mußte der alte Mann wohl wahrnehmen, wie bleich und angegriffen der Arzt aussah. Doktor Erwin aber faßte die Hand des Hilfswilligen und sagte eindringlicher:

„Gleichviel — ich fühle, daß ich es muß! Tun Sie das Ihre, daß Durchlaucht mich empfängt."

„Sachte — sachte," flüsterte Jakob Franke. „Jetzt schläft das Prinzeßchen, und in einer kleinen Weile" —

er zog dabei die prachtvolle goldene Uhr, ein Vermächtnis des alten Landgrafen — „ist's halb zwölf Uhr und Zeit zum Dejeuner. Gehen Sie hinein, damit Sie nicht gesucht werden. Zwischen Dejeuner und Diner wäre die rechte Zeit — um zwei Uhr bin ich wieder bei der Kranken, da ist sie in der Regel wach und da kann ich mein Wort anbringen. Halten Sie sich in Ihrem Zimmer, wenn's gelingt, werde ich Sie rufen und holen, Herr Doktor. Aber machen Sie sich nicht zu viele Hoffnung — wenn noch Wunder geschähen, hätte es um Prinzeß Hildegard längst eins gegeben."

Er hatte die letzten Worte warnend und lauter gesprochen, als er sah, wie Doktor Erwins Gesicht jäh erglühte, Erwin verstand selbst nicht mehr, was in seiner Seele geschah, er mußte dem Alten ja recht geben, und doch war's ihm, als ginge ihn die Mahnung nichts an und mit der bereitwillig dargebotenen Hand Jakob Frankes sei nicht nur Hoffnung, sondern lichte Gewißheit in ihn übergeströmt. Er sah dem alten Manne, der durch die Rüsternallee dem Ausgang des Parkes und seinem kleinen Hause zuwandelte, mit gerührtem Blick nach: warum hatte er vorhin bei seinem Sehnen nach rettenden Auswegen nicht einmal an diesen Helfer gedacht?

In gehobenerer Stimmung, äußerlich besser gefaßt als vorhin, kehrte Doktor Erwin in das Schloß zurück. Seiner neuen Hoffnung war ein Stück verschlossenen Trotzes beigemischt — er setzte sich vor, sein Heil allein zu versuchen und seinem Meister nicht eher ein Wort zu gönnen, als bis er Gewißheit habe. Er traf, noch ehe er sein Zimmer erreichte, den Diener, der ihn zum Frühstück rufen sollte, und erteilte kurzen Bescheid, daß er zur angegebenen Stunde sich einfinden werde. Wenige Minuten

später pochte Heiding an seine Tür; Erwin gewann es über sich, ihm eine ruhige Miene zu zeigen und seine besorgten Fragen mit halb gleichgültigen Worten zu erwidern. Er merkte wohl, daß der Professor die plötzliche Wandlung seines Schülers mit Kopfschütteln wahrnahm — auch fiel es ihm schwer, dem Paten und Lehrer etwas zu verschweigen, aber der Gedanke, daß er allein glücklicher sein könne als mit Heiding zusammen, wich nicht aus seiner Seele und stählte ihm die trotzige Verschlossenheit.

Während der nächsten Stunden erfuhr Erwin, daß es Kraft fordere, mit einer brennenden Erwartung, einem entscheidenden Vorsatz in Hirn und Herzen, völlige Selbstbeherrschung und ruhige Teilnahme an anderen Dingen zu zeigen. Von der heimlichen Sorge, wie er wohl, wenn Jakob Frankes Vermittelung glückte — sie mußte ja glücken, er konnte das Gegenteil schon nicht mehr denken! — allein nach dem Krankenzimmer gelangen werde, befreite ihn bei Tafel der Landgraf selbst. Er lud beide Ärzte zu einer Ausfahrt nach einer nahegelegenen Waldhöhe ein. Professor Heiding, der erklärte, daß er Prinzeß Hildegard vorhin besucht habe und sie gegen abend wieder besuchen wolle, nahm die Einladung seines erlauchten Wirtes sogleich an — Erwin aber schützte Übermüdung und Abspannung vor und bat, in seinem Zimmer bleiben zu dürfen. Der Professor, der ihm zur Seite saß, blickte ihn aufmerksam an, das Aussehen des jungen Freundes strafte seine Worte nicht Lügen.

Erwins Herz schlug hörbar, als eine halbe Stunde später der Wagen an der Freitreppe von Schloß Bergfeld hielt und Landgraf Heinrich, Professor Heiding und ein belgischer Obristleutnant, der seinen Besuch gemacht hatte

und zum Frühstück geblieben war, davonfuhren. Er kehrte in sein Zimmer zurück, in dem er Jakob Frankes, er wußte nicht wie lange, zu harren hatte. Er versuchte in einem Buche, das er auf dem Tische fand, zu lesen — gab es jedoch alsbald als unmöglich auf. Jetzt, wo ihn schon sein Alleinsein ein Unterpfand des Gelingens dünkte und er mit Bangen jede Viertelstunde zählte, die verstrich, ohne daß der alte Kammerdiener erschien, durfte er nichts bedenken, als was er der kranken Prinzessin sagen könne und müsse.

Nie zuvor hatte er empfunden, wieviel stumme Qual sich in eine Stunde zusammendrängen könne.

Als endlich — es war drei Uhr nachmittags vorüber — Jakob Franke leisen Schrittes über die Schwelle trat, war das erste, was Erwin wahrnahm, der finstere sorgenvolle Ausdruck in dem Gesicht des alten Herrn. „Prinzeß Hildegard will mich nicht sehen, nicht hören?“ rief er ihm tonlos entgegen, indem er vom Sitz am Fenster emporschnellte.

„Doch, Herr Doktor, doch!“ antwortete der Kammerdiener. „Aber ich weiß nicht, ob ich recht getan habe, ihr so zuzusprechen! Denn mir ist's, als würden Sie nichts erreichen — und dem armen Kinde, die überwunden hatte, neue Unruhe, neues Leid bereiten. Sie hat zuletzt wahrhaftig mehr aus Mitleid mit Ihnen, als mit sich selbst eingewilligt.“

„Lassen sie uns keine Zeit verlieren!“ sagte Erwin, sich bezwingend. „Ich denke nicht, daß sie mich wiederum hinwegweisen wird, wie diesen Morgen — und wenn — so nehme ich's doch mit mir, daß ich's noch einmal, daß ich mehr versucht habe, als ich sollte!“

„So kommen Sie mit Gott!“ versetzte Jakob Franke.

„Das Hoffen für unsere arme kleine Durchlaucht habe ich verlernt — aber ein junger Narr macht alte, heißt's bei uns in der Ruhl!“

Mit diesem wunderlichen Trostspruch geleitete er den jungen Arzt durch einen Seitengang und eine lange Galerie mit zahlreichen Bildern des achtzehnten Jahrhunderts nach der Bibliothek, die Erwin gestern abend zuerst betreten hatte. Wie er den stillen Raum durchschritt, fühlte der Erregte, daß er denselben nie vergessen werde, ob er ihn nun wieder erblicke oder nicht. Ein inneres Fieber der leidenschaftlichen Spannung, ein dunkles Gefühl, als werde er unwiderstehlich getrieben, während er doch klar zu wissen meinte, was er wolle und was seine Pflicht sei, ließ ihn die Zuflüsterungen des alten Franke völlig überhören — seine Seele wie seine Augen eilten den Füßen vorauf, und als er mit seinem Begleiter über die Schwelle des Krankenzimmers trat, hatte er das blasse, liebliche Gesicht durch Mauern und Vorhänge hindurch schon längst erblickt. Was er nicht erblickt hatte, war ein Ausdruck anmutiger Verlegenheit und ein Hauch von Munterkeit auf dem leidenden Gesicht, ein Lächeln, das zu anderer Stunde und an anderem Orte ein fröhliches geheißen hätte. Die Prinzessin von Grumbach hatte sich, als ob sie trotz des Hochsommers fröstle, in einen Schal gehüllt — Erwin sah in diesem Augenblick nur ihren Kopf, um den das blonde Haar wirklich wie ein Glorienschein lag. Ehe er mit ehrfurchtsvoller Verbeugung näher trat, rief sie ihm bereits entgegen:

„Mein alter Jakob vertraut mir, daß Sie sich um meinetwillen sorgen und quälen, Herr Doktor, sich wohl gar vorwerfen, daß Sie mir eben nicht helfen können. Da habe ich Sie denn doch noch sehen und Ihnen zeigen

wollen, daß mir nicht schlimm zumut ist, daß Sie um meinetwillen getrost von hier weggehen, in Ihr schönes Leben, Ihren hohen Beruf zurückkehren dürfen —"

Wie um sich selbst Mut zu machen, lächelte sie jetzt noch heller, und in ihrer Stimme war ein Klang, der Erwins Mark durchrieselte. Er fühlte, daß er hier keine Minute in unnötigem Gespräch verrinnen lassen dürfe, er fiel ihr rasch ins Wort:

„Ich bin geblieben, Prinzeß, weil ich noch einmal alles versuchen möchte, um Ihren Entschluß zu erschüttern, zu wenden. Von meinem Leben habe ich kein Recht zu reden, aber ich sage Ihnen, wenn mir mein Beruf der hohe bleiben, wenn ich ihn lieb behalten soll, wie ich muß, so senden Sie mich nicht von hier mit dem Gefühl hinweg, daß ich da nicht helfen durfte, wo es mir vom höchsten Wert für alle Zukunft gewesen wäre, mich bewährt zu haben."

Die bleichen Wangen Prinzeß Hildegards wurden von einem flüchtigen roten Schimmer überhaucht:

„Sie sprechen ja, als ob ich Ihnen ein Unrecht zufügte, Herr Doktor, weil ich mich zu dem nicht entschließen kann, was Ihre Wissenschaft in meinem traurigen Falle rät. Ich wiederhole Ihnen, es ist kein Mißtrauen gegen die Wissenschaft, keines gegen Ihre Kraft! Ich glaube Ihnen gern, daß Ihre Kunst mir helfen würde — und wenn ich Ihnen dies sage, so scheiden Sie vielleicht zufriedener und ehren schweigend auch meine Empfindung."

Erwins Züge verdüsterten sich — er mußte sich einen Augenblick wegwenden, die Unterredung nahm wieder die Wendung zum trostlosen Verzicht auf Leben und Gesundheit. Dann sagte er langsamer, als er bis jetzt gesprochen, und nachdrücklicher: „Wenn ich dächte, Durchlaucht, daß

es Ihren letzten Entschluß günstig beeinflussen könnte, so sagte ich, Sie tun mir Unrecht!"

„Ich will Ihnen aber keines tun! Ihnen, dem ich nur zu Dank verpflichtet bin, wahrlich nicht!" versetzte Prinzeß Hildegard lebhafter.

„Das hilft mir nicht!" antwortete er und vermied es, sie dabei anzusehen, um nicht von den bittenden blauen Augen entwaffnet zu werden. „Wenn mir in meinem Sinn kein Unrecht geschehen soll, müssen Sie sich retten lassen! Ich scheue jedes frevle Wort — aber ich muß Ihnen sagen: niemals zuvor bin ich so sicher gewesen, daß meine Hand glücklich sein, daß alles, alles wohl gehen wird, als in Ihrem Falle, Durchlaucht."

„Und wenn alles wohl geht — wer sagt Ihnen denn, daß es mir wohl tut?" fragte die Kranke plötzlich. „Was wissen Sie davon, wie ich zur Überzeugung gekommen bin, daß ich diese Krankheit nicht überstehen werde?"

Jetzt mußte er aufsehen und den zürnenden Blick aushalten, der doch auch aus diesen sanften Augen leuchten konnte. Aber er holte leichter Atem — die schöne Feindin, die ihm sein Leben zu zerstören drohte, hatte jetzt selbst den Streit auf ein Feld gespielt, von dem ihn Ehrfurcht und innige heilige Scheu und noch etwas, das seit Stunden in seiner Seele immer stärker gewachsen war, seither zurückgehalten hatten.

„Vielleicht weiß ich auch davon," entgegnete er zögernd. „Vor uns Ärzten birgt sich ja kein Geheimnis! Aber Sie verzeihen mir, Prinzeß, ich bin aus härterem Stoff als mein geliebter Lehrer! Ich weiß, worauf Sie hindeuten, und beklage Sie tief, daß Ihr junges Leben Ihnen schon so herbe Erfahrungen gebracht hat. Dennoch sage ich Ihnen: eben darum möchte ich, muß ich Sie retten, damit

Sie erfahren, wie viel Gutes, Großes, Schönes Ihnen das Leben noch bringen kann."

„Ich wußte nicht, daß ich zum berühmten Chirurgen auch einen Seelenarzt vor mir hätte," sagte die Prinzessin, und jetzt war es ein unselig bitteres Lächeln, das sich über ihre Züge stahl. Gleich darauf senkte sie wie ermattet das Haupt und streckte die Hand nach Erwin hin. „Nein, nein, verzeihen Sie mir, Herr Doktor. Ich fühle es, wie edel teilnehmend Sie sind! Aber dies Gespräch kann zu nichts führen; wenn die Kranke dem Arzt glauben muß — muß nicht auch einmal der Arzt der Kranken glauben?"

„Nein, Durchlaucht, er muß nicht, wenn er tief wie ich überzeugt ist, daß auch die Lebensfurcht und Sehnsucht nach der letzten großen Ruhe, die uns allen früh genug kommt, krankhaft sind," erwiderte Erwin und trat dem Lager der Prinzessin näher, als er seither gestanden hatte. „Er muß nicht, wenn er weiß, daß seine Kranke nur zu wollen braucht, um mit der Gesundheit jedes Gut und neues Leben zu gewinnen."

Prinzeß Hildegard sah das Gesicht und die mahnenden bittenden Blicke Erwins bei diesen Worten nicht, sie hatte sich halb zurückgelegt und die Augen geschlossen, die Bilder, die der junge Arzt beschwor, schienen ihr Schmerz zu bereiten. Ihre Hände winkten ihn hinweg, er blieb wie gebannt und starrte auf das Kissen und das leidende Gesicht herab, das pötzlich in Tränen gebadet war. Als sie merkte, daß er nicht wich, hauchte sie wieder: „Sie haben getan, was Sie konnten, Sie werden dennoch versuchen müssen, mir zu glauben!"

„Ich werde es nicht, Prinzeß, bis ich noch eins gesagt! Sie müssen meinem Schmerz um Sie, der tiefen

Sehnsucht, Sie zu retten — die Kühnheit verzeihen! Mir ist seit heute zumut, als wäre es meines Lebens höchste Aufgabe, Ihnen zu helfen, als hätte ich keine andere mehr —"

Er hielt inne, die Kranke richtete ihr Haupt empor, aus seiner zitternden Stimme hatte ein Ton geklungen, der sie den Sprecher aus großen Augen halb erschrocken, halb zweifelnd ansehen ließ, und ehe er weiter zu sprechen vermochte, sagte sie: „Ich danke Ihnen, danke Ihnen tausendmal — doch es muß bleiben, wie es ist — ein armes verlorenes Leben!"

Erwin aber ließ sich jetzt weder durch erschrockene Blicke, noch durch bittere Worte mehr aufhalten — er hatte auf den Grund ihrer Seele hinabgeblickt, ein heißer Schauer neuer Lebenshoffnung ging über ihn hin und strömte von ihm aus, er faßte die Hände Prinzeß Hildegards zwischen die seinen und hub noch einmal an:

„Sie fürchten, Prinzeß, daß auf der weiten Welt keine Seele lebt, die Ihnen ganz zugetan, ganz zu eigen sei — Sie sehen der Zukunft freudlos entgegen, und ich, der Fremde, muß Ihnen sagen, daß Sie irren, daß Sie vielleicht nicht einmal ahnen, welch wahrhaftes überschwengliches Glück Sie zu geben und zu gewinnen vermögen."

„Sie träumen Herr Doktor!" sagte Hildegard matt. Sie hatte nicht mehr die Kraft oder den Willen, ihre Hände aus denen Erwins zu lösen. „Bitte, lassen Sie dies Gespräch enden, es schmerzt mich tiefer als meine Krankheit! Wo lebt der Mensch, der mich in ein neues Leben tragen, mir nur den Pfad dazu zu zeigen vermöchte?"

„Er lebt, lebt vielleicht tausendmal!" rief der junge Arzt. „Da es mein Geschick oder Glück gewollt hat, daß

ich Ihnen nahen, in Ihr Leben und Ihre Seele blicken durfte, so bin ich der Mann! Ist Ihnen das Opfer meines Lebens, meiner Zukunft nicht zu schlecht, Hildegard, müssen Sie nicht die Prinzessin von Grumbach bleiben — ich legte so gern alles zu Ihren Füßen, was meine Kraft, mein reiner Wille im Leben erreichen und erobern mag! Doch auch wenn ich Ihnen der Mann nicht bin, nehmen Sie das Gefühl, das Sie in mir erweckt, und meine tiefe, alles vergessende Sehnsucht als ein Unterpfand, daß ein Besserer, viel Besserer kommen wird — gönnen Sie mir das Bewußtsein, Ihre holde Jugend, Ihr Leben gerettet zu haben!"

Die Prinzessin schauerte unter dem Strom diseer flehenden Worte zusammen; aber es war ein süßer Schauer, der sie ergriff; sie schlug die geschlossenen Augen wieder voll auf und flüsterte leise: „Wenn Sie mich denn retten wollen, so retten Sie mich für sich!"

Ein einziger jauchzender Laut, ein flüchtiger Kuß auf das blonde Haar Hildegards — und dann richtete sich Erwin auf, er besann sich, daß er hier nicht als Liebhaber, sondern als Arzt stehe. Die lauter gewordenen Stimmen schienen doch ins Vorgemach gedrungen, Jakob Franke und die Fuldaer Pflegerin traten zu gleicher Zeit ein. Sie hörten Doktor Erwin ruhig sagen:

„Ihr Entschluß, Durchlaucht, ist also gefaßt — wir dürfen alle Vorbereitungen treffen — Sie wollen sich der rettenden Operation unterwerfen?"

„Ja — ja, Herr Doktor," entgegnete Prinzeß Hildegard, während ihre bleichen Wangen sich höher färbten. „Ich bin bereit auf Leben und Tod!"

„Auf Leben und Leben, nur Leben!" rief Erwin. Aus seinem Auge glänzte eine Zuversicht, eine Fülle von

Verheißungen, der die Kranke nicht widerstand und mit gläubigem, ja frohem Ausdruck lauschte. Erwin wandte sich ihr noch einmal zu, strich ihr sorglich das Kissen zurecht und legte ihren Kopf zärtlich auf dasselbe nieder, dann winkte er Jakob Franke, ihm zu folgen. Was auch noch zu tun und zu fürchten blieb — seine Haltung war die eines Siegers, und doch sprach der letzte Blick, den er von der Schwelle aus Hildegard zuwandte, nur demütigen Dank aus.

Sowie er das Krankenzimmer hinter sich hatte, war der junge Arzt wieder ganz Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Dem stürmischen Dank und der schlau fragenden Miene des alten Kammerdieners begegnete er mit der Bitte, jetzt wohl acht zu haben, es sei viel zu tun und vorzubereiten, die Operation müsse morgen in der Frühe stattfinden. Er ging in sein Zimmer, mehrere Drahtbotschaften nach Berlin aufzusetzen, um deren augenblickliche Beförderung zur Bahnstation er bat. Jakob Franke zeigte sich willig und geschäftig. Erwin schrieb in seiner Gegenwart noch einen längeren Brief an Geheimrat Willovius — der alte Mann eilte mit allem davon, und Erwin blieb allein zurück. Er trat still an das Fenster und durchlebte die letzte Stunde und jede Stunde, seit er gestern hier angelangt war, noch einmal. Daß sein Leben, sein Geschick an dem kommenden Tage hing, wußte er wohl — doch er hatte keine Wahl gehabt — wie im Märchen war es über ihn gekommen, daß er dies junge reine Leben retten müsse, auch wenn er sich selbst und seine Zukunft dabei einzusetzen habe. Das war es nicht, was ihn jetzt bekümmerte und in den lichten Glücksschimmer, der auf seinen Zügen lag, einen tiefen Schatten warf. Er allein hatte den Widerstand des Mädchens

besiegt, ihm hatte sie vertraut — gleichviel warum, er allein mußte ihr den ärztlichen Beistand leisten. Mit aller Zuversicht, die ihn erfüllte, wußte Doktor Erwin Buchhoff, daß es sich bei dem Bevorstehenden dennoch um Leben und Tod handle, und so kühn und entschlossen er sonst war, so begann der Gedanke, daß seine Hand der kaum gewonnenen Geliebten Tod oder Leben geben müsse, schwer und ernst auf seiner Seele zu lasten. Doch war er entschieden, seinem Paten und Lehrer jede Teilnahme an der Operation zu versagen — und sorglich bedachte er, wie er Heiding mit dem Geschehenen und Beschlossenen versöhnen werde.

So unablässig, so tief sann er, auf die Taxushecken und die steinerne Balustrade zu seinen Füßen herabblickend, der einen Frage nach, daß er weder sah, wie die Sonne sich nach West neigte, noch die lauten Schritte aus dem schweigsamen Schloß vernahm. So kam es, daß sich mit einemmal eine Hand auf seine Schultern legte und daß er emporblickend, dicht in die Augen des mit Scheu und Sorge Erwarteten blickte.

„Was ist geschehen, Erwin? Was hör' ich vom Kammerdiener des alten Landgrafen? Was planst und bereitest du vor?"

„Die Prinzessin von Grumbach hat in die Operation, die ich ihr nochmals vorschlug, eingewilligt, lieber Professor!"

„Du warst ohne mich bei der Kranken, Erwin — du hast sie bestürmt und ihren Willen nach deinem gelenkt —? Du scheinst ihr schrankenloses Vertrauen eingeflößt zu haben? —"

„Ich habe ihr meine tiefe Überzeugung, daß ich sie retten werde, noch einmal dargelegt! Ich habe das Mittel gefunden, ihr Verzagen am Leben zu besiegen —"

„Du hast ihr in plötzlicher Leidenschaft dein eigenes Leben zum Opfer geboten!“ sagte Heiding ernst, beinahe gramvoll. „Weißt du auch, was du auf dich genommen hast, in welchen Kämpfen und Enttäuschungen deine hoffnungsreiche Zukunft zugrunde gehen kann?“

„Gewiß weiß ich das — ich bin kein Romanheld, der sich über den Ernst und das Gewicht der Weltverhältnisse täuscht. Aber ich habe die Hand nicht nach einer Blüte ausgestreckt, die zu hoch für mich hängt, sondern nach einer, die die Welt unter ihre Füße treten wollte, die von allen, allen aufgegeben war, selbst von Ihnen, lieber Pate! Es kann sein, daß die Hoffnung, die zur Stunde Prinzeß Hildegard und mich belebt, nie Wirklichkeit wird — daß ich jahrelang an der Entscheidung zu tragen habe, die ich mir heraufbeschworen habe. Doch wird mir immer das beglückende Bewußtsein bleiben, daß dies holde Geschöpf nur dadurch gerettet werden konnte, daß ich doch den Willen hatte, sie auf meinen Armen in ein neues, besseres Leben hinüberzutragen, und das wird mir Trost und Genugtuung sein.“

Professor Heiding blieb einige Augenblicke schweigend, dann sagte er: „Geschehe das Beste, was du hoffst! Und wie denkst du dir die Operation — wessen Hand soll sie vollziehen?“

„Keine andere als die meine!“ entgegnete der junge Arzt fest. „Ich allein habe die Hoffnung festgehalten, mir allein hängt meines Lebens Seele und Seligkeit am Gelingen des entscheidenden Schnittes.“

Er blickte bei diesen trotzigen Worten von Heiding hinweg, der Professor sah wohl den Ausdruck von Mißtrauen, der die Züge seines jungen Schülers entstellte. Er faßte Erwins Arm, so daß ihm der junge Mann sein

Gesicht voll zuwenden mußte, und sagte leise, aber nachdrücklich:

„Schäme dich, schäme dich in den Grund hinein, mein Junge. Deines alten Paten Hand wird in diesem Falle sicherer sein als die des Liebhabers, des heimlich Verlobten! Wenn du dich anstellst, als ob in deiner Hand das Leben liege, in meiner der Tod, so glaubst du ja selbst kein Wort davon und weißt, daß Erwin Heiding euch alle noch hinter sich läßt, weißt auch, daß er nicht vergißt, was ihm die Prinzessin von Grumbach jetzt außerdem sein muß! Ich habe dich zu meinem Beistand hierher gerufen — Beistand sollst du mir leisten, mehr aber nicht, Erwin, und ich denke, du gibst dich!“

Erschüttert und überwunden warf sich Erwin in die Arme seines väterlichen Freundes und Lehrers; er wußte, daß dieser der Pate des Lebens und nicht der des Todes sei. Die Umarmung beider Männer wurde durch den plötzlichen Eintritt des Landgrafen unterbrochen, der mit einiger Verlegenheit auf die Ärzte sah und dann ausrief:

„Die Herren verzeihen — aber bei der Nachhausekunft vernehme seltsame Dinge. Meine Schwester Hildegard hat mich rufen lassen — plötzlich anders gesinnt — will die Operation wagen und leiden. Verstehe nicht, was vorgegangen ist — höre heraus, daß Herr Doktor Buchhoff neue Gründe für die Operation gefunden hat.“

„So ist's, Durchlaucht!“ erwiderte Heiding. „Der Beredsamkeit meines jungen Freundes ist heute nachmittag gelungen, was wir noch diesen Morgen umsonst gewünscht haben. Der Jugend gelingt, was uns nicht mehr glücken will. Wir wollen denn auch nicht länger zögern, wollen unsere Vorbereitungen treffen und morgen zum Werke schreiten.“

Der stolze Blick, den Professor Heiding auf seinen jungen Freund und Schüler warf, gab dem Landgrafen zu denken. Er musterte Erwin von der Seite, und dann murmelte er in seiner abgerissenen Weise vor sich hin:

„Wär's möglich? Im Handumdrehen andere Entschlüsse gefaßt? Was sich so ein Mädchen nur denkt! — Glaubt, daß die Welt auf dem Kopfe stehen kann! Wird Augen machen, unsere Schwester Luise! Da es denn Hildegard selbst will — Glück zu, tut euer Bestes, ihr Herren, das Nachher wird sich auch finden — wie sich's — lieber Gott — immer gefunden hat!"

* * *

Frau Hildegard Buchhoff an Professor Heiding, Würzburg.

Berlin, Lessingstraße, 1. Oktober 1889.

Wir sind Ihnen, liebster Professor und Freund, die Nachricht von unserer glücklichen Einkehr in das eigene Nest noch schuldig. Die letzten Tage unserer Hochzeitsreise, bei Ihnen in Würzburg, stehen in so gutem Andenken wie die ganzen goldenen sonnigen drei Monate! Erwin hat die gehoffte Ernennung zum Ordinarius an der medizinischen Fakultät — Sie sehen, daß ich mich schon ganz ausdrücke wie eine Professorsfrau — hier vorgefunden, ist glücklich in seiner großen und segensreichen Tätigkeit. Er meint freilich, eine Kur, wie sie Ihnen und ihm im Schlosse Bergfeld geglückt, werde er nicht zum zweitenmal unternehmen. Er schauert noch immer leise zusammen, wenn er an die Monate des vorigen Herbstes, an die bangen Wochen denkt, die bis zu meiner völligen Genesung verflossen. Umgekehrt denke ich an

nichts lieber als an jene Zeit, in der ich meinen Mann erst ganz kennen gelernt und mit jedem Tage mehr empfunden habe, was Sie unbewußt für die arme kleine Prinzeß Grumbach taten, als Sie sich Erwins annahmen. Die schlimmen Tage des vorigen Winters, in denen ich meinen Entschluß, Erwins Frau zu werden, gegen Luise und all meine Umgebung (den treuen Jakob Franke ausgenommen) standhaft zu verfechten hatte, schwinden schon völlig aus meinem Gedächtnis. Sie sind mir, da ich mich geliebt wußte und Erwin liebte, auch nicht allzu schwer geworden. Und vollends habe ich es leicht gefunden, mich in die veränderten Verhältnisse zu schicken. Ich trinke mit durstigen Atemzügen die neue Lebensluft und fühle mich täglich gesunder und glücklicher in ihr.

Mein Bruder, Landgraf Heinrich, hat uns, als er zum Kauf von Jagdpferden hier war, seinen Besuch gegönnt. Er geruht, unsere Einrichtung „scharmant, gar nicht mesquin" zu finden, ist verbindlich und achtungsvoll gegen Erwin, und ich rechne es ihm hoch an, daß er das immer gewesen. Natürlich findet er es nach wie vor „seltsam", daß ich lieber Frau Professor Buchhoff als Gräfin Schlichta werden mochte, obschon ihm die Ahnung aufgeht, daß ich das bessere Teil erwählt habe.

Als wir gestern im Tiergarten spazieren gingen, begegneten wir dem Jagdkameraden meines Bruders, dem Obristleutnant d'Ardenne, der hier Militärattaché bei der belgischen Gesandtschaft ist. Er blieb stehen und redete mich in wunderlicher Verwirrung als „Durchlaucht Frau Professorin" an. Ich bat ihn, es bei der gnädigen Frau bewenden zu lassen, worauf er mir sehr erleichtert die Hand schüttelte.

Nun leben Sie wohl, liebster Freund, lassen Sie

Gutes von sich, wie Sie versprochen, alle Monate hören. Ich schreibe Ihnen, wie ich verheißen, wöchentlich, und Sie sollen viel Gutes von uns vernehmen. Es ist gar keine Kunst, Gutes zu schreiben, wenn man Hildegard Buchhoff heißt und an Leib und Seele so gesund ist, wie ich mir niemals hatte träumen lassen, daß ein Menschenkind sein könne!

Der erste Stein.

„Entschuldigen der Herr Kommerzienrat — es ist —"

„Zum Donnerwetter, ich will nicht gestört sein!". rief eine verdrießliche Stimme hinter der verriegelten Tür, vor der ein zitternder, bejahrter Diener in dunkelblauer Livree stand, der nach wiederholtem vergeblichem Druck auf die Türklinke noch einmal drängend anpochte:

„Entschuldigen der Herr Kommerzienrat — der Herr Konsul —"

„Der Herr Konsul wird's wohl nicht so eilig haben!" klang es womöglich noch verdrossener von innen heraus — ein zurückgeschobener Riegel knarrte, die Tür flog auf, das rote, zornige Gesicht des Hausherrn sah in das aschfarbige des alten Matthias, und dieser stotterte zum drittenmal mit einer halb erwürgten Stimme:

„Entschuldigen der Herr Kommerzienrat — der Herr Konsul haben sich — haben sich — in ihrem Zimmer erschossen!"

Der Kommerzienrat, eine kurze aber kräftige Gestalt, mit breiten Schultern, fuhr bei diesen Worten wie von einem Stoß getroffen zurück und sagte heftig: „Bist du verrückt, Matthias?" Doch die plötzliche Heiserkeit des Tones, die blassen Lippen und die erschrockenen Augen verrieten, daß er von der Wahrheit der Schreckensnachricht schon durchdrungen war. Ging denn die Welt aus den Fugen, verschwor sich alles, ihn niederzuwerfen? Eben

hatte er in seinem Zimmer über einer ärgerlichen Enttäuschung gebrütet, der Brief, der sie ihm gebracht, lag noch offen auf dem Schreibtisch. Seit zwei Jahren hatte Kommerzienrat Frehse den Unterhalt einer jungen Dame, die das Konservatorium der Stadt besuchte und die Tochter eines seiner Fabrikaufseher war, freigebig bestritten, seit einem Jahre der Erwartung gelebt, daß sie seine bewundernden Blicke und die wiederholten Bitten, sie in ihrer Wohnung besuchen zu dürfen, einladender beantworten würde, als mit verlegenem Augenniederschlag und hastigen Versicherungen ihrer ewigen Dankbarkeit. Er war drauf und dran gewesen, die allzu schüchterne junge Sängerin zu fragen, ob sie ihn nicht auf einer demnächst stattfindenden Reise nach Hamburg begleiten wolle — als ihm der Brief überbracht wurde, in dem Fräulein Fanny Larisch ihrem Wohltäter freudig erregt mitteilte, daß sie eine bescheidene aber für sich durchaus passende Stellung an einem schweizerischen Pensionat in Yverdon erhalten und angenommen habe. Da der Antritt sogleich gewünscht werde, habe sie ihre Abreise beschleunigen müssen. Die Zuschrift hatte Otto Frehse im ersten Augenblick mit sprachlosem Ingrimm über die listige kleine Person erfüllt, die so gewandt dem für sie gestellten Garn zu entschlüpfen wußte; im nächsten hatte er sich selbst einen Narren gescholten, daß er der Schönen nicht früher, deutlicher und ein wenig brutaler seine wohlberechtigten Wünsche kundgegeben habe. Ein nächstes Mal — so hatte er sich eben gelobt, als der alte Matthias zum erstenmal anpochte — wollte er sich nicht mit luftigen Hoffnungen hinhalten lassen, wollte Opfer und Lohn besser gegeneinander abwägen, was seiner reifen Lebenserfahrung ohnehin ziemte. Und nun stand er, aus so tröstlichen Vorsätzen auf-

geschreckt, der selbstbewußten straffen Haltung, die er sonst zur Schau trug, völlig beraubt, mit zitternden Knien und einem halbblöden Blick unter den buschigen Augenbrauen hervor, neben dem alten Diener, über dessen fahles Gesicht die schweren Tränen unaufhaltsam rannen und in dessen welken Händen er wiederum einen Brief erblickte. Er brauchte die Aufschrift „Meinem Vater!“ nicht erst zu lesen — er wußte ohnehin, daß es das letzte Schreiben des Sohnes an ihn sei, und gewaltsam preßte er die Frage hervor:

„Hat der Konsul denn wirklich? — haben wir keine Hoffnung, Matthias? und ist nach Sanitätsrat Bellinger geschickt worden?“

Da der Alte alle drei Fragen mit heftigem Kopfschütteln verneinte und wiederholt krampfhaft schluchzte: „Ach Herr — Herr!“ so mußte der Kommerzienrat sich als Mann zeigen. Er herrschte den Diener an: „Laß uns hinübergehen, Matthias!“ und riß den Brief auf, um ihn im Hinübergehen zu lesen. Nun war's zuerst, als ob seine Füße an der Schwelle angewurzelt wären, so schwer wurde ihm ein Schritt vorwärts, und dann tanzten die Buchstaben auf dem Papier vor seinen Augen, und er las plötzlich wieder Zeilen aus dem anderen Brief, den er vorhin erhalten hatte, und sah — verdammt! — die zierliche Fanny statt des toten Sohnes vor sich. Über den langen stattlich geräumigen Vorsaal des alten Patrizierhauses hinweg, an den fünf Bogenfenstern vorüber, stürmte er keuchend jetzt dem Gange zu, an dem die Zimmer lagen, die sein Sohn, der Konsul, zuletzt bewohnt hatte. Weit offenstehende Türen und eine Gruppe händeringender weiblicher Gestalten auf dem Gange belehrten ihn, daß der alte Matthias keine

Gespenster gesehen habe, wie er während der wenigen Schritte in irgendeinem Winkel seines Gehirns gehofft hatte.

Die schluchzenden, flennenden Hausmädchen wichen vor dem Kommerzienrat erschrocken-mitleidig zurück, dem Kutscher, der sich drinnen im Zimmer zu schaffen machte, rief er mit der heiseren Stimme, die doch so merkwürdig scharf und vernehmlich klang, zu: „Anspannen, Friedrich! zum Sanitätsrat fahren, er muß gleich mitkommen! Muß! — hören Sie wohl?“ und der Angerufene schien froh genug, den Ausgang aus dem Gemach und einen Vorwand zu gewinnen, das Unglückshaus zur schlimmsten Stunde zu verlassen. Der Kommerzienrat wollte noch einige Befehle geben, als er auf einmal entdeckte, daß er allein in dem großen, üppig ausgestatteten Zimmer sei. Der alte Matthias war ihm freilich auf dem Fuße gefolgt, doch sah Otto Frehse weder den Kopf des Alten, der hinter dem linken Türpfosten hereinlugte, noch hörte er das verhaltene Schluchzen des Dieners.

Er hatte im Hereinkommen ein Gesicht gehabt, als säße sein Sohn Franz in der Ecke eines niedrigen Diwans, und hatte gewaltsam von dort hinweg und nach den Lebendigen geblickt, die er auch ohne ein Wort gebieterisch hinausscheuchte. Wie er sich jetzt allein wähnte, mußte er seine Augen vom Smyrnateppich und der Pistole erheben, die zwischen dem Diwan und den nächsten Lehnsesseln lag. Der Konsul lehnte dort fast aufrecht zwischen den Kissen, den schwarzen Gehrock und die helle Weste weit offen, das weiße Oberhemd zeigte einen mächtigen kreisrunden Blutfleck. Franz Frehse mußte sich durchs Herz geschossen und so sicher getroffen haben, daß er nur um ein weniges tiefer in die Kissen geglitten war, als er gesessen hatte, als er die weißen Vorderzähne auf die Unter-

lippe setzte und den Hahn abdrückte. Den Kommerzienrat wandelte es an, den toten Sohn an den Schultern zu fassen und ihn zu rütteln, wie er ihn in mancher schlimmen Stunde und noch vor acht Tagen gerüttelt hatte, damit der Unselige sich auf sich selbst und auf den gesunden Instinkt besinnen möchte, oben zu bleiben, der im Blute der Freyses lag und den Franz geerbt haben mußte, wenn nur ein Tropfen dieses Blutes in seinen Adern rann. Dann besann er sich, daß er vor Toten Scheu trage, daß er keine Leiche berührt habe, seit er vor länger als dreißig Jahren von seiner Mutter im Sarge Abschied genommen hatte, daß es ihm beim Verlust seiner Gattin, die in Nizza gestorben war, eine Erleichterung gewesen war, daß er — ohne seine Schuld natürlich — nach der Bestattung angelangt war und die Tote nicht mehr zu sehen gebraucht hatte. So sah er jetzt regungslos, ohne daß ihm eine wohltätige Träne oder nur ein Zorn über den Ungeratenen, Unsinnigen kommen wollte, in die starren Züge des Toten, der fünfunddreißig Jahre jünger als sein Vater und von stattlicherem Wuchse, doch das weiße Haar an den Schläfen und die tiefen verlebten Einschnitte von der Nase bis zum Munde mit ihm gemeinsam hatte. Der Kommerzienrat hatte den Brief, den er beim Hereinkommen in der Hand trug, vor sich auf den Tisch zwischen die eleganten Rauchgerätschaften geschleudert, er brauchte ihn nicht erst zu lesen. Da vor ihm, in der Bronzeschale, lag ein Zigarettenstummel, der von den letzten Gedanken des Davongegangenen mehr wissen mußte als der einfältige Brief, der die ungerechten Vorwürfe noch einmal erneuern würde, daß er sich selbst nicht in den rasenden Lauf des Sohnes zum sicheren Untergang hineinreißen lassen gewollt hatte. Freilich, wenn er bei der letzten bösen Unterredung

mit Franz gewußt, geahnt hätte, daß dieser dem verzweifelten Ende so nahe stehe, vielleicht daß er doch zu einem Arrangement die Hand geboten, ihn wenigstens nicht so kurz und schnöd auf seinen stattlichen Gehalt als deutscher Konsul in Tripoli verwiesen hätte. Warum hatte der unselige Mensch seine unsinnigen Forderungen so beihin ausgesprochen, nicht gesagt, daß es sich um Leben oder Tod handle!

Dies alles schwirrte in halben Gedanken, die sich stoßweise, schmerzlich drängten, durch sein Hirn, und dabei konnte er jetzt seine Augen so wenig von der Leiche des Sohnes abwenden, als er sich vorhin getraut hatte, nach ihr hinzublicken. Weil er aber sah, daß der große rote Blutfleck immer wachse, und weil ihm war, als ob der Tote in seiner Diwanecke mehr und mehr zusammensinke, stieg mit einemmal ein alles überwallender erlösender Zorn in ihm auf, er herrschte den alten Matthias und den jungen Diener, der sich vor der offenen Tür herumdrückte, an: „Will mir denn keiner von den verfluchten unnützen Kerlen den Herrn Konsul in sein Schlafzimmer bringen helfen?“

Und da war's schon geschehen, Matthias hatte den Toten zwischen den Armen untergefaßt und lehnte vorsichtig das Haupt an seine Brust; Gottfried ergriff die Füße — man hörte die Zähne des langen Burschen dabei aneinanderschlagen — und so trugen sie ihn zwischen den buntgestreiften seidenen Portieren, die er erst vor drei Monaten beim Beginn seines Urlaubes aus Afrika heimgebracht hatte, hinaus in sein Schlafzimmer und streckten ihn auf sein Bett, das er heute morgen eben nur zum Ende verlassen hatte. Der Kommerzienrat blieb in dem Zimmer, in dem ein Schuß den letzten Punkt hinter eine

lange Reihe schlimmer Erlebnisse gemacht hatte, und atmete, ohne es selbst zu wissen, freier auf, als die Leiche aus dem Zimmer war. Mechanisch hob er die Pistole auf, legte sie neben den Brief auf den Tisch und sah sich dann weiter um.

Der Schreibtisch des Sohnes war aufgeräumt, wie er ihn niemals erblickt hatte, auf dem grünen Tuch stand nur das große Schreibzeug von Serpentin, das er dem Sohne geschenkt hatte, als dieser zur Universität ging, daneben lag ein vergilbtes Papier, über das sorgfältig ein weißglänzender Papierstreif quer gelegt war. Frehse trat an den Schreibtisch hin, seine Augen senkten sich auf den Streifen, und in der Handschrift des Sohnes starrten ihm ein paar Zeilen entgegen, die er diesmal doch sogleich las. „Dieser Brief von Hildegard Lindner war der erste, der schwerste Stein unter den vielen, die mich zum Tode getroffen haben. Ich wünsche, daß er im Sarge unter meinen Kopf gelegt werde, vielleicht ist er im Tode ein sanfteres Kissen, als er mir im Leben war. Franz.“ Die Handschrift des Mädchens, das ehedem die Braut seines Sohnes gewesen war, erkannte der Kommerzienrat auch noch, obschon er sie seit manchem Jahr nicht erblickt hatte. Otto Frehse murmelte etwas Unhörbares vor sich hin und spürte jetzt doch den Drang, Franzens Abschiedsbrief zu lesen. Er überflog ihn rasch — kurz genug war er — und dann langsamer, bedächtiger, um nichts in und zwischen den Zeilen zu übersehen. Dann nickte er und barg den Brief in seiner Brusttasche, zu Matthias aber, der mit einer stillen Handbewegung nach dem Schlafzimmer an ihm vorbeischleichen wollte, sagte er, nachdem er den jüngeren Diener hatte hinausgehen lassen: „Komm mit, Matthias, ich will draußen sehen, wie ihr meinen

armen Jungen gelegt habt. Wir Frehses haben Unglück mit Weibern!“ und bezwang sich, die Schwelle des Schlafzimmers zu überschreiten. Vor seinen Augen aber flirrte und flimmerte es, er vermeinte weibliche Züge zu unterscheiden — Hildegard Lindner und wiederum diese kleine Fanny, bis, Gott sei Dank, ein Strom dicker Zähren unter den buschigen Brauen hervorbrach und über sein glattrasiertes Gesicht hinrann.

Während all dies im Hause Frehse vorging, ließ Friedrich, der Kutscher, des Kommerzienrats Pferde durch verschiedene Straßen der Stadt rasen. Sanitätsrat Bellinger war nicht daheim und nicht im Fräuleinstift zu finden gewesen, wohin er jeden Morgen seine erste Ausfahrt richtete; jetzt rasselte das elegante leere Coupé an der Schwanenapotheke vor, wo der begehrte Arzt allmorgendlich einen Likör trank und seinem Freunde, dem Herrn Apotheker, gelegentliche Belehrungen über kleine notwendige Abweichungen in den Rezepten erteilte. Und, Gott sei Dank, Doktor Bellinger war zwar auch hier schon fort, aber Friedrich erfuhr wenigstens, nach welcher Straße und welchem Hause der Südvorstadt sich der Sanitätsrat zunächst gewendet habe. Der kommerzienrätliche Kutscher begriff zwar nicht, was der Arzt dem toten Konsul noch helfen sollte, aber er kam pflichtgetreu dem erhaltenen Auftrag nach; je länger es dauerte, um so besser konnte man ja dem unheimlichen, verstörten Wesen zu Hause entrinnen. Er ließ also getrost die Rappen nach der weiten Südvorstadt hinauslaufen.

In dem Hause der Rheinstraße, dessen Nummer Elf sich der Kutscher in der Schwanenapotheke ordentlich eingeprägt hatte, lag in der Tat im dritten Stockwerk ein Kranker, dessen Genesung von einer ziemlich bedenklichen

Lungenentzündung Sanitätsrat Bellinger nach Kräften gefördert hatte. Dennoch sehnte sich der Bewohner des dritten Stockwerks weder nach seinem Arzt, noch dachte er zu dieser Stunde an ihn. Er hatte in aller Morgenfrühe auf Anordnung Bellingers ein Bad genommen und danach, zum erstenmal seit Wochen, sein Wohnzimmer, das in peinlicher Sauberkeit prangte, wieder betreten. Freilich, nach dem Arbeitstisch unmittelbar unter dem hohen breiten Fenster, das das Licht schräg auf seine Platten und Werkzeuge fallen ließ, hatte Professor Herbert Rothe, der berühmte Kupferstecher, heute nur erst einen sehnsüchtigen Blick hinüberschicken dürfen. Aber an den beiden hohen Bücherborden, die eine ausgewählte, in geschmackvollen Einbänden prangende Bibliothek trugen, war er matten Fußes hingegangen und hatte sich im Vorüberstreichen ein paar Bände Raabescher Novellen aus den Reihen genommen und sie auf den kleinen Tisch neben der Ottomane gelegt, auf der er jetzt sorgfältig in eine Decke gehüllt und von Kissen gestützt sich niederlegte. Er wollte lesen, aber er brachte es nur dazu, eines der Bücher aufzublättern. Erst sah er mit befriedigtem Ausdruck im Zimmer umher und erinnerte sich, wie fest überzeugt er während der schlimmsten Fiebertage gewesen war, daß er diese Wände mit ihren Stichen und Gipsen, die alten Schränke mit florentinischen Majoliken nicht wiedersehen werde. Dann verweilten die Augen des Genesenden auf der lustig im Kamin lodernden Flamme und hafteten zuletzt auf einem roten Nelkenstrauß, der seinen Platz neben den Büchern auf dem Tischchen gefunden hatte. Allerlei Traumhaftes schien ihm mit dem Duft der Nelken entgegenzuhauchen, er schloß die Augen und lehnte den Kopf in die Kissen zurück. Aber er sollte jetzt nicht Ruhe finden. Der Kranken-

wärter, ein hagerer, leis vor sich hin hüstelnder Mann, der vorhin das Feuer aufgeschürt, die Decke um seinen Pflegebefohlenen gelegt, draußen im Schlafzimmer aufgeräumt und sich zuletzt still in den Vorraum zum Lesen des städtischen Morgenblattes zurückgezogen hatte, trat plötzlich wieder ein; auf seinen Zügen hätten auch minder scharfe Augen, als die dunklen des Kupferstechers waren, eine gewisse feierliche Erschütterung wahrgenommen. Er winkte mit drei mageren Fingern seiner Rechten: „Herr Professor erhalten Besuch. Die beiden Damen sind draußen.“

Der kranke Künstler richtete sich jäh auf, so hoch es seine liegende Stellung und der Wärter Martin Stühmke, der ihn sanft bei den Schultern wieder niederdrückte, erlauben wollten. „Wer — sagen Sie?“

„Die beiden Damen, die ein paarmal nach dem Herrn Professor gefragt und alle Tage geschickt — und gestern gegen Abend den Blumenstrauß gebracht haben.“

„Fräulein Hildegard — die Damen sind selbst draußen und wollen nach mir sehen?“ Herbert Rothe schickte einen Blick an seinem Oberleib herab, er trug eine noch leidliche braunsamtene Ärmelweste, unter der das weiße Oberhemd hervorschien — so durfte er wohl einen Krankenbesuch annehmen. In merklicher Aufregung sagte er: „Aber so lassen Sie doch die Damen draußen nicht warten, Stühmke! Und setzen Sie Stühle hierher,“ und seine Hand wies auf den Teppichrand zwischen Ottomane und Kamin.

Die Augen des Künstlers waren schon sehnsüchtig der Tür zugewandt, der Krankenwärter verstand auch, daß er zuerst die Besuchenden eintreten lassen solle, er ging rasch hinaus und öffnete dann von außen her die

Tür noch einmal weit und respektvoll. Über die Schwelle traten zwei Damen, voran eine kleine ältliche, die dem Kranken gleich beide runzelige Hände entgegenstreckte und mit der lautschallenden Stimme, mit der Schwerhörige zu sprechen pflegen, ihn anrief: „Guten Morgen, guten Morgen, lieber Professor, und Gott sei gepriesen, daß es endlich ein guter Morgen für Sie ist! Sie können sich denken, wie Hilde und ich um Sie gesorgt haben.“ Sie hielt ihm dabei das Mundstück eines Hörrohres hin, um nichts von seiner Antwort zu verlieren, er aber nahm es zunächst nicht, denn seine Rechte hielt jetzt die Hand der jüngeren Dame umschlossen, die noch auf der Schwelle ihren Schleier über den Hut zurückgeschlagen und aus großen dunkelblauen Augen einen Blick auf ihn gerichtet hatte, der einen freudigen Schein im blassen Gesicht Herberts erweckte. Und dann war sie an sein Lager getreten und hatte ein Veilchensträußchen in seine linke Hand gelegt — „Ich sage wie die Tante, Gott sei Dank, lieber Professor. Aber jetzt legen Sie auf der Stelle den Kopf zurück — wenn Sanitätsrat Bellinger Sie so sähe, würde er die Erlaubnis zum Besuch bei Ihnen bereuen, die er uns gegeben hat.“

Der Genesende hielt die feine Hand der Besucherin, die er mit seinen bleichen Lippen zuerst geküßt, noch immer fest, und achtete nicht darauf, daß er die schlanken Finger mit Tränen feuchtete. Die junge Dame zog den Stuhl, den der Krankenwärter für sie hingestellt hatte, ein wenig mehr nach dem Fußende des Sofas, vielleicht um ihre Hand frei zu bekommen, vielleicht auch um den bewegten Mann auf die Tante hinzuweisen, die eine Ansprache erwartete. Rothe besann sich, ergriff endlich das Schallrohr und rief der älteren Dame ein paar begrüßende

und dankende Worte durch das Hörnchen zu, das sie an ihr Ohr preßte. Sie nickte befriedigt und sagte: „Alles recht — alles recht, Professor. — Kommen Sie rasch zu Kräften, daß wir Sie bald bei uns sehen. Und nun wird Hildegard eine Welt mit Ihnen zu reden haben, was für mich zu beschwerlich wäre. Ich sehe dort auf Ihrem Tisch noch die Raffaelblätter von Amor und Psyche — freue mich, sie einmal ruhig genießen zu können."

Ehe der Kupferstecher etwas einzuwenden vermochte, war sie entschlossen auf den Tisch losgeschritten, schob sich einen Lehnstuhl heran und schlug die braune Leinwandmappe auf, die Rothes Stiche nach dem anmutigen Freskenzyklus der Farnesina barg. Herbert Rothe und ihre Nichte blickten ihr nach, ehe sie einander zum zweitenmal ansahen, und Fräulein Hildegard, die bemerkte, daß die Augen ihres Gegenüber noch feucht schimmerten, nahm rasch das Wort: „Wir sind gekommen, lieber Freund, sobald es nur möglich war. Die bösesten Tage liegen ja nun hinter uns — es waren wirklich ein paar recht böse dabei."

„Das soll Gott wissen!" sagte der genesende Künstler, und ein eigentümlicher Ausdruck trauriger Rückerinnerung ging über sein Gesicht. „Das Ende ist nie willkommen, wenn man sich einbildet, noch viel zu tun zu haben. Aber doch war mir am schlimmsten Tage nicht der Tod das Schmerzlichste! Mitten im Fieber fühlte ich, daß die Sehnsucht nach Ihnen noch brennender war, und der Verzicht auf ein gutes Wort zum Abschied fiel mir gewaltig schwer, Fräulein Hildegard!"

„Warum ließ mich auch Bellinger nicht wissen, daß es so mit Ihnen stand, lieber Professor?" sagte Hildegard befangen vor sich hinblickend. „Sie können doch nicht

zweifeln, daß ich zu Ihnen gekommen wäre, wenn ich geahnt hätte, daß Gefahr im Verzug war.“

„Wie darf ich zweifeln, da ich Sie heute hier sehe?“ entgegnete Rothe und legte jetzt wirklich seinen Kopf auf das Kissen, als wolle er sie die Bewegung nicht sehen lassen, die er niederkämpfte. „Ich bin ja glückselig, Sie wiederzusehen, und so dankbar, daß Sie mit Tante Anna gekommen sind. Aber es bleibt doch wahr, daß ich beinahe gestorben wäre, ohne Ihnen Lebewohl sagen zu können. Seit ich wieder hoffe, habe ich viel nachdenken müssen, wie sich nun unser Nebeneinanderleben gestalten soll.“

„Ich denke gut, wie zuvor!“ rief Hildegard, die mit mutigem Lächeln eine Art Verlegenheit verdeckte. „Bis Sie wieder ausgehen können, besuche ich Sie mit der Tante noch ein paarmal. Und Ihr erster Ausgang muß zu uns sein. Sie kommen dann wieder wöchentlich dreimal, und wenn Sie wollen auch öfter, ich nehme wieder italienische Stunden bei Ihnen — wir lesen wie ehedem und Sie bleiben dann zum Tee oder gehen in den Klub — wie Ihnen gerade zumute ist. Ihre Krankheit ist eine Erschütterung für uns alle gewesen, aber nun soll sich unser Leben wieder einrichten, friedlich wie vor Ihrer Erkältung, die sich Ihr Eigensinn geholt hat, als Sie uns durchaus über den Erlensee rudern wollten.“

„Gut und friedlich wie zuvor, Fräulein? In der Phantasie eines Genesenden leuchteten bessere Worte. Warum nicht schöner, glücklicher?“

„Weil wir froh sein müssen, wenn das Gute, das wir haben, dauert!“ sagte Hildegard. Sie sprach unwillkürlich leiser, aber in ihrer angenehmen Stimme war ein scheltender Klang. „Wir sollen uns nicht mehr wünschen, wenn das, was wir besitzen, uns wirklich etwas ist.“

„Sie wissen gut genug, daß es mein alles ist, Hildegard!“ erwiderte Herbert Rothe und richtete sich von seiner Ottomane wieder empor, um seiner Besucherin fest ins Gesicht zu sehen. „Wie ich fiebernd dort draußen lag“ — er zeigte nach seinem Schlafzimmer — „habe ich mir nichts Besseres gewünscht, als noch einen solchen Abend mit Ihnen und Tante Anna, aber mit jeder Stunde, die es besser wurde, stand es mir auch vor den Augen, daß noch etwas Besseres in der Welt sei und daß das Leben, was wir uns aufgebaut haben, alsbald zusammenfallen kann, wie ein Kartenhaus.“

„Alles Leben ist ein Kartenhaus!“ unterbrach ihn Hildegard. Sie hatte sich vom Stuhle erhoben, als ob sie vom Lager des Mannes hinwegtreten wolle, doch entweder besann sie sich oder der bescheiden bittende Blick des Künstlers tat seine Wirkung, sie setzte sich langsam wieder auf den Rand des Stuhles nieder, indes er fortfuhr: „Es wird doch noch ein Unterschied sein, ob man nur gute Stunden oder gute Jahre miteinander lebt. Und Fräulein Hildegard — Tante Anna wird älter; wenn sie vor der Zeit heimginge, in der wir beide grau werden, dann stehen Sie allein wie ich, und um der Welt willen muß der freundschaftliche Verkehr, der mich so unendlich und auch Sie wohl ein wenig beglückt, aufhören. Ich mag's nicht denken, was dann über uns kommt, und muß denken, daß dies alles nicht zu sein brauchte, wenn Sie mir erlauben wollten, eine Frage noch einmal zu tun, die ich vor anderthalb Jahren an Sie gerichtet habe.“

Jetzt erhob sich die junge Dame wiederum von ihrem Sitz und diesmal so ungestüm, daß die schwerhörige Tante nach ihr herübersah und gutmütig sagte: „Streitest du schon wieder mit dem Professor? Schickt sich das

auch für einen Krankenbesuch?“ Hildegard aber tat nur einige Schritte im Zimmer hin und her und trat dann doch wieder an das Lager Rothes.

„Sie regen sich unnötig auf, lieber Professor! Und die Tante hat recht, das ist kein Gespräch für einen ersten Besuch. Doch auch für später bitte ich Sie inständig, um meinetwillen wie um Ihretwillen, die Frage nicht zu tun.“

„Um Ihretwillen auch, Hildegard? Um meinetwillen, das verstehe ich, so schmerzlich es ist, daß Sie keinen Glauben daran fassen können, daß ich mich herausarbeite. Aber auch Sie?“

„Um meinetwillen vor allem, mein Freund!“ gab Hildegard zurück, deren Wangen sich leicht gerötet hatten und die mit einem offenen mutigen Blick dem etwas verdüsterten Ausdruck ihres Gegenüber begegnete. „Ich habe niemals davon gesprochen — Sie wissen, daß ich vor zehn Jahren, ich war noch nicht achtzehn, schon verlobt war. Ich denke nur mit Schmerzen an die Zeit, aber ich habe meinen Bräutigam geliebt und bis heute nicht vergessen, was mir die notwendige Losreißung von ihm gekostet hat. Damals habe ich mir gelobt, nie wieder einen Traum von Glück in mir lebendig werden zu lassen!“

„Sie haben sich Ihr Wort gehalten, wahrlich! Und wenn ich freilich an Franz Frehse, den Konsul, denke — er war doch Ihr Verlobter? — nimmt mich's nicht wunder, daß Sie an keinen von uns glauben — obschon wir doch nicht alle ihm gleichen. Je mehr Sie gelitten haben, um so näher läge es freilich einem ehrlichen Herzen, Sie für alles zu entschädigen, was der wüste herzlose Gesell Ihnen angetan hat. Doch Sie wollen nichts davon hören, und ich schweige wieder, wie ich schon Jahre geschwiegen habe.“

„Nicht so, mein Freund, nicht so!“ rief Hildegard, den Empfindlichen beschwichtigend. Aus ihren Augen sprach eine stumme Bitte, ihr nicht weh zu tun, vor der er beschämt die seinen niederschlug. Sie bedachte sich einen Augenblick, ob sie mehr sagen solle, und fuhr dann leise fort: „Wir wollen nicht niederschweigen, was zwischen uns ist, Herbert. Ich will Ihnen Rede stehen, nur eine Stunde dazu abwarten, die sich besser eignet als diese erste Stunde, in der ich nichts wollte, als mich an Ihrer Genesung freuen! Brauche ich Ihnen denn noch zu sagen, daß ich wohl weiß, wie anders, wie ganz anders Sie sind, als der unselige Mensch, der über alles wegstürmend nur sich selbst, ach nicht einmal sich selbst, nur seinem prahlerischen Genuß lebte? Aber ich habe doch einmal die hoffnungsfrohe Jugend an ihn verloren und bin von dem Gifte, das ich damals trinken mußte, nur kümmerlich genesen. Als Sie mir vor zwei Jahren zu Weihnachten Ihre prächtige Radierung, den Eros mit gebrochenem Flügel, schenkten, verstand ich Ihre leise Mahnung ganz gut und wäre froh gewesen, wenn ich mit Ihnen glauben könnte, daß Eros sich auch mit einem Flügel wieder erhebt. Ihr Bild ist köstlich, aber ich weiß leider, daß dem kleinen Gott immer beide Schwingen zugleich geknickt werden. Ich trage keine Schuld, daß mir dies widerfahren ist, und Sie keine, daß Sie vierzig Jahre alt geworden sind, ehe Ihnen der Wunsch erwacht ist, am eigenen Herde zu sitzen.“

Hildegard wollte dem Freunde ihre Hand reichen, er nahm sie nicht und sah mit bitterem Ausdruck in den leidenden Zügen auf die Decke seines Lagers herab. Und dann sagte er vor sich hin, und im Ton seiner Stimme war ein leiser Groll: „Vierzig Jahre alt geworden und

mit allen schlimmen Eigenschaften eines hartnäckigen Junggesellen. Er hat Gewohnheiten, die man an einem Freund mildlächelnd erträgt, aber niemals an seinem Manne. Er lebt tiefer in die Nacht hinein, als ihm gut ist, und die Flasche ist, wie Sie fürchten, Herr über ihn. Eine feinfühlende Frau kann sich damit nicht zurecht finden."

Er hätte wohl noch eine Weile in diesem Ton weiter geredet, wenn er nicht mit einmal gewahrt hätte, daß die schlanke Gestalt seiner Besucherin von einem heftigen Beben durchschüttelt wurde, und nun jäh aufblickend in Zügen und Augen des Mädchens schmerzliche Vorwürfe las. Über die Lippen Hildegards kamen nur ein paar schwerwiegende Worte: „Wir müssen abbrechen, lieber Professor! Was doch alle Männer grausam sind gegen sich und gegen Menschen, die sie lieb haben, und am liebsten gegen beide zugleich! Ein andermal — nicht heute — mehr, ich bitte Sie wieder um Ihretwillen und meinetwillen!"

Sie hätten ohnehin die seltsame Unterredung nicht fortsetzen können; Tante Anna, die schwer hörte, aber scharf sah, war allmählich doch sehr aufmerksam geworden, und Stühmke, der Krankenwärter, steckte seinen Kopf wieder einmal zur Tür herein: „Der Herr Sanitätsrat kommt eben die Treppe herauf!" Fräulein Hildegard gewann auf der Stelle die Haltung, die sie für den Eintritt des Arztes wünschte, zurück, sie mußte dem erregten Künstler erst noch einmal die Hand reichen, diesmal als stumme Mahnung, sich zu fassen. Ein dünnes Lächeln, über dem die Augen Herberts noch immer fast düster standen, sagte ihr, daß er ihre Mahnung verstehe, und so flüsterte er nur noch: „Haben Sie Dank für Ihren Besuch, Fräulein Hildegard. Ein andermal erlauben Sie mir nur noch

eine Frage zu tun — nicht die, die Sie fürchten. Nein, eine andere — aber nicht heute. Heute will ich Ihnen nur danken, Ihnen und Tante Anna, und mich beeilen, daß ich Ihnen den Besuch sobald als möglich zurückgeben kann."

„Aber nicht zu früh, Herr Professor — nicht zu früh!" rief die alte Dame, die jetzt wieder an seinem Lager stand und der er die letzten Worte ins Höhrrohr gerufen hatte. „Pflegen Sie mir den Professor gut, Stühmke, und passen Sie wohl auf, wenn der Sanitätsrat den ersten Ausgang erlaubt!"

Man reichte sich noch einmal die Hände, und die Damen beeilten sich, den Ausgang zu gewinnen, ehe der Sanitätsrat, den sie draußen prusten hörten, in das Zimmer eintreten konnte. Auf dem Treppenabsatz vor der Wohnung des Professors trafen sie doch mit Doktor Bellinger zusammen, der die alte Dame und Fräulein Hildegard gleich jovial begrüßte und letztere ansprach: „Guten Morgen, Fräulein Lindner, ich werde Sie auf Störung meiner Praxis verklagen. Ihr Besuch hat sicherlich alles unnötig gemacht, was ich unserem Professor heute verschreiben könnte! Wiederholen Sie nur Ihren Besuch, übermorgen etwa — 's hilft immer der Genesung nach, und Herbert Rothes Geduld als Kranker hat vielleicht am längsten gewährt. Nun will ich sehen, was Sie ausgerichtet, hoffentlich haben Sie nicht zu viel getan, wie die meisten jungen Ärzte!"

Er konnte die Röte nicht verstehen, die die Wangen der jungen Dame in Erinnerung an die letzte Wendung, die das Gespräch mit dem Künstler genommen hatte, jetzt überflog. Denn Hildegard Lindner stieg an der Seite der Tante so eilig die Treppe hinunter, als halte sie es für möglich, daß der Sanitätsrat sie noch einholen und

ihr Vorwürfe machen könne. Verwundert sah die Tante auf die erregte Nichte und wollte sich eben in sanften Vorwürfen ob der unnötigen Hast ergehen, als plötzlich ihre Augen blitzgeschwind denen Hildegards folgen mußten, die durch das offene Haustor betroffen auf die Straße hinausblickten. Draußen hielt die Privatdroschke des Sanitätsrats Bellinger mit dem melancholischen Braunen, der nach des Arztes oft wiederholtem Bericht aus dem Gráditzer Gestüt stammte und sich wahrscheinlich dorthin zurücksehnte. Auf dem Bock hatte Jakob Richter, der Kutscher und Diener in einer Person war, im Halbschlaf gesessen, und plötzlich war das Coupé des Kommerzienrats herangedonnert, Frehses Friedrich hatte die Rappen neben dem Braunen pariert, den auffahrenden Jakob mit dem Ende seiner Peitschenschnur ein wenig um Nase und Schnurrbart gekitzelt und dem Erstaunenden zugeherrscht: „Gib deine Zügel, Jakob, und hole sogleich deinen Alten herunter. Er soll sich eilen — und in unserem Wagen zu uns kommen — du kannst heimfahren, und ich will meinen Schwarzen Beine machen. Bei uns ist der Teufel los, der Junge hat sich erschossen!"

„Hat er sich? Was soll da mein Sanitätsrat noch?" fragte der ärztliche Kutscher, stieg aber doch gehorsam vom Bock herunter und vertraute sein Pferd der Obhut Friedrichs an.

„Gib nur und geh' und bring' den Doktor bald — er soll's wohl untersiegeln, daß der Konsul wirklich tot ist!" sagte dieser laut genug, um in jeder Silbe von der drei Schritt vor dem Haustor stehenden jungen Dame verstanden zu werden. Hildegard Lindner hatte mit der Rechten den Arm ihrer Tante umfaßt, ihr erstes leichtes Erschrecken war rasch von einem heftigeren tieferen abgelöst

worden. Sie hatte vorhin den Wagen des Kommerzienrats Frehse erkannt und besorgt, daß der Bankherr selbst oder gar sein Sohn, der Konsul, heraussteigen und ihr begegnen würde. Und nun war die Schreckensnachricht von der Katastrophe im Hause Frehse an ihr Ohr geschlagen — ein plötzlicher Frostschauer durchschüttelte sie, sie hatte bis zu dieser Minute nicht gewußt, daß die Vergangenheit mit so harter Hand ins Heute des Menschen eingreifen könne. Ohne sich nur Zeit zu lassen, um der schwerhörigen Tante, die nichts begriff und doch die Bestürzung ihrer Nichte wahrnahm, ein Wort der Erklärung zu geben, zog sie Tante Anna auf das Trottoir hinaus und wandte das bleiche Gesicht zu Friedrich empor, der von seinem Bock mit völlig gleichgültigem Gesicht dem ärztlichen Kutscher ins Haus hinein nachgeblickt hatte und jetzt zusammenfahrend die Dame erkannte.

„Sie sind im Dienst von Kommerzienrat Frehse! Habe ich recht verstanden, daß Herr Franz Frehse, der Konsul, plötzlich gestorben ist?"

„Hat sich diesen Morgen erschossen!" entgegnete Friedrich mit allem Gewicht, das ihm der Besitz der düsteren und erschreckenden Neuigkeit verlieh.

Dabei starrte er das schöne Mädchen an, das mit bebenden Lippen weiter fragte: „Der unglückliche Vater weiß es schon?"

„Hat mich nach dem Sanitätsrat bis hier heraus geschickt," versetzte der Kutscher.

Sein Ton brachte es Hildegard zum Bewußtsein, daß sie beobachtet werde, und so bezwang sie sich, nur noch eine einzige Frage zu tun: „Ist Fräulein Riekchen, die alte Wirtschafterin, noch beim Herrn Kommerzienrat im Hause und Matthias noch im Dienste?"

„Zu Befehl, Fräulein Lindner, sind beide noch im Dienst,“ gab der Kutscher zurück, der es sich nicht versagen mochte, die bestürzte Dame wissen zu lassen, daß er sie kenne.

Hildegard aber wandte sich mit kurzem Dank von ihm ab, sie hatte ein Gefühl, als ob eine Tränenflut an ihre Augen poche, und sie hätte um alles in der Welt nicht hier auf der Straße weinen mögen. Sie zog mit fast ungestümer Bewegung Tante Anna noch einige Schritte hinter sich drein, bis sie sich besann, daß sie der alten Dame ganz sinnlos erscheinen müsse, und das Hörrohr zu Hilfe nahm, um ihr zuzurufen, daß sie soeben den Tod des Konsuls Franz Frehse, ihres früheren Verlobten, erfahren habe. Die Folge war, daß Tante Anna auf der Stelle stehen blieb und mit einem tiefen Seufzer in die feuchten Augen Ihrer Nichte sah: „Franz Frehse, Kind? Nun, wir danken ihm im Leben wenig Gutes, und wo mir recht ist, ist er wieder zu böser Stunde für uns gestorben.“

Hildegard mochte ihr nicht erwidern, daß sie gerade das Gegenteil denke. Seit wenigen Minuten stürmten dunkle und schlimme Erinnerungen verworren auf sie ein, die Nachricht vom jähen Ende des ehemaligen Bräutigams erschütterte sie um so tiefer, als mit einem Schlage die trostlosen Tage und die schlaflosen Nächte wieder vor sie traten, in denen sie dies Ende vorausgeahnt hatte. Doch dabei war's ihr zumut, als ob es eine Warnung für sie selbst sei, daß sie eben zu dieser Stunde und vor diesem Haus von der düsteren Kunde betroffen worden war. Mehr als einmal hatte sie in der Stunde dort oben in der Wohnung Herbert Rothes ein Verlangen überwallt, die Schranke niederzubrechen, die sie so fest

zwischen sich und dem Freunde aufgerichtet hatte. Und jetzt, wo sie allen Schmerz, alle Bitterkeit erwachen fühlte, die die Liebe zu Franz Frehse vor Jahren über sie gebracht hatte, jetzt meinte sie zu erkennen, daß es Täuschung und schmeichelnder Selbstbetrug gewesen sei, der sie schon so oft und zumal während der Krankheit des Künstlers weicher gestimmt hatte. Kein Mann war es wert, daß ein Mädchen ihr Leben und ihre Zukunft ihm rückhaltlos vertraute — gewiß, Herbert Rothe war besser als jener Unselige, der sich selbst den Tod gegeben hatte, war treuer und reiner als hundert andere. Am Ende war er doch ein Mann mit Neigungen und Gewöhnungen, die einem schwere Enttäuschung und den kargen Rest Sonnenscheins kosten konnten, der ihrem Leben geblieben war. Das erregte Mädchen bat die alte Verwandte, ihr die wortlose Eile zu verzeihen, mit der sie jetzt nur ihrer Wohnung zustrebte. Daheim sollte Tante Anna alles, alles erfahren.

Doch auch längst nachdem Hildegard Lindner mit ihrer Tante das kleine Gartenhaus, das sie in der Ostvorstadt bewohnten, erreicht hatte und zwischen ihren Blumen, Bildern und Büchern rasten durfte, blieb sie wortkarg genug. Sie erzählte mit plötzlichem krampfhaftem Schluchzen der Tante, was sie über Franz Frehses Tod vernommen hatte, und gab auf das verwunderte Wort der alten Dame: „Du weinst, Hildegard? Du liebst ihn noch?“ nur die herbe Antwort: „Ich weine, daß ich ihn je geliebt habe,“ setzte sich aber dann trockenen Auges und völlig stumm an ihren Schreibtisch, um ein paar kurze Briefe aufs Papier zu werfen. Tante Anna mochte sich das, was in der Seele ihrer Nichte emporgestürmt war, nach ihrer Weise zurecht legen und deuten. Hildegard fühlte mit dumpfer Überraschung, daß sie von Schatten umringt

sei, die sie längst, längst hinter sich gewähnt hatte. Wieder einmal mußte sie der trügerischen Glücksschauer denken, die sie damals durchrieselten, als der stattliche, ritterliche Franz um sie geworben und sie zuerst in seinen Armen gehalten hatte. Und wieder der Stunden, wo sie an der Natur ihres Verlobten irr geworden war, sich unter heißen Tränen über die Niedertracht der Welt gegen Warnungen von außen und gegen die erkältende Sorge gewehrt hatte, die wie ein Wurm zu ihrem Herzen emporkroch und, hundertmal abgeschleudert, hundertmal wiedergekommen war. Und wieder endlich der dunklen Tage, da sie klar gesehen hatte, daß Franz Frehse in zügelloser Genußsucht einem Abgrund entgegentreibe, da seine Küsse und Beteuerungen ihre Klagen nicht mehr erstickt, ihre Augen nicht mehr geblendet hatten, alle die Tage bis zu dem letzten, wo sie jeden Buchstaben eines Trennungs- und Abschiedsbriefes sich abgerungen hatte. Und mit den Erinnerungen dieser Tage wirbelten andere herauf, an leere, hoffnungslose, zu Jahren gedehnte Zeiten, in denen Hildegard ihr zuckendes Herz vergeblich zur Ruhe zu sprechen gesucht hatte, in denen ihr schließlich nur die betäubende Arbeit wohltätig geworden war. Sie hatte sich auferlegt, an einer Frauen-Kunstgewerbeschule der Stadt unentgeltlich Unterricht zu erteilen, Sorge für ihre Schülerinnen zu tragen, sich selbst zu bescheiden, um mit den Zinsen ihres Vermögens anderen beistehen zu können. Und mit alledem, wie schwer war es dennoch geworden, zuerst den Unwürdigen zu vergessen und dann jedes Glückverlangen zu verscheuchen, das ihre noch immer jugendliche Stirn umspielen wollte! Wie lange hatte sie gerungen, ehe sie ruhig geworden war und das Glück gleichmäßig ruhiger Tage über alles schätzen gelernt hatte! Ja, und hatte sie es denn gelernt?

Durchschauerte sie nicht eben jetzt die Gewißheit, daß sie im Begriff gewesen sei, alles Errungene für einen neuen trügerischen Traum aufs Spiel zu setzen? Sie wußte seit langem, daß Herbert Rothe mit leidenschaftlicher Neigung an ihr hing und doch nicht wagte, sie zum Weibe zu begehren, und sie hatte seit kurzem gefühlt, daß sie selbst nicht mehr völlig Herrin ihrer Empfindungen sei. Wenn es denn so war, wenn sie den Künstler liebte, so mußte diese Liebe der tief verborgene Untergrund ihrer Freundschaft bleiben. Aber nimmermehr durfte sie einem Manne unabweisliche Rechte über ihr Leben und ihre Person geben — wußte sie doch, daß sie einen zweiten Sturz, gleich jenem ersten, nicht überleben würde. Und die Wucht schmerzlicher Erinnerungen, die so plötzlich auf sie drückte, galt ihr vor allem als ernste Mahnung, auf der Hut zu sein und ihre dunklen Empfindungen erbarmungslos ans Licht zu ziehen und zu überwinden.

Doch während Hildegard mit schmerzendem Kopf, stumm vor sich niederblickend, dies alles bedachte, wühlte zugleich ein dunkles Verlangen in ihrer Seele, das vorhin bei der ersten Kunde von Franz Freyses frühem Tode jäh erwacht war. War es irgend möglich, so wollte sie den Toten noch einmal sehen, ihr war's, als könnte ihr der Blick in sein Gesicht noch irgend etwas offenbaren. Und wenn auch nicht, so hatte sie den Geschiedenen doch ehedem geliebt, geliebt mit aller Kraft eines achtzehnjährigen Herzens; es ziemte sich nicht, daß sie feig vor dem Abschied zurückschrak. Zweifel und bange Bedenken, die sie beschlichen, solange der Tag noch währte, kämpfte sie nieder, und als die Dämmerung hereinbrach, erhob sie sich aus ihren Träumen, ging in ihr Schlafzimmer und kehrte nach einer Viertelstunde, zu einem zweiten Ausgang

unscheinbar und dunkel gekleidet, an den Teetisch Tante Annas zurück.

„Du willst ausgehen, Kind?" fragte die alte Dame, die ungefähr erriet, was im Herzen ihrer Nichte vorging, und in den letzten Stunden mit tiefer Bekümmernis nicht an den Konsul Frehse, wohl aber an den Kupferstecher gedacht hatte, der ihr lieb wie ein Sohn war. Sie fühlte, daß alles, was auf gutem Weg gewesen, durch diesen erschütternden Zwischenfall gehemmt, vielleicht zerstört sei. Und zum Überfluß beschlich sie, wie sie Hildegard gegenüber saß, die im Schein der Lampe doppelt bleich aussah, die quälende Frage, ob damals, in der bösen Zeit, als Ringe und Briefe zurückgegeben wurden, ihre Nichte unbedingt im Rechte gewesen und heute vollkommen ruhig in ihrem Gewissen sei. Nie bis zu dieser Stunde hatte sie daran gezweifelt, und darum klang die Frage: „Du willst ausgehen, Kind?" bekümmerter, als es dem Sinn der Worte angemessen war.

„Nur zu Gärtner Harkort, Tante!" rief Hildegard. „Ich will bei Harkorts einen Palmenzweig bestellen und Riekchen, der Wirtschafterin von Kommerzienrat Frehse, sagen, daß sie den Palmenzweig ohne Karte und Namen zwischen die anderen legen soll."

„Wenn du es für nötig hältst und wenn es dich beruhigt," gab die alte Dame offenbar ein wenig bestürzt zurück.

„Es würde mir unnatürlich erscheinen, wenn es unterbliebe," entgegnete Hildegard. Sie senkte den Kopf auf ihre Teetasse herab, damit Tante Anna den Schimmer nicht sehen sollte, der plötzlich ihre Augen feuchtete. Wie war es widerspruchsvoll, daß sie zugleich mit finsterem Groll an alles denken mußte, was der Tote ihr vorzeiten

zugefügt hatte, und nun doch wehmütige Trauer um ein verwüstetes Menschenleben und um lichte Hoffnungen von ehedem empfand! Gewaltsam raffte sie sich auf. „In einer Stunde bin ich zurück, Tante — ich werde alles so ordnen, daß wir uns nicht wieder darum zu bekümmern brauchen.“ Wozu hätte es frommen sollen, wenn sie der zaghaften alten Dame durch das Hörrohr kundgegeben hätte, daß sie noch einen ganz anderen Weg vorhabe als den zum Gärtner und der alten Wirtschafterin des Freyseschen Hauses. Besser war, sie tat zuerst, wozu es sie trieb, seit sie vorhin vom Kutscherbock herab die Kunde vom Tode des Konsuls vernommen hatte, und sagte dann offen, was geschehen war.

Es war völlig dunkel geworden, als Hildegard Lindner ihren Weg antrat. Bis zum Blumenladen des Gärtners ging sie mit ihrem gewöhnlichen Schritt und grüßte ein paar Begegnende, die sie im Licht der eben entzündeten Straßenlaternen erkannten, unbefangen freundlich, wie sie zu grüßen gewohnt war. Doch sobald sie den Palmenzweig bestellt und bezahlt und seine unauffällige Abgabe im Freyseschen Hause angeordnet hatte und nun wieder hinaus trat, zog sie ihren Schleier ins Gesicht und schob den breiten Kragen des Regenmantels höher. War es ihr doch schon im Laden gewesen, als ob die Verkäuferin ihr mit Neugier ins Gesicht geschaut hätte, und wünschte sie doch jetzt womöglich von niemand gesehen zu werden. Sie näherte sich durch winkelige und dunkle Gäßchen, die sie sonst kaum je betrat, dem Hause des Kommerzienrats und entschuldigte den wunderlichen Weg bei sich selbst mit den Erinnerungen, daß ja Friederike Weiland, die Wirtschafterin, ihre Zimmer im Hinterhause des großen alten Baues habe. In Wahrheit war es ihr nur um

Verborgenheit zu tun. Und ein paarmal unterbrach sie ihren Gang und erinnerte sich, daß nichts in der Welt sie zwinge, den toten Franz Frehse wiederzusehen. Dennoch eilte sie jedesmal weiter und durchschritt, am hinteren Tor des Hauses angelangt, ohne Zögern und Besinnen den Hof bis zu einer rechten Seitentreppe, die, wie sie aus alten Zeiten wußte, zu den Wohnräumen der Dienerschaft führte. Sie traf hier auch schon auf den ersten Stufen ein junges Dienstmädchen, an die sie die Frage richtete, ob Fräulein Weiland zugegen und in ihrem Zimmer sei? Das Mädchen erwiderte ein trockenes: „Jawohl, dort rechts die dritte Tür," sie hatte heute schon zu viel fremde Gesichter im verstörten Hause erblickt, als daß ihr eines mehr aufgefallen wäre. Hildegard, die auch diese Tür von früher her gut genug kannte, stand im nächsten Augenblick davor und pochte nun doch etwas schüchtern und zaghaft an. Mit um so festerem Schritt trat sie über die Schwelle, sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, und ihr prüfender Blick begegnete dem fragenden, den eine kleine alte Dame, die sich, das Metermaß in der Hand, aus einer Woge schwarzen Stoffes erhob, der Eintretenden entgegenrichtete.

Der Ausruf: „Jesus, Fräulein Lindner!" gab ihr wenigstens Gewißheit, daß sie auf der Stelle erkannt sei. Mühsam haspelte sich Fräulein Riekchen aus den hoch aufgebauschten Lagen des Stoffes hervor, den sie eben zu Trauerkleidern für die sämtlichen weiblichen Domestiken zuschnitt. Sie selbst war schon in Trauer und trat in ihrem schwarzwollenen Kirchenkleid, aus dessen Ärmel eine kleine vertrocknete Hand sich vorstreckte, der unerwarteten Besucherin gegenüber. Ihre Augen feuchteten sich beim Vergleich zwischen ehedem und heute, den Hildegards Er-

scheinung erweckte, zaghaft stammelte sie: „Sie wollen hören, ob das Schreckliche wahr ist, gnädiges Fräulein?"

„Ich weiß, daß es wahr ist, und wußte seit langem, daß es einmal so zu Ende gehen mußte!" gab Hildegard zurück. Ihr Ton klang entschlossener und härter, als ihr zumut war, sie wehrte sich gegen die Weichheit, die sie zwischen diesen Mauern und angesichts der vertrockneten Zeugin längst zerstörter Hoffnungen überkommen wollte. Leiser, vertraulicher fuhr sie fort: „Ich bin gekommen, liebes Fräulein Riekchen, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen. Ich fühle, daß ich — ich möchte, wenn es ungesehen geschehen kann, den unglücklichen Mann, dessen Braut ich doch war, noch einmal im Sarge sehen. Vielleicht sollte ich es nicht tun."

„Tun Sie es immer, Fräulein Hildegard. Sie glauben gar nicht, wie schön und stolz er wieder im Tode aussieht," sagte Fräulein Weiland unter Schluchzen. „Der Herr Konsul ist in seinem Zimmer aufgebahrt — es sind schon viel Palmenzweige und Blumen gekommen."

„Ein schlichter Palmenzweig wird morgen von Harkorts gebracht werden, den legen Sie still zwischen die andern, liebes Riekchen. Und Sie verstehen, wenn ich hinübergehe — so muß ich ganz, ganz allein sein und sicher, daß niemand aus dem Hause mich sieht, denn" — setzte sie mit düsterem Ausdruck hinzu — „Abschied von den anderen habe ich längst genommen!"

„Es schadet gewißlich nichts, wenn man auch zweimal Abschied nimmt," entgegnete die alte Wirtschafterin und wischte ein paar Tränen von den runzeligen Wangen. „Ach, Fräulein Hildegard, wenn Sie sich damals doch entschlossen hätten, des jungen Herrn Frau zu werden, wer weiß, ob nicht alles gut geworden wäre."

Hildegard Lindner hatte das Gefühl, daß eine wunde Stelle in ihrer Seele ungeschickt berührt wurde. Sie wandte ihr Gesicht von der Wirtschafterin ab und sagte rasch, fast hart: „Reden Sie doch nicht so, Fräulein Riekchen! Wer weiß denn besser als Sie, wie schlimm es war. Lieber wäre ich ja gestorben, als daß ich nur ein Jahr neben Franz Frehse auf mich genommen hätte! Ich hätte, ehe ich hierher ging, freilich daran denken sollen. Und ich wollte auch nur —“

Sie sagte nicht, was sie wollte; Fräulein Weiland, die besorgen mochte, daß das schöne Mädchen, die jetzt hochaufgerichtet neben ihr stand, sich plötzlich eines anderen besinnen könnte, fiel der Zürnenden ins Wort: „Lassen Sie das Alte ruhen, Fräulein Hildegard, gönnen Sie ihm den Frieden und sehen Sie ihn noch einmal! Ich schaue sogleich, ob der Weg frei ist; warten Sie nur einen Augenblick, und dann führe ich Sie hinüber!“

Hildegard Lindner machte eine zustimmende Bewegung, aber in ihren Augen konnte die Wirtschafterin die stumme Bitte lesen, sich zu beeilen. Ihr war, je länger sie unter diesem Dache weilte, immer schwerer zumut geworden. Als sie sich jetzt allein im Zimmer von Fräulein Weiland fand, an den Wänden die Miniaturporträts von deren Eltern und Großeltern und ein Bildchen des Pfarrhauses im hessischen Vogelsberg, aus dem sie stammte, über dem Fenstersitz die Korblaube mit dem verkümmerten Efeu, auf dem Lehnsessel den mürben braunen Lederbezug sah, was alles sie kannte, fühlte sie ihren Herzschlag stocken. Dort auf der alten Nußbaumkommode waren die wenigen Bücher der alten Dame aufgereiht, und Hildegard fiel der rote Maroquinband von Klaus Harms Postille in die Augen, ihr Geschenk

an Friederike Weiland an dem einen Weihnachtsfeste, das sie als Braut Franz Frehses in diesem Hause gefeiert hatte. Ein Springquell trüber und bitterer Erinnerungen schoß mit dem Rückblick auf dies Weihnachtsfest in ihrer Seele empor. Es war der Abend des Tages gewesen, an dessen Morgen sie unwiderleglich erfahren hatte, daß ihr Verlobter, dem sie schon so vieles verzeihen müssen, ein verzweifelter Spieler sei und dem Bruder ihrer Freundin Lotte von Hornemann, einem mäßig begüterten Offizier, zwanzigtausend Mark im Spiel abgewonnen habe, der Abend, an dem sie als Hauptstück ihrer Bescherung ein kostbares Perlenhalsband gefunden hatte, an dem sie dem Verlobten unter Tränen und mit halb erstickter Stimme erklärt hatte, daß sie dies Geschenk aus seinem Spielgewinn niemals tragen noch auch nur an sich nehmen werde, an dem Franz Frehse ihrem tiefen Schmerz und ihrer jugendlich heißen Entrüstung nur spöttisch überlegenes Gelächter entgegengesetzt, an dem sie beim Abendessen in schmerzlichem Schweigen neben ihrem Bräutigam gesessen hatte, an dem sie endlich, als es zum Aufbruch kam, ihre anderen Geschenke zusammengepackt und das Kollier mit stummer Verachtung weit von sich geschoben hatte. Es überlief sie heiß, daß sie jetzt an alles dies zurückdenken mußte, und es war gut, daß Fräulein Rieckchen wieder eintrat und mit verweinter Stimme flüsterte: „Wollen Sie jetzt gleich kommen, Fräulein Hildegard? Er schlummert drüben ganz allein — und es ist niemand um den Weg. Besser können Sie's nicht treffen, ich lasse Sie eintreten und warte auf dem Gange vor der Tür, daß niemand Sie stört."

Hildegard raffte sich zusammen, es erschien ihr doch zu kläglich, der geheimen Empfindung zu folgen, die sie

jetzt von hier hinwegtrieb. „Es ist nur für wenige Minuten, Rieckchen, ich sehe, Sie haben noch viel zu tun!“ sagte sie mit einem Blick auf die schwarzen Stoffmassen, denen sich Fräulein Weiland vorhin entwunden hatte.

„Es ist alles so plötzlich, so über Nacht gekommen,“ wehklagte die Wirtschafterin von der Schwelle her und drückte sich gegen den Pfosten, um Hildegard an sich vorübergehen zu lassen. Diese empfand im Augenblick, wie dünn und dürftig das alte Fräulein aussehe, wie viele Jahre verstrichen seien, seit sie in diesem großen Hause heimisch gewesen und den langen Gang mit seiner Galerie nach der Hofseite öfter hinabgehuscht war. Und dort kam die Zimmerflucht, aus der das Licht der Kerzen herausstrahlte — Gott sei Dank, daß wenigstens diese sie fremd berührte, denn zu ihrer Zeit hatte Franz Frehse andere Räume des Familienhauses innegehabt. Die Türen, die gegen den Gang hin offen standen, hatten noch vor wenigen Stunden zu einem Gemach geführt, in dem der maurische Diener des Konsuls wohnte. Jetzt war dies Gemach fast leer, nur mit einem Teppich und zwei schwarz bezogenen Gestellen versehen, auf denen zwei große silberne Armleuchter mit je sechs Wachskerzen brannten, und diente als Vorraum zu dem Zimmer, wo man am Vormittag den Toten auf sein Bett gelegt, jetzt aber bereits einen Katafalk zwischen mächtigen grünen Blattpflanzen errichtet hatte, auf dem der kostbare Sarg stand, in dem der Sohn des Hauses, in seiner kaiserlichen Konsulatsuniform, eng gebettet lag. Auch hier waren der prächtige Teppich und die Türvorhänge beim Ausräumen belassen worden. Im Halbkreis um den Katafalk erhoben sich sechs Gestelle mit silbernen vielarmigen Leuchtern. Zu Füßen ruhte auf einem kleinen Sessel das Kissen mit

den Orden des Konsuls. Am Sarg und an den Wänden überall lehnten riesige Fächerpalmen, große Kreuze und Kränze von frischen Blumen; schier die halbe Stadt hatte sich beeilt, ihre Teilnahme an dem Trauerfall des Freyseschen Hauses zu bezeigen.

Hildegard Lindner war lautlos über die Schwelle dieses Zimmers getreten, sie hatte es nicht beachtet, daß Fräulein Riekchen schon im Vorgemach leise von ihr hinwegglitt. Sie näherte sich gesenkten Hauptes dem offenen Sarge, und ein langer, langer Blick aus den klaren blauen Augen ruhte auf den Zügen des Toten. Der Ausdruck tiefen Ernstes und wehmütiger Teilnahme im Gesicht des Mädchens verlor sich nicht, aber ein Zug gespannter Erwartung, der außerdem um ihre Lippen geschwebt hatte, verflüchtigte sich, je länger sie in das kalte, bleiche Gesicht des Konsuls sah. Seit Stunden hatte ihr die Vorstellung keine Ruhe gelassen, daß im Tode das ursprüngliche Antlitz des Mannes wiedergekehrt sein könne, das Gesicht, das ihr Franz Freyse bei den ersten Begegnungen und am Tage ihrer Verlobung gezeigt, das sie als seine Verlobte in den wenigen glücklichen hoffnungsfrohen Stunden ihres Brautstandes erblickt hatte. Es war ihr zumut gewesen, als würde sie sich in späteren Tagen nie verzeihen können, dies Gesicht nicht noch einmal gesehen zu haben. Jetzt stand sie erschüttert und schwer enttäuscht neben dem Sarge und hätte über sich selbst lächeln mögen, wäre sie nicht vor dem bangen Ernst des Todes befangen gewesen. Aber Hildegard fühlte doch, daß eine Last dumpfer Besorgnis von ihrer Seele genommen wurde. Nein, nein — kein geheimes Band verknüpfte sie mehr mit diesem Toten, sie hatte nichts mehr mit ihm gemein! Diese herrischen, trotzigen Züge, diese

blassen und doch noch üppig geschürzten Lippen, diese Falte höhnischer Menschenverachtung, die von der stolz geschwungenen Nase des stillen Mannes zum Munde lief, sie forderten nichts mehr von ihr als das dumpfe Mitleid mit einer verwüsteten Natur, die sich selbst zugrunde gerichtet hatte. Mitten in ihrer Erschütterung atmete Hildegard frei auf, leise sprach sie vor sich hin: „Möge er Frieden und Gnade finden!“ Da ihr war, als hörte sie Friederike Weiland draußen auf dem Gange hüsteln, so wollte sie nun in den Vorraum zurückgehen. Sie war vom Duft der Tausende von Blumen rings umher, wie vom Eindruck der Stunde halb betäubt, die Lichter, die im Nebengemach nach links brannten, täuschten sie darüber, daß sie durch die Tür rechts eingetreten war, und indem nun ihr Blick in diesem neuen Zimmer auf eine verhüllte Ottomane, auf einen großen Schreibtisch und anderes Hausgerät traf, die sie vorhin nicht wahrgenommen hatte, sah sie doch auch eine Flügeltür, die auf den langen Gang hinaus führen mußte. Sie tat eben den ersten Schritt nach der Tür hin, als diese geöffnet wurde, und Hildegard, die erschrocken den Nacken senkte, sah gerade in das gramverstörte und finstere Gesicht des Kommerzienrats Otto Frehse. Hätte sie die Minute unsicherer Bestürzung benutzt, in der der Hausherr ihre völlig unerwartete Erscheinung vom Kopfe bis zu den Füßen maß, so würde sie den Ausgang noch leicht gewonnen haben.

Da sie aber befangen stehen blieb und nach einem Wort des Grußes, der Erklärung und der Teilnahme umsonst rang, so kam der Eingetretene zur Besinnung. Eine unheimliche Röte stieg in seinem blassen Gesicht auf, ein dumpfer unverständlicher Laut schlug verletzend an

das Ohr der jungen Dame, dann klangen Frehses Worte scharf und deutlich: „Eine wunderbare Überraschung in der Tat, Fräulein Lindner! Haben Sie sich überzeugen wollen, ob mein armer Franz fest und gut genug auf dem Steine schläft, mit dem Sie ihn zuerst ins Schwanken gebracht haben, bis er so — so wie heute geendet hat?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Kommerzienrat!" entgegnete Hildegard, die bei dem zürnend feindseligen Blick, dem höhnischen Ton des Hausherrn ihre Fassung wieder gewann. „Ich hatte ein Bedürfnis, den Mann, dem ich vor Zeiten nahe gestanden habe, nicht in die Gruft senken zu lassen, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben. Ich habe diesem Gefühl gehorcht und wollte still wieder gehen — da ich Ihnen wider meinen Wunsch begegnet bin, spreche ich Ihnen mein herzlichstes Beileid an Ihrem Verluste aus."

„Beileid steht dem schlecht zu Gesicht, meine Gnädigste, der das Seine zu dem traurigen Ende getan hat," sagte der Kommerzienrat heftig und vertrat dabei sichtlich der nach dem Ausgang strebenden jungen Dame den Weg. „Auf mein Wort: mein unglücklicher Sohn schläft auf dem ersten Stein, der ihn aus Ihrer Hand getroffen hat, es ist sein letzter Wunsch gewesen, ihn mit ins Grab zu nehmen!"

Er deutete dabei auf den Schreibtisch, auf dem der Papierstreif noch immer lag, den er am Vormittag quer über Hildegards altem Abschiedsbrief an seinen Sohn gefunden hatte.

Mechanisch, gleichsam wider Willen folgte das befangene Mädchen dem Fingerzeig des Kommerzienrats. Doch sobald sie die Zeilen des Toten mit der unwahren, pharisäisch selbstgerechten Anklage gelesen hatte, wandte sie

sich zu dem Hausherrn zurück: „Sie müssen selbst am besten wissen, Herr Kommerzienrat, daß mein Brief, den Sie Ihrem Sohne mit in den Sarg gegeben haben, die letzte unter bitteren Tränen ergriffene Notwehr einer Wehrlosen war. Sie wissen, daß ich tausendfältige Ursache hatte, ein Band zu lösen, das Ihren Sohn nicht beglücken konnte und mich tief unglücklich machen mußte. Doch es ziemt mir nicht, von diesen längst vergangenen Dingen hier neben ihm zu reden, der draußen den letzten Schlaf schläft und mir nichts mehr erwidern kann."

„Ich weiß von allem, wovon Sie sprechen, nichts, oder es ist nichts in meinen Augen!" antwortete Otto Frehse und richtete einen bösen Blick starr auf Hildegard. „Ich weiß bloß, daß bis heute noch kein Frehse je durch eigene Hand gestorben ist, obschon wir alle von der Art sind, die etwas von ihrem Leben hat und haben will. Wenn ich mich frage, warum in meinem armen Franz unser Blut gar so unbändig brauste, warum es für ihn kein Maß noch Ziel gab, so muß ich denken: es war, weil er keine pflichttreue Frau gefunden hat, die zur stillen Schranke zwischen ihm und seiner wilden Lebenslust geworden wäre. Fräulein Hildegard Lindner dachte nur an sich selbst!"

Hildegard hörte die erneute Anklage in schmerzlicher Empörung, es war etwas in den Worten des Kommerzienrats, das sie erschauern ließ, so sehr mahnte es sie an dunkle Stunden und manchen herzzerschneidenden Wortwechsel mit dem toten Konsul. Sie bezwang indes ihre Aufwallung und entgegnete ruhig, ja sanft: „Sie sollten nichts zu mir sagen, Herr Frehse, was Ihnen in wenigen Tagen und vielleicht heute noch leid tun wird gesagt zu haben. Ihrem Schmerz muß ich viel verzeihen. Wenn

Ihr armer Sohn, wenn Franz wirklich gemeint hat, mein Abschiedsbrief sei der erste Stein von denen gewesen, die ihn niedergeworfen haben, so hat er sich selbst und Sie getäuscht. Die Steine sind wahrhaftig damals, als ich meinen eigenen einsamen Weg suchen mußte, nicht wider ihn, sondern wider mich erhoben worden. Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß es ihn nicht gerettet hätte, auch wenn ich seine Frau geworden wäre."

„Das beliebt Ihnen so anzunehmen, mein Fräulein!" rief der Kommerzienrat, dem es wohltätig war, seine Bitterkeit wider Hildegard zu ergießen, der er seit Jahren gegrollt hatte und seit heute unversöhnlich grollte. „Zu meiner Zeit war das beste und schönste Mädchen unserer Stadt froh, unter diesem Dach als Frau zu wohnen; keine, der ein Frehse die Ehre erwies, sie zur Gattin zu begehren, hätte sich erlaubt, nach dem Vorleben ihres Bräutigams zu forschen und die Partei einer Opernchoristin zu nehmen, mit der Franz in einem flüchtigen Verhältnis gestanden hatte und die mehr als reichlich abgefunden worden war."

„Ich habe nach nichts geforscht, Herr Kommerzienrat!" unterbrach ihn Hildegard jetzt mit blitzenden Augen und zuckenden Lippen. „Ich war ein unerfahrenes vertrauendes Kind. Aber die Dinge kamen gewaltsam an mich, immer mehr, immer häßlicher, täglich aufs neue. Ich wäre wahnsinnig geworden, wenn das alles geschehen wäre, nachdem ich meine Hand unwiderruflich in die Ihres Sohnes gelegt hätte."

„Man wird nicht so leicht wahnsinnig, wenn man im reichen und weichen Neste sitzt," erwiderte der Kommerzienrat höhnisch. „Weil Ihnen der gute Wille gebrach, kam es zu jener Trennung. Im Menschenleben geht's

eben nicht wie im Hauptbuch, wo alle Zahlen hüben und drüben stimmen müssen. Man muß etwas vertrauen, etwas wagen, wenn man für andere und nicht bloß für sich selbst leben will. Hätte Franz eine brave Frau heimgeführt, wäre die Schranke zwischen ihm und dem Verderben dagewesen! Sie — Sie, Fräulein Hildegard, tragen die Hauptschuld, daß er dort draußen liegt und so dort draußen liegt. Ich bin auch mein Lebtag kein Duckmäuser und kein Kandidat für Heiligsprechung gewesen. Aber da ich zum Glück die Frau hatte, die Sie für Franz nicht werden mochten, so hatte ich auch die Schranke, an der ich innehielt, und die dem armen Jungen nicht zuteil ward."

Jetzt war es Hildegard, die den heftig und gehässig scheltenden Mann vom Kopf bis zu den Füßen maß und dann leise aber nachdrücklich sagte: „Danach, wie es Ihrer belobten Frau, als sie lebte, zumute gewesen ist, während Sie bis zu der besagten Schranke etwas vom Leben hatten, haben Sie wohl nie gefragt, Herr Kommerzienrat! Ich aber habe es, und hielt mich allerdings zu gut dafür, die Folge der Dulderinnen in diesem Hause fortzusetzen. Guten Abend, Herr Kommerzienrat, ich wünsche Ihnen besseren Trost in Ihrem Leid, als ich Ihnen bieten kann!"

Sie schritt jetzt der Tür des großen Zimmers so entschlossen zu, daß Otto Frehse sie nicht zum zweitenmal aufzuhalten versuchte. Auch hatte ihn die letzte schroffe Frage des Mädchens doch so getroffen, daß er noch vergeblich nach einer Antwort suchte, als sie schon längst draußen den Gang durcheilte, neben sich die schluchzende alte Wirtschafterin, aus deren verworrenen Entschuldigungen hervorging, daß sie Fräulein Hildegard beim unerwarteten Herannahen des Kommerzienrats sogleich abgerufen habe, daß aber die junge Dame ins falsche Zimmer

und so dem Herrn Kommerzienrat beinahe in die Arme gelaufen sei.

Hildegard mäßigte ihre Schritte aus Rücksicht auf die trippelnde Alte, lehnte es mit leichtem Kopfschütteln ab, nochmals in Fräulein Weilands Wohnraum einzutreten, und sagte Abschied nehmend nur: „Ich hätte nicht hierher kommen sollen, Fräulein Riekchen! Haben Sie Dank für Ihre Freundlichkeit, schlafen Sie wohl und überstehen Sie diese schweren Tage gut — die Herren Frehse sind es nicht wert, daß ein treues Gemüt viel um sie leidet!“

Sie sah das erschrockene Gesicht nicht mehr, das noch zu ihr auf und ihr über die Treppe hinab nachblickte. Die tief Erschütterte wußte bei diesem Weggang zum erstenmal, was es heiße, den Staub von seinen Füßen schütteln — sie konnte sich keine Möglichkeit denken, die sie jemals wieder zwischen die Mauern dieses Hauses führen würde. Und sie atmete tief und frei, als sie endlich draußen stand und eine laue Frühlingsluft ihr entgegenwehte. Sie schlug auch alsbald den Weg zu den städtischen Promenaden ein. Obwohl es über diese etwas weiter nach der Ostvorstadt und ihrem Hause war, so fühlte Hildegard, daß ihr der Gang und das Mitsichalleinsein wohltun würde. Der Auftritt mit dem Kommerzienrat hatte eine wundersame Wirkung hinterlassen. Jeder ungerechte Vorwurf, den er ihr entgegengeschleudert hatte, jeder Ausbruch seines egoistischen Familiengefühls, seiner rohen Geringschätzung eines Frauenlebens zitterte in ihrer Seele nach und galt ihr als die letzte Befreiung von manchen Zweifeln. Sie hatte recht, tausendfach recht gehabt, sich nicht zu opfern und die stille Schranke zwischen Franz Frehse und seinem Untergang zu bilden. Der tote Sohn und der lebende Vater hatten sie gleichmäßig frei-

gesprochen. Und dennoch war etwas in den wilden Reden des alten Kommerzienrates gewesen, das sie jetzt mit stiller Gewalt ergriff und dem sie nachsinnen mußte. „Man muß etwas vertrauen, etwas wagen, wenn man für andere und nicht bloß für sich selbst leben will.“ Sie hörte diese Worte wie einen eintönigen Sang, der von fern immer näher kam, bald stärker, bald wieder leiser wurde, aber nicht verhallen wollte. Und wenn alles, was sie dort in dem Unglückshause gehört hatte, sie nicht mehr berühren durfte, dies Wort ging sie etwas an. Franz Frehse, als er lebte, hatte so wenig ein Recht gehabt, als sein Vater, ihr dieses Wort zuzurufen — aber gab es wirklich niemand in der Welt, der dieses Recht hatte?

Hildegard zog den Capuchon ihres Mantels nach den Schultern herauf — der Abend war kühler, als sie gedacht hatte — oder schauerte sie innerlich in Rückerinnerung an die eben verflossene Stunde? Mit einemmal rückten die Erlebnisse dieses Abends und des Morgens zusammen, sie erblickte sich selbst, wie sie Herbert Rothe abweisend, abwehrend gegenüber gestanden hatte. Sie besann sich, daß ihr die Nachricht vom Selbstmord des Konsuls lediglich als eine Mahnung gegolten hatte, sich gegen die stumme Werbung dieses treuen Verehrers zu wehren. Ja, sie hatte Herbert in ihren Gedanken neben Franz Frehse gestellt, seine Junggesellengewöhnungen und kleinen Mängel, die ihren Mädchensinn störten, als so schwerwiegend betrachtet wie die wilden Leidenschaften und Laster des früheren Verlobten. Sie hatte den Schatten Franz Frehses zwischen sich und ihren Freund treten lassen und die oft aufsteigende Frage, ob sie ihm nicht mehr schuldig sei als den geselligen Verkehr, der ihr wie ihm selbst unentbehrlich geworden war, jedesmal ungestüm

verneint. Herbert Rothe war aber schwerkrank — dem Tode nahe gewesen — wie nun, wenn sie diesen Abend an seinem Sarge, statt an dem des Konsuls gestanden hätte und dann plötzlich eine Stimme erklungen wäre, daß Vertrauen und Wagen zum vollen Leben gehören? Hätte sie dieser Stimme auch antworten können, was sie dem zürnenden Kommerzienrat mit freiem Bewußtsein entgegnet hatte?

Hildegard fühlte ihr Herz höher und unruhiger schlagen, wie diese Vorstellung sie überkam. Glück genug, daß sie vorhin, als sie Otto Frehse abzuwehren und zu besiegen hatte, nur an die Vergangenheit und nicht an das Heute gemahnt worden war. Denn jetzt empfand sie, daß sie dann dem harten Manne gegenüber beschämt, erschüttert, ja zerbrochen gewesen sein würde. Jetzt rannen ihr unaufhaltsam heiße Tränen an den Wangen herab, halb in Trauer über verlorene Jahre, halb im glücklichen Bewußtsein, daß es noch nicht völlig zu spät sei. Sie ließ diesen wohltätigen Tränen freien Lauf und ging mit immer langsameren Schritten nach ihrem Hause zurück. Tante Anna brauchte heute nichts mehr zu erfahren, morgen war auch noch ein Tag. Sie dachte kaum einmal an den Katafalk mit seinen feierlichen Kerzen, aber fort und fort an das stille Künstlerzimmer in der Rheinstraße. Sie wollte fortan wagen und vertrauen. Einerlei, aus wessen Munde sie das Wort vernommen: es hatte ein Band um ihre Stirn und ihr Herz gesprengt; Hildegard erschrak freudig über sich selbst, als sie an ihrer Gartenpforte stumm verglich, wie sie vorhin ausgegangen war und wie sie jetzt heimkehrte.

Am Morgen nach diesem Abend fand Professor Herbert Rothe, der Genesende, als er sein Lager verließ, auf dem Tisch seines Zimmers eine Blumensendung und

einen kurzen Brief von Hildegard Lindner. Die Zeilen lauteten:

„Ich muß in aller Frühe nach Ihrem Befinden fragen, mein Freund. Das traurige Tagesereignis unserer Stadt wird Ihnen schon durch die gestrige Abendzeitung bekannt sein. Ich habe mir nicht versagen wollen, gestern abend das Frehsesche Haus noch einmal zu betreten. In wunderbarem Zusammenhang sind mir aus dem Anblick des Todes Gedanken des Lebens erwachsen. Ich habe begriffen, wie arm unser Dasein werden kann, wenn wir nicht etwas glauben, etwas einem freundlichen Schicksal anheimgeben, alles zu fest in der eigenen Hand behalten wollen! Wenn Doktor Bellinger Sie noch lange auf Ihr Zimmer bannt, so komme ich mit Tante Anna alsbald wieder zu Ihnen. Wenn er Ihnen umgekehrt eine Ausfahrt gestattet, so kommen Sie zuerst zu uns, lieber Freund. Ich habe nichts mehr dagegen, das Gespräch, dessen Abbruch Sie gestern schmerzte, sobald Sie es wollen, wieder aufzunehmen. Ich will vertrauen, will selbst wagen und bin mit treuen Grüßen und Wünschen für Sie Ihre Freundin Hildegard."

Als der Kupferstecher nach Lesung dieses Briefes mit einem Gesicht halb glückselig, halb zweifelnd vom Papier emporsah, fiel sein Blick auf die Blumensendung. In einer Fülle von Veilchen sah er sorgfältig versteckt ein Reislein Myrte. Er starrte die grünen Blättchen an, seine Augen leuchteten auf, er hob den Strauß zu den Lippen, und ihm war's, als ob er mit dem Duft der Veilchen einen vollen Strom von Genesung und neuem Leben trinke.

Das Weihnachtsoratorium.

Der Schnee fiel in großen Flocken, so still, so dicht, so unablässig, als er zwischen Weihnacht und Neujahr nur herabfließen kann, in das breite Tal hinein, durch das die beeiste Mulde ihre Schollen langsam elbwärts trieb. Tausend Schritte vom Strom und der Mühle, vor der ein Steg über das Wasser führte, hoben sich die Häuser und Dächer eines mäßig großen Dorfes über die weiße Fläche. Wirklich und weit sichtbar ragte nur der Kirchturm empor, auf dessen spitzem, steil abfallendem Schieferdach der Schnee keinen Anhalt zum Bleiben fand; schon die Kirche selbst, deren Mauern hinter den beschneiten Grabhügeln des Friedhofs fast verschwanden, war in dem Gestöber kaum noch zu unterscheiden. Vollends das Pfarrhaus, ein unansehnlicher Bau dicht an der Kirchhofsmauer, trug auf Dach und Rebenspalieren, die seine nach Süd gekehrte Vorderseite bedeckten, so reichlichen Schnee und war so dicht von einem Garten weißglänzender Bäume umgeben, daß einer, der vom Mühlsteg aus nach dem Dorfe hinüberblickte, das Dasein des Pfarrhofs mehr aus der dünnen Rauchsäule erriet, die aus dem einen der beiden Schornsteine aufstieg, als das Haus selbst wahrnahm. Es war Nachmittag gegen drei Uhr, aber die dicht ins Tal herabhängenden Wolken hatten schon eine Art Dämmerlicht erzeugt, und es bürgte für die guten Augen des Mannes, der sich am Stangengeländer des Stegs

festhielt, daß er sich trotz des Zwielichts ganz gut zurecht fand und den schmalen Dorfweg, der vom Ufer und der Mühle der Kirche zulief, durch alle Schneewehen hindurch mit seinen Blicken maß. Befriedigt nickte er und begab sich, immer die Arme übereinander schlagend und mit den Füßen den Boden stampfend, wie vorher das Brett, aufs rechte Ufer der Mulde, wo er im Schneegeriesel sich bei einem Haufen Bruchsteine, die rötlich unter der Schneedecke vorschimmerten, zum Warten anschickte. Er sagte etwas lauter und pathetischer, als Selbstgespräche sonst gehalten werden, vor sich hin: „Der Bursch da drüben hatte schon vor zwanzig Jahren die beste Altstimme, die gutmütigste Haut und das größte Hasenherz in Kursachsen! Wer weiß, was aus der Stimme und der Haut geworden ist — aber mehr Courage hat Gottfried Döhler im Pfarramt schwerlich gewonnen. Man muß Leute seines Schlags nicht mehr erschrecken, als nötig ist, muß den Labetrunk ein wenig verdampfen lassen, ihm auch einen Gast von so lumpigem Exterieur nicht vor Nacht ins Haus schicken.“

Und geduldig maß der Sprecher wieder und wieder die kurze Strecke zwischen dem Mühlsteg und dem Steinhaufen, roch mit unzufriedener Miene den Hauch, der seinem Munde entquoll, und schaute mit höhnischem Blick an sich hinunter. Er hatte eine hohe, derbknochige Gestalt und einen mächtigen Kopf mit dunklem Kraushaar, unter der alten, mürbe geriebenen Tuchmütze wurden eine geschwungene Stirn, blitzende braune Augen und eine große Nase von edlem Schnitt sichtbar. Aber der untere Teil des Gesichts zeigte sich minder gewinnend; wulstige Lippen, ein allzu trotzig vorspringendes Kinn, dazu auf den Wangen graue Bartstoppeln und eine ungesunde Röte,

die nicht von dem Winterwetter herrühren konnte, verschönerten ihren Träger nicht. Der Widerspruch in den Zügen des Mannes setzte sich in seine Kleidung hinein fort. Der Oberkörper war in einen kurzen, zwar schlecht gehaltenen, doch ursprünglich kostbaren Pelzrock von polnischem Schnitt gehüllt, der an den Ärmeln und Brustaufschlägen das hellbräunliche Fell des Steinmarders zeigte; darunter aber trug der Wanderer alte Beinkleider, die über ihre Zeit hinaus gedient hatten, die zum Knie heraufgezogenen schwarzen Wollstrümpfe zeigten Löcher und üble Flicken, die derben Schuhe vollends waren arg mitgenommen und klafften zwischen Oberleder und Sohle derart, daß der Hin- und Herschreitende fortgesetzt an den Steinen die Schneeballen abklopfen mußte, die ihm den Fuß näßten. Er betrachtete, als ihm dies wieder einmal gelungen war, mit Kopfschütteln den Zustand seines Fußwerks und erhob dann aufs neue seine tiefe Stimme, indem er deklamierte:

„Jetzt bin ich voller Scham, ja fast verzweiflungsvoll,
Daß ich euch ehren muß, da ich euch hassen soll!“

„Professor Gottscheds Magnifizenz würden sich schier entsetzen, daß ich mit seinen wohlgeschroteten Alexandrinern meine zerrissenen Schuhe apostrophiere, aber hat er uns nicht selbst gelehrt, daß großer Dichter Sentenzien allezeit eine Wirkung tun, auch wenn sie nicht an ihrem rechten Platz erklingen? Bin brennend neugierig, wie mich mein Unterzellbursch Gottfried begrüßen und ob er ein treffend Wort für den Jammer meines Untergestells übrig haben wird. Gott sei Dank, daß es schon hübsch dämmert — sowie ich drüben das erste Licht auf dem Schnee blinken sehe, poche ich, gleich Nikodemus beim Herrn, an Gottfrieds Tür.“

Zur selben Stunde, wo vor dem Dorfe Lostau ein wunderlicher Mann so wunderliche Selbstgespräche hielt und nach dem ersten Lichtschein zwischen den verschneiten Mauern und Dächern ausspähte, brannte in dem zu ebener Erde gelegenen Zimmer des Pastors Gottfried Döhler wohl schon seit einer halben Stunde eine Lampe, deren grüner, innen weiß lackierter Schirm freilich kaum einen Strahl durch die Fenster dringen ließ und selbst das Gemach mit seinem Klavier, seinen wohlbesetzten Bücherbrettern, seiner Schreibkommode und den alten Lehnstühlen nur im Umkreis des Tisches völlig erhellte, an dem der Pfarrer einen Gast, einen kleinen weißhaarigen, aber kläräugigen und rüstig auftretenden Herrn mit einer Schale Warmbier bewirtete. Magister Döhler selbst war noch ein junger Mann, höchstens fünf- oder sechsunddreißig Jahre alt, er überragte seinen kleinen Gast um eine Kopflänge, obschon er nur von mittlerer Größe und ein wenig hager war. Sein längliches Gesicht zeigte, namentlich um Mund und Augen, den Ausdruck von Milde, der dem Prediger wohl anstand und offenbar der bleibende Ausdruck seines Wesens war. Das Gespräch, das er mit seinem Gast führte, schien ihn nicht froh gestimmt zu haben, nichtsdestoweniger blieben seine schönen, dunkelblauen Augen mit ruhiger Freundlichkeit dem alten Herrn zugekehrt, der seinerseits in einer gewissen ungeduldigen Erregung sein mochte. Wenigstens schob er die bräunliche Perücke, unter der ohnehin schon die silbernen Haare hervorlugten, ein paarmal von links nach rechts, wehrte es mit beiden Händen ab, als ihm der Pfarrer aus der glänzenden Bunzlauer Kanne noch einmal von dem stärkenden Getränk einschenken wollte, und rief: „Nein, nein, lieber Herr Magister, ich bin für meinen Heimweg nach Colditz reichlich und eigentlich schon zu viel

gestärkt. Hätte ich Ihnen wenigstens gute Nachricht gebracht — so möchte ich mich mit besserem Gewissen Ihrer Bewirtung erfreuen. Nun aber mein Gang nach Leipzig Früchte getragen hat, gegen die man Schlehen billigerweise noch süß nennen darf — so hätte ich mit Glimpf nicht einmal länger verweilen dürfen, als um mich meiner betrübten Botschaft zu entledigen."

„Verschütten wir doch nicht das Kind mit dem Bade!" sagte der Pastor von Lostau ernst, aber mit einer Stimme, in der ein fester, erquicklicher Klang war. „Eins wissen wir wenigstens gewiß, daß es weder ein Gesetz, noch eine Verordnung des hohen Konsistoriums gibt, wonach mir verwehrt werden kann, Ihre Pflegetochter zu meiner Hausfrau zu nehmen. Was der Herr Rat uns sonst zur vorsichtigen Erwägung gegeben hat, daß es für einen Diener am Wort besser sei, mit der Kopulation zu warten, bis der Beweis für Johannas eheliche Geburt beigebracht sei, das wollen wir uns nicht mehr das Herz beschweren lassen, als leider unvermeidlich ist. Wenn der Herr Kantor und seine Frau Liebste sonst keine Bedenken haben, als die Sorge um mich und meine Zukunft, so steht nichts im Wege, daß wir am heiligen Dreikönigstage hier bei einem bescheidenen Festtagsbraten und einem Glas Würzburger ein christliches Verlöbnis feiern. Wir haben getan, was wir konnten, und uns redlich Mühe gegeben, sotanen Bedenken gerecht zu werden, aber das Unmögliche bleibt eben unmöglich. Und darum meine ich nun auch, das Warten und die Vorsicht, die einem bescheidenen Prediger wohl ansteht, müssen einmal einem Entschluß in Gottes Namen Platz machen, und bitte wiederholt, der Herr Kantor wolle seiner Frau und seinem Pflegekind die Dinge im besten Licht berichten und vor allem keinen

Zweifel darüber lassen, daß mich der Bescheid des Konsistorialrats nicht mehr bedrückt als nötig!“

Gottfried Döhler hatte sich von dem Kantor abgekehrt und durch das Fenster in seinen Pfarrgarten hinausgeblickt, wo die Dämmerung schon zu Dunkelheit wurde und die wirbelnden Flocken kaum noch unterscheiden ließ. So sah er nicht, daß der Kantor seine Hände ein paarmal abwehrend hob, und hörte nur, wie der kleine Herr wiederholt stöhnte und jetzt, halb zürnend, halb flehend, sagte: „Wollen der Herr Magister nichts übereilen! Wir haben unsre Johanna gewiß, trotz allem, herzlich lieb — aber es würde uns schlecht anstehen, des Mädchens Versorgung mit eines braven Mannes zeitlichem Unglück zu erkaufen. Vielleicht empfiehlt sich's, dem Wink des Herrn Konsistorialrats, der doch wohl die Meinung eines hohen Konsistoriums ausdrückte, Folge zu geben, Verlöbnis und Hochzeit nach Gottes Willen aufzuschieben und noch einmal ernstlich danach zu forschen, ob Jungfer Johannas Mutter uns oder sich nicht getäuscht hat, da sie sterbend ihr Würmchen in unsre Hände legte und feierlich beteuerte, daß die Kleine in guter, rechter, wenn auch trauriger Ehe geboren sei. Es würde Ihnen wie uns zum Trost gereichen, wenn wir den Beweis dafür finden könnten.“ — „Gewiß wäre es das beste, Herr Kantor,“ entgegnete der Pfarrer. „Aber wie sollen wir suchen? Sie haben sorglich aufgeschrieben, daß Johannas Mutter nach ihrer Versicherung im Dorfe Zschepplin zwischen Düben und Eilenburg kopuliert worden sei. Und als wir uns dahin wandten, ist uns die Auskunft geworden, daß Kirche und Pfarrhaus im zweiten Jahre des gegenwärtigen unseligen Kriegs, bei Haddiks Zug gegen Berlin, von streifenden Panduren ausgeplündert worden sind und Pastor Geißler ein halb Jahr später

an den Folgen des Schrecks gestorben ist. Die Kirchenbücher verbrannt und der alte Pfarrer, der vielleicht mündliche Auskunft hätte erteilen können, tot — was wäre da noch zu hoffen?"

„Wenn wir nicht ungeduldig werden, Herr Magister, gibt es vielleicht doch noch andere Wege. Es ist ja gewiß, daß die Lorenzin, Johannas Mutter, bei der Truppe deutscher Komödianten gestanden, die die vielberühmte Frau Karoline Neuberin geführt hat. Seitdem der Krieg ihre Truppe in alle Winde versprengte, soll besagte Prinzipalin in Dresden oder in der Nähe von Dresden leben. Da glaubwürdig bezeugt ist, daß die Neuberin bei ihrem Völklein einigermaßen auf Ordnung und Moral gehalten hat, so wäre wohl zu hoffen, daß sie vielleicht etwas über die Heirat der Lorenzin wüßte. Und weiterhin, mein Herr Magister, läßt sich allenfalls ersprießliche Nachfrage nach dem Kasten mit Wäsche und Kleidern anstellen, den die arme Person, als sie sich unter unserem Dach legte, von Halle oder Weißenfels her so begierig und leider umsonst erwartete. Wo mir recht ist, sollte der Kasten auch Papiere enthalten — und könnte sein Auffinden vielleicht Licht in das betrübliche Dunkel bringen."

„Bedenkt der Herr Kantor aber auch, daß darüber ein unwiderbringliches Stück Lebenszeit verrinnt?" fragte Magister Gottfried zurück. Sein offenes Gesicht verriet eine erwachende leichte Ungeduld. „Und wenn am Ende doch das Gegenteil von dem, was wir hoffen und inbrünstig wünschen müssen, aus einem mit jahrelanger Mühsal herbeigeschafften Schriftstück erhellte? Müßten wir nicht zur Trauer um solch Mißgeschick auch noch um unnütz verlorene Tage trauern? Ja, fast will mich's bedünken, als könnte Gott wollen, wenn er uns eine so leidvolle

Prüfung aufbehalten hätte, daß wir, Johanna und ich, sie gemeinsam tragen sollten. Ich bitte den Herrn Kantor Unbescheid, nicht zu vergessen, daß ich auf alle Fälle mit seiner Jungfer Tochter zum Altar treten will."

Erschrocken richtete der kleine weißhaarige Herr seine großen, klaren, grauen Augen zu dem jetzt dicht bei ihm stehenden Pfarrer empor: „Auch wenn sich ausweisen sollte, daß das arme Hannchen ein — ein Fallkind wäre? Das kann der Herr Magister im Ernst nicht wollen! Ein Priester soll unsträflich sein; meinen der Herr Magister nicht, daß keiner unsträflich ist, der Anstoß gibt? Schreibt nicht Sankt Paulus an Timotheum: ‚Er muß ein gut Zeugnis haben von denen, die draußen sind, auf daß er nicht falle dem Lästerer in die Schmach und Stricke?' Wollen Sie das alles vergessen oder achtlos zur Seite schieben?"

„Haben Sie und Ihre brave Hausfrau daran gedacht, da Sie in Gottes Namen das hilflose Kind der fahrenden Komödiantin an- und aufnahmen, wie Ihr eigenes Kind erzogen und wie Ihren Augapfel behüteten?" fragte Pfarrer Döhler zurück.

„Nein doch, Herr Magister!" gab Kantor Unbescheid kleinlaut zur Antwort. „Wir hätten freilich daran denken sollen, ehe uns die Johanna ans Herz wuchs. Aber wir sehnten uns recht herzlich und vielleicht töricht nach Kindeslachen in unserem einsamen Schulhaus! — Und dann auch — wir mochten der armen todkranken Person den Glauben nicht versagen — in den ersten Jahren ist uns kein Zweifel gekommen. Haben doch ich und meine Magdalena ihn noch lange voreinander versteckt, als er endlich kam. Es war uns gar weh zumut, daß die bösen Mäuler der Johanna einen Makel fürs Leben aufheften sollten — aber unser Kind blieb sie doch!"

„Und an solchem Mut im Herrn sollte ich nicht teilhaben?“ rief der Pfarrer erregt. „Sehen der Herr Kantor denn nicht, daß Sie unendlich mehr für das Mädchen getan und gewagt haben als ich? Sie haben das dürstende Kind getränkt und das nackte gekleidet und dabei kaum an sich selbst gedacht. Mein Wunsch, Johanna heimzuführen, ist viel selbstischer, ich sehne mich, ihr blühendes Leben dem meinen zu gesellen und ihrer häuslichen Tugenden froh zu werden. Und da sollt' ich zagen, um ihretwillen etwas auf mich zu nehmen? Oder gar zurücktreten und eine Treue brechen, die ich, wo nicht ihr, doch längst mir selbst gelobte? Wenn der Herr Kantor und seine Frau Liebste alles wohl bedenken, werden Sie nicht weiter zögern, meiner Einladung zum Dreikönigstag stattzugeben, mir auch vergönnen, mich am Neujahrsfest nach der Predigt vom Befinden der Demoiselle Johanna persönlich zu überzeugen.“

Kantor Unbescheid sah in Gedanken verloren vor sich nieder und besann sich unterschiedliche Minuten, ehe er wieder anhub: „Ich darf dem so dringenden Wunsch des Herrn Pastors nicht ferner widerstreben. Aber ich entnehme aus der Art, wie Sie um Johanna werben und das Gewicht meiner wohlmeinenden Warnung emporschnellen, daß wir in verwandelter Welt leben. Verstehe ich Sie recht, so könnte Ihnen die Betrachtung, daß Sie Ihrem Amt einen Wunsch geopfert hätten, nicht tröstlich werden?“

„Nein — wahrlich nein — das könnte sie nicht!“ rief Gottfried Döhler. „Der Gottesfügung würde ich mich schicken und mein Verlangen, wenn auch niemals meines Herzens Neigung besiegen! Aber ein unbilliges Vorurteil der Menschen, das ein mögliches Unrecht der Eltern am Kinde straft, darf mir das Glück nicht rauben, das ich

gelernt habe, als mein einziges und wahres Glück anzusehen."

„Ich sag's ja, daß die Welt verwandelt sei," murmelte der Kantor, der sich jetzt zum Abschiednehmen erhob. „Habe meine Magdalene recht von Herzen lieb gewonnen, da sie einmal meine Frau war, aber hätte mir vor der Heirat nicht träumen lassen, daß es just sie und keine andere sein müsse, die ich zum Weibe nähme! — Wollen der Herr Magister dennoch den Brief an die Neuberin und alles, was ich sonst zur Erwägung gegeben habe, nicht vergessen. Wünsche eine geruhsame Nacht und gute Tage bis zum Neujahr, wo wir Sie bei uns in Colditz sehen werden."

Der Pfarrer versuchte seinen Gast nicht länger aufzuhalten, er wußte, daß dieser, wenn er in der Küche seine Laterne angezündet und das Haus verlassen hatte, noch einen beinahe zweistündigen Weg zurücklegen mußte. Dazu spürte Herr Gottfried das entschiedene Verlangen, allein zu sein. Das Gespräch mit dem Pflegevater seiner Geliebten hatte ihn im Innersten aufgeregt. So zweifellos ihm das Herz gebot, an Johanna festzuhalten, so mußte er sich doch mit all den Sorgen und Bedenken abfinden, die dieser Nachmittag ihm abermals gebracht hatte. Er geleitete den kleinen Herrn auf den mit Ziegelsteinen gepflasterten Flur hinaus, legte ihm sorgfältig den Mantel mit einer ganzen Stiege übereinander liegender Kragen um und befahl seiner alten Hausmagd Beate, die Laterne des abschiednehmenden Gastes anzuzünden. Der Kantor tastete an den Taschen seines Mantels herum, ob auch alles von Leipzig Mitgebrachte noch vorhanden sei, reichte Magister Gottfried noch einmal seine Rechte und bewaffnete sich an der Haustür mit einem gewaltigen Knotenstock.

„'s ist immer eine gute Stütze — eine Waffe hat man nicht nötig. Man muß es den Preußen lassen, seit wir sie im Lande haben, gibt's keine gefährlichen Strolche als ihre Werber, na, und bei denen gilt ein alter Kantor von sechzig Jahren nicht einmal mehr als Futter für Pulver." Bei den letzten Worten schritt er, die Laterne in der Linken erhebend und sich selbst den Weg erhellend, in die Nacht hinaus — das Schneetreiben schien ein wenig nachgelassen zu haben, die Flocken rieselten sichtlich leiser, zögernder zur Erde, als vorhin. Der Pastor rief dem rüstig durch das Dunkel Dahinstampfenden noch einmal Grüße an die Frau Kantor und Jungfer Johanna nach, sah zufrieden zum nächtig gewordenen Himmel empor, an dem ein paar Sterne zwischen den Schneewolken hindurchblitzten, und zog sich von dem Hausflur alsbald wieder in sein wohlerwärmtes Gemach zurück, wo Beate eben vom Tisch die Überreste und Geräte des einfachen Vespermahls wegräumte. Gottfried Döhler setzte sich vor seiner Schreibkommode nieder, auf der neben dem aufgeschlagenen Neuen Testament ein paar Blätter lagen, der Anfang seiner Neujahrspredigt. Ihm war nicht zu Sinne, an seinen mutig erbaulichen Betrachtungen beim Jahreswechsel weiter zu arbeiten. Die Bitte um Frieden für Welt und Land, die er an seinen Text anzuknüpfen gedacht hatte, hätte er jetzt für sich selbst sprechen mögen. Er sann den treugemeinten Warnungen des Pflegevaters seiner Herzallerliebsten nicht ohne Bekümmernis nach und mußte sich in der Stille, die ihn nun umfing, eingestehen, daß diese Warnungen nicht nur redlich gemeint, sondern in ihrer Art wohl berechtigt waren. Seine Pfarrstelle war ziemlich dürftig. Mit der Aussicht auf ein stattlicheres Amt war es vorbei, wenn sich die häßlichen Befürchtungen über die

Geburt des Mädchens bewahrheiteten, das er arglos als die anmutige, vorzüglich erzogene Tochter des braven Kantors kennen gelernt hatte. Als die erste flüsternde Kunde über Johannas eigentlichen Ursprung an sein Ohr gedrungen war, war es für ihn viel zu spät gewesen, eine tiefe, warme und leidenschaftlich verlangende Liebe zu dem einfachen, blühenden Kinde in seiner Seele und seinem Blute zu ersticken. Und als er dem Vater Johannas sein Herz geöffnet hatte, war ihm wohl die Wahrheit nicht verhehlt worden, daß die liebliche Johanna das Kind landfahrender Leute und noch in ihrem ersten Lebensjahre von dem kinderlosen Kantorehepaar als Tochter aufgenommen worden sei, aber Kantor Unbescheid hatte dem jungen Pfarrer zugleich die Hoffnung gelassen, daß Johanna trotz allem einer christlichen, unanfechtbaren Ehe entstamme. Dem besonnenen und ehrbaren Magister Gottfried war es gewesen, als ob er sich an diese Hoffnung klammern müsse, und dabei hatte er deutlich gehört, wie in seinem Innern eine Stimme gegen all diese Besonnenheit und Ehrbarkeit aufschrie. Wenn das Schlimmste wahr wäre und Johanna nur eine Mutter und keinen Vater hatte, der im Kirchenbuch stand — war sie darum weniger schlank und helläugig, weniger liebreizend und sittig, weniger frohmütig und häuslich? Dem wackeren Geistlichen war in all dem Grübeln und Zweifeln über Johannas Abstammung zum erstenmal seine Welt wankend geworden! Alle wohlangesehenen Leute und der eigene Pflegevater des Mädchens erzählten ihm, daß ein geistlicher Hirt wie er keine Frau heimführen dürfe, auf deren Geburt ein Makel hafte, und er im Gegenteil ward mit jedem Tag gewisser, daß er Johanna seine Liebe schon viel zu deutlich gezeigt und von ihr viel zu viele Zeichen warmer Gegenliebe erhalten

habe. Gerade weil eine trostlose verkümmerte Zukunft vor dem schuldlosen schönen Kinde lag, wenn das Gerücht recht behielt, gerade darum mußte er ihr und sich selbst auf jede Gefahr hin Wort halten. Magister Gottfried fühlte sich im Gedanken gestählt, eine Pflicht christlicher Barmherzigkeit zu üben, und nur das beengte ihn, daß er daneben wohl merkte, wie unmöglich ihm der Verzicht auf das warme junge Leben geworden sei, das er für sein eigenes Leben begehrte. Und obschon sein Entschluß gefaßt war, erwehrte der Pfarrer sich jetzt, in einsamer Stille, der bedächtigen Mahnungen des Kantors nicht, hörte abermals dessen warnende Worte nachklingen und wollte sie eben einzeln und gründlich im eigenen Gemüt widerlegen, als er mit einmal aufgeschreckt wurde. Harte Knöchel pochten an das Fenster, nicht schüchtern, sondern eine Art Sturmmarsch, und gleichzeitig erklang eine ursprünglich mächtige, jetzt seltsam heisere, aber wohlgeschulte Baßstimme von draußen. Gottfried Döhler unterschied die Worte „Großer Herr und starker König!“ Der junge Pfarrer lauschte nur einen Augenblick, ward bleich und versuchte mit zitternden Händen den Fensterflügel aufzureißen, durch den die Töne merkwürdig deutlich hereinschollen. Er stammelte: „Das muß der wilde Bernhard sein, das ist Bernhard Folz, so wahr ich lebe!“ Mit einer Anstrengung, die ihm die erblaßten Wangen wieder rötete, gelang es ihm, das Fenster zu öffnen. Er wollte der langen Gestalt, die er draußen zwischen dem Fenster und der Friedhofmauer erblickte, eben zurufen, wo Hoftür und Haustür zu finden sei. Aber ehe ein Wort über seine Lippen kam, sah er, daß der Lange sich auf die gegen die Kirchhofsmauer ansteigende gefrorene Erde setzte und blitzschnell, die Beine voran, über das Fensterbrett hereinglitt. Wie er sich innen aufrichtete und die Arme,

die das Fensterkreuz gefaßt hatten, gegen die Decke streckte, erreichte er diese beinahe. Aus seinem Munde aber sprudelte es unaufhaltsam hervor: „Guten Abend, Unterzellbursch! Hättst du mich in der weiland Frankensteinschen Kammer so lange vor dem Fenster harren und frieren lassen, wie vor deinem gegenwärtigen Kubikulum, möcht' ich dir unsanft begegnet sein, Gottfried. Zum Glück ist die Gefahr des Absturzes hier minder groß, als seiner Zeit in der hochpreislichen Leipziger Thomana — wenn ich zu deinem Entsetzen einen nächtlichen Ausstieg gewagt hatte. Gedenkst du noch an den zweiten Weihnachtstag, wo ich dich morgens um zwei Uhr weckte und erschreckte, just da wir um zehn Uhr die beiden großen Duette für Alt und Baß zu singen hatten, die Meister Johann Sebastian apart für uns komponiert hatte, und du in der Zelle verbotene heiße Getränke kochtest, meiner Stimme wieder aufzuhelfen? Die deine scheinst du vollständig verloren zu haben — der meinen aber würden ein paar Glas Krambambuli auch heute nicht schaden!"

Magister Gottfried hatte sich inzwischen etwas gesammelt, und vor dem prüfenden Blicke seiner ehrlichen klaren Augen schlug der lange Gesell seine blitzenden braunen nieder, während der Pfarrer ihm zurief: „Gott willkommen, Bernhard! Mag's ein guter Wind sein, der dich hergeweht hat. Warum bist du nicht durch meine Tür eingetreten, die dir, wie du wohl wußtest, offen stand?"

Der Hüne, denn wie ein solcher stand Bernhard Folz neben dem mittelgroßen Prediger und in dem niedrigen Studierzimmer des Pfarrhauses, brach in ein halb lustiges, halb verlegenes Gelächter aus: „Soviel ich weiß, ist bei uns Lutherschen die Ohrenbeichte noch abgeschafft, Herr Pastor! Kannst mir ja leicht ansehen, daß mir besser mit

einem heißen Getränke, wenn's sein muß, mit einer Suppe, warm gemacht würde, als mit Fragen. Bin im Auweh seit zwei Monaten auf der Landstraße. Mußt mich von unten auf messen, Unterzellbursch, den stattlichen Pelzrock, den mir der Starost von Jarotschin zugeworfen hat, darfst du nicht rechnen, obschon ich ohne ihn mutmaßlich erfroren wäre. Aber sieh hier und hier" — er hielt dem Angesprochenen abwechselnd beide lange Beine entgegen —, „da hapert's, da ist die Welt mürb' und naßkalt zugleich."

„Es wird sich aushelfen lassen, Bernhard!" sagte Gottfried Döhler hastig. „Meine eigenen Sachen werden dir nicht passen, wie du von der Zeit her weißt, wo dich's manchmal gelüstete, mit mir zu hutschen, aber wir wollen, da du doch wohl ein paar Tage bleibst, gleich morgen den Schuster aus Colditz kommen lassen, — vielleicht auch den Flickschneider," fügte er mit unsicherer Stimme hinzu.

„Recht so — die Rolle als Samariter steht dir so gut zu Gesicht, wie vor zwanzig Jahren!" lobte der Eindringling. „Ich warte seit einer Stunde hier draußen, dich endlich allein zu sehen; wußte wohl, daß du noch kein Ehegespons hast — was mich für einen Landpfarrer schier erstaunlich dünkt — fürchtete aber, deine alte Haushälterin könnte zu meinem Fußgestell und Unterteil scheel blicken. Oder hältst du dir wie die katholischen Konfratres eine junge Pfarrköchin? Jetzt hilf mir mit einem Paar alter Pantoffeln und ein Paar Wollstrümpfen, daß ich das Gefühl naßkalter Unbehaglichkeit los werde. Und dann schaff etwas zu beißen und etwas Warmes — rühre dich, denn du siehst ja wohl, wie nötig ich es habe, auch ohne daß ich Konfessionen mache."

Gottfried Döhler spürte eine Regung, sich gleich in dieser ersten Stunde mit dem wilden Kameraden seiner

Schülertage aus der Leipziger Thomasschule klar auseinanderzusetzen. Doch schien's ihm im nächsten Augenblicke so unedel, den Bedürftigen erst nach seinen Schicksalen zu fragen, und zudem blickte Bernhard Folz genau so auf ihn herunter, wie der Oberprimaner auf den Untertertianer, der Präfekt auf den Altisten seines Chors hinabgesehen hatte, daß Magister Gottfried, dienstwillig wie er als Schüler gegen den ein Jahrzehnt älteren Oberzellburschen gewesen war, nur erwiderte: „Komm wenigstens mit ins Vorhaus, daß Beate, meine alte Magd, nicht gleich merkt, daß du durchs Fenster eingestiegen bist. Zudem muß ich dir oben, eine Stiege hinauf, deine Gastkammer anweisen und dir geben, was du am nötigsten bedarfst. Du sagst dir wohl selbst, daß ein Landpastor auf kleiner Stelle, und zumal in diesen Kriegsläuften, an nichts Überfluß hat, du mußt eben vorlieb nehmen."

Er war, leiser sprechend, mit dem Ankömmling in den Flur hinausgetreten und schien auch noch die Haustür zum Schein öffnen zu wollen. Doch plötzlich ließ er errötend davon ab, wiederholte nur das Wort: „Du mußt eben vorlieb nehmen!" und rief dann lauter nach Beate, die alsbald aus ihrer Küche hervorkam und mit mißtrauischem Ausdruck in ihren breiten bäuerischen Zügen auf den Fremden neben ihrem Herrn blickte.

„Wir haben Besuch erhalten, Beate, Herr Bernhard Folz, ein alter Schulkamerad — und Freund von mir," sagte der Pfarrer. „Sorge nach Kräften für ein Abendessen — und bring' uns später die Rumflasche, die im oberen Fach des Speiseschrankes steht, und koche das Wasser. Der Herr hat einen weiten Marsch durch das Schneegestöber getan und braucht etwas Heißes. Ich zeige ihm oben sein Bett und helfe ihm, es sich ein wenig

bequemer zu machen, du wirst uns zur rechten Zeit den Tisch beschicken."

Die Augen der alten Beate ruhten unablässig auf dem unerwarteten Besuch, sie spähte offenbar nach anderm Reisegepäck, als dem knorrigen Stock, auf den sich Bernhard Folz stützte. In ihrer singenden sächsischen Mundart entgegnete sie: „Der Herr Pfarrer wissen wohl, daß wir nicht viel im Hause haben. Eier auf Speck und einen Altenburger Ziegenkäse, vielleicht vorher eine Kartoffelsuppe?"

Gottfried Döhler machte eine Bewegung, die ausdrücken sollte, daß er seinen Abendtisch für genügend bestellt halte — sein Gast aber horchte scharf auf, kehrte sich von der ersten Stufe der Treppe her zu der verdrossen nachschauenden Haushälterin und rief: „Kartoffelsuppe ist ein treffliches Vorgericht, wenn Sie's trifft, Jungfer Beate. Viel frische Zwiebeln und noch mehr frische Butter hinein, dann gibt's ein Göttteressen!"

Hätte der hinter Magister Gottfried Emporsteigende, der immer zwei Stufen nahm, wo der Hausherr sich mit einer begnügte, sich noch einmal nach Beate umgesehen, so würde er einem so bösen Blick begegnet sein, als ihn die Augen der alten Jungfer nur aufzubringen vermochten. Der Pfarrer von Lostau aber, so wenig er bisher von den schlimmen Schicksalen des ehemaligen Kommilitonen in Erfahrung gebracht hatte, erriet aus dem hochpathetischen Ton, mit dem sein Gast selbst ein Küchenrezept gab, daß der wilde Bernhard die schlechten Schuhe, in denen er neben seinem Gastfreund ging, wohl zuerst auf den Brettern abgenutzt und zuletzt auf der Landstraße zerrissen hatte.

Und nun standen sie im Obergeschoß des Pfarrhauses, wo Gottfried Döhlers eigene Schlafstube und ihr gegen-

über ein sauber gehaltenes, wenn schon nur dürftig eingerichtetes Gastgemach lag. Der hochgewachsene Ankömmling mußte sich unter der Tür beinahe bücken, dann zeigte sich zwischen den geweißten Wänden ein grüner Kachelofen mit umlaufender Bank, ein Bett und ein Tisch mit Wasserkrug und Waschschüssel, darüber ein kleiner Spiegel und zwischen Fenster und Tür ein paar Wandhaken. Bernhard Folz nickte gravitätisch, er mochte im Geist diese Herberge mit der letzten, in der er genächtigt hatte, schon verglichen haben. Der Wirt aber richtete einen schüchtern fragenden Blick auf seinen Gast und setzte dann hinzu: „Du hast keine Habseligkeiten bei dir oder irgendwo abzuholen, Bernhard?"

„Omnia mea mecum porto!" antwortete der Lange mit trotzigem Ausdruck. „Der Weg von Polen nach Sachsen ist weit genug, um unterwegs zu verzetteln, was man etwa aus dem Schiffbruch noch gerettet hätte. Ich will dir nichts vorlügen, hilf mir aus, soweit es angeht! Du siehst ja ungefähr, was ich brauche. Der brave Ofen da steht hoffentlich nicht bloß zur Schau?"

„Beate soll, während wir zu Abend essen, eine Reiswelle und Scheitholz hineinwerfen!" versetzte der Pfarrer. „Ich eile jetzt und bringe dir, was ich vermag, dann gehen wir hinunter und indessen wird's warm bei dir werden!"

„Du sorgst gut — ich habe auf der Pilgerfahrt von der Warthe zur Mulde wohl kälter geschlafen als hier!" sagte Folz mit leiser Stimme und einem Anhauch von Rührung, der so rasch verflog, als er gekommen war. „Mach hurtig, Unterzellbursch, sonst schilt schließlich deine Beate, daß wir sie warten lassen."

Gottfried Döhler schüttelte den Kopf. „Gehext wird hier nichts, Bernhard!" und ging in sein Schlafzimmer hinüber, mit hilfsbereitem Eifer in seinem Kleiderspind

und Wäschekasten kramend, aber wunderlich bewegt und bedrückt zugleich. Des Wiedersehens mit dem alten Schulgenossen hatte er sich zwar von Herzen gefreut, in seinem treuen Gemüt hatte er dem wilden Bernhard immer eine warme Erinnerung bewahrt und das Gedächtnis mancher bösen Stunde, die ihm dieser bereitet, weit zurückgedrängt. Er war immer darauf gefaßt gewesen, den trotzigen Gesellen in üblen Umständen wieder zu begrüßen. Jetzt schien's, daß die Umstände schlimmer waren, als sich der junge Pfarrer jemals vorgestellt hatte, und dazu kam der Genosse und Tyrann seiner Schülertage zu unglücklicher Stunde ins Haus. Jetzt, wo er kaum an anderes denken mochte, als an seine Liebe und an den Stein des Anstoßes, der sich seinem Glück in den Weg legte, jetzt hätte Gottfried am liebsten keinen, am wenigsten solchen Gast im Hause haben mögen. Sein ehemaliger Präfekt sah nicht aus, wie der Freund, dem der schamhafte Gottfried das Geheimnis seines Lebens und seiner Seele allenfalls enthüllt hätte. Und dazu überkam ihn eine Ahnung, daß der Wilde nicht auf einen oder zwei Tage Obdach und Zuflucht bei ihm gesucht habe, und er konnte sich gewisser Besorgnisse nicht erwehren, die er selbst, kaum daß er sie empfand, unchristlich und ungastlich schalt.

Doch unter diesen stillen Selbstvorwürfen hatte Magister Döhler zusammengerafft, was dem Ankömmling, dessen Tritte er draußen auf dem Gange hörte, dienen konnte. Er lauschte, wie er vor zwanzig und mehr Jahren im Obergeschoß der Leipziger Thomasschule in der Zelle an der Treppe dem Heimkehrenden entgegengelauscht hatte. Und etwas von der Angst um den Wilden, der immer gewagte Wege ging, wollte ihn auch heute beschleichen. Als er aber die Tür zum Gange auftat, sah er, daß die

Tür des Gastes weit offen stand und über die Schwelle rief ihm Bernhard Folz entgegen: „Ich war einen Sprung unten bei Jungfer Beate. Mein alter Abscheu vor dem kalten Wasser zum Trinken und zum Waschen ist von der Staude zur Eiche gewachsen, ich habe mir in der Küche warm Wasser geholt und der Köchin unten den Rat erteilt, bei den Eiern mit Speck die Scheiben nicht zu dünn zu schneiden und weder zu viel noch zu wenig zu bräunen."

„Du verstehst noch immer, es dir bequem zu machen, wie als Präfekt der Alumnen," versetzte Magister Gottfried. „Hier sind die größten und nachgiebigsten meiner Wollstrümpfe, ein Paar Filzpantoffeln und ein leichtes Kamisol aus dem Nachlaß meines Vaters selig, der ein größerer Mann war als ich; auch ein frisches Leinenhemd zur Nacht wird dir vielleicht gut tun."

Der Gast hob sein triefendes Gesicht aus der Waschschüssel und rief in halb singendem Tone: „Den edlen Geber ehrt, wer sich der Wohltat freut, dem frommt die Gabe nicht, der sich des Nehmens scheut! Du sollst bedankt sein, daß du nicht vergessen hast, wie vielmal ich dir übergeholfen habe, wenn du im Begriff warst, falsch zu singen und Meister Bachs zornblitzende große Augen auf dich zu lenken! Träumst du nicht auch manchmal nachts, daß er über dir ist und dich anherrscht, fest einzusetzen und Takt zu halten? Wir wollen des Alten gedenken, Gottfried — seiner Witwe und den Töchtern soll's gar übel ergehen, seitdem sich der König und die Kaiserin wegen Schlesiens in den Haaren liegen! Sieh zu, daß Jungfer Beate uns das heiße Getränk weder zu dünn noch zu karg zumißt — so kann's ein hübscher Abend werden! Laß den Pastor beiseite, mein Zellbursch, die Gaben und Humore

der Menschen sind verschieden, für ein gut Glas aber sind alle empfänglich!"

Währenddessen hatte sich Bernhard Folz in aller Eile trocken gerieben, seine Füße in die dargebotenen warmen Hüllen gezwängt, den Pelzrock abgeworfen und das alte stahlfarbige Kamisol angelegt — er blickte etwas bekümmert auf die abgelegten, vom Schnee halb zerweichten Schuhe herunter. „Laß den Schuster von Colditz gleich morgen kommen, Gottfried. In diesen Schuhen kann ich schwerlich davon gehen, je bälder du mich neu versohlen lässest, um so bälder wirst du mich los! Und nun komm hinunter, ich muß ins Warme, wenn ich dem Schnupfenfieber, das wider mich heranschleicht, ein Schnippchen schlagen soll." Und ohne auf den Vorangang des Pfarrers zu warten, schritt er hinaus und trat fester in den alten Filzpantoffeln auf, als Magister Gottfried in seinen guten Klappstiefeln. „Hast du etwas wie ein Clavicembalo und ein paar von den guten Sachen, die du so fleißig abschriebst, im Hause, daß wir gleich ein paar Stücke Musik machen könnten? Du wirst doch der edlen Musika nicht abgesagt haben?" fragte er ungestüm und stimmte dann, ohne die Antwort seines Wirtes zu erwarten, die Baßarie des Simeon: „Schlummert ein, ihr matten Augen!" so kräftig an, daß es das ganze stille Haus durchklang. Gottfried hörte wohl, daß noch ein guter Rest von der Prachtstimme vorhanden war, die in seinen Schülerjahren ihn und mit ihm Tausende entzückt hatte. Einzelne Töne waren noch wunderschön, andere klangen so heiser und verwüstet, daß dem hinter seinem Gast die Treppe Herabgehenden die Augen feucht wurden. Der Gast achtete darauf nicht, er sang seine Arie weiter und langte im Studierzimmer drunten wieder an, als Beate eben den Tisch in die Nähe des Ofens rückte

und zum Abendessen deckte. Auch die alte Jungfer lauschte verwundert dem Gesang, der ihrem ungeübten Ohr wunderbar deuchte — mit hilflosem Ausdruck sah sie ihren Pfarrer an, als ob sie von ihm eine Erklärung der Wunder dieses Abends erwarte. Bernhard Folz aber hatte nach einem flüchtigen und doch scharfen Blick alsbald in der rechten Ecke des Gemachs das tafelförmige, mit Büchern und Noten stark belastete Spinett des Freundes ausgemittelt, schritt, noch immer singend, auf das Instrument zu, schlug den Deckel zurück und begleitete mit einigen Griffen sich selbst. Ein paar Töne waren arg verstimmt, so daß der Gast sich gleich nach dem letzten Wort der Arie zu Gottfried zurückwandte: „Die Saiten schwirren übel, du mußt lange nicht musiziert haben und wenig auf das Clavicembal halten; Meister Johann Sebastian würde dich nicht drum loben. Wir müssen Rat schaffen, damit wir wieder mal gemeinsam singen können, du warst ehedem stärker auf den Tasten als ich, Gottfried.“

„Mir ist seit längerer Zeit nicht wie Spielen oder Singen und Spielen zumut gewesen,“ fuhr es dem Pfarrer wider Willen heraus. Er sah die Augen des wilden Schulfreundes erstaunt auf sich geheftet und ehe er etwas hinzufügen konnte, rief der andere: „Hoho Magister — schaut's da hinaus? Nisten sich Sorgen auch unter niederes Dach — unter dem weder Weib noch Kind hausen und wo die Tage nüchtern verrinnen? Aber unrecht ist's, zu verstummen, richtig eingesetzt und fest durchgehalten schlägt jeden Teufel! Ich fange an zu glauben, daß mich der Wind zu rechter Zeit über deine Schwelle geblasen hat. Wir wollen musizieren und uns in Johann Sebastians Musik wiederfinden.“

„Vorderhand laß uns essen!“ sagte Gottfried Döhler;

Beate trat eben mit einer vollen Suppenschüssel ein und legte blanke Zinnlöffel neben die beiden tiefen Teller auf dem Tische. Der wilde Bernhard warf augenblicklich die Notenhefte, in denen er geblättert hatte, auf das Spinett. Er wollte in steifer Langsamkeit den grimmigen Hunger verleugnen, den er fühlte, aber das Funkeln seiner Augen verriet ihn. Der Hausherr verstand die stumme Sprache und beeilte sich, den Gast auf seinen Sitz zu nötigen und ihm den Teller voll zu schöpfen. Folz nickte dankend, stopfte das Tellertuch zwischen Hals und Hemd und kühlte mit hastigem Blasen die Suppe im Löffel. Er kostete und sog zugleich begierig den kräftigen Duft ein, der von der Suppenschüssel aufstieg. Magister Gottfried merkte, während sie die Kartoffelsuppe aßen, mit einigem Erstaunen, daß seine sparsame Haushälterin pünktlich die Weisungen des Eindringlings befolgt hatte. Bernhard Folz war rasch mit seinem Teller fertig, der Pfarrer füllte ihn mit ermunterndem Blick zum zweitenmal und schenkte sich und dem Gast ein dunkelbraunes Bier ein. Der letztere leerte das erste Glas so hastig und gierig, wie er die Mahlzeit begonnen hatte. Nach und nach schien er ruhiger zu werden und legte ein paarmal den Löffel nieder, um sich behaglich zu dehnen und dem Schulfreunde einen anerkennenden Blick zu gönnen. „Ich komme dir, Gottfried! Wie's auch mit deiner Musik stehen mag, ein braver Gesell bist du geblieben. Du siehst natürlich, daß ich mich ins Unheil hineingeschwungen habe, fragst aber nicht danach, sollst wachsen und gedeihen, alte Haut! Und darfst sicher sein, daß ich dir heute Nacht nicht aussteige. Und da ist auch schon Jungfer Beate mit allem Guten, das sie uns noch zugedacht hat! Schade um den Rest Suppe in der Schüssel, aber gebratener Speck wird vom Verkühlen nicht besser.

Sie soll belobt sein, Jungfer, Sie hat's mit dem Bräunen getroffen, daß es eine Augenweide ist und eine Schnabelweide sein wird."

Beate verzog das Gesicht, die freche Gönnermiene des seltsamen Gastes beleidigte sie, während ihr sein Lob schmeichelte. Wer war der Mensch, der beinahe einem Landstreicher glich und der dennoch ihren Magister duzte und sich breit hinsetzte, als sei er Herr im Hause? Sie begriff heute den Pastor überhaupt nicht, eine ungewöhnlich reiche Bewirtung folgte der anderen, jetzt sollte sie noch Zucker, eine Zitrone und frisches Wasser bereit halten, während doch erst übermorgen Silvesterabend war, an dem herkömmlich ein Glas Punsch getrunken wurde. Gottfried Döhler sah wohl, was in der Seele der Alten vorging, er würde ihr ein beruhigendes Wort gegönnt haben, wäre er nur selbst erst über Wesen und Wünsche des wilden Gesellen beruhigt gewesen. Die Haushälterin ging nach ihrer Küche, Bernhard Jolz nahm, da der Pfarrer sich für gesättigt erklärte, das ganze Eiergericht allein in Angriff und war in wenigen Minuten so weit, daß er über dessen Rest hinweg mit der frischen Butter und dem Ziegenkäse liebäugelte, die noch auf dem Tische standen. Halb besorgt, halb belustigt sah Gottfried, wie energisch der Schulfreund Messer und Gabel handhabte, und saß ihm längere Zeit schweigend gegenüber, bis er bemerkte, daß Bernhard langsamer und behaglicher aß und Pausen eintreten ließ. Nun endlich wollte er die lang aufgeschobene Frage nach den schlimmen Schicksalen seines ehemaligen Oberzellburschen und Präfekten tun. Aber wieder kam ihm der Ankömmling zuvor, er goß sich, da Gottfried es vergaß, den Rest des Bieres in sein Stangenglas und rief: „Bist du ein ganzer Duckmäuser geworden, Gottfried

Döhler? Essen und Trinken scheinst du dir schier ebenso abgewöhnt zu haben, als Spielen und Singen? Glaub's schon, daß dir mein Wesen für den Augenblick fremd ist, wie mir das deine, aber wir sind doch aus einer Wurzel gewachsen. Wenn du etwas Besseres erlebt hast und weißt, Unterzellbursch, als die Weihnacht vor dreiundzwanzig Jahren, da uns Meister Bach mit den großen Zweigesängen für Alt und Baß in seinem Weihnachtsoratorium vor aller Welt und für alle Zeit aneinander band, so sag's frei heraus. Ich habe seitdem gutes und schlechtes Glück erfahren, doch das Beste bleibt immer die Zeit, da wir des Thomaskantors und hochfürstlichen Kapellmeisters Lieblinge waren!"

In den Augen der beiden grundverschiedenen Männer glänzte jetzt der gleiche feuchte Schimmer, Magister Gottfried sagte stockend: „Daß du recht hast!" und drückte dem Schul- und Sanggenossen die Hand, der wilde Bernhard aber schlug auf die Tischplatte: „Laß abräumen, Gesell, und etwas aufsetzen, womit man ein Wiedersehen nach langen Jahren feiern kann. Dich hab' ich zuletzt noch mit dem Alumnenhut gesehen, da ihr den hochwürdigen Bürgermeister Jakob Born von Leipzig zu Grabe sangt — und mochte dir derzeit nicht mit der Botschaft das Gemüt verstören, daß ich die Theologie an den Nagel gehängt hatte. Gehört hab' ich danach mehr von dir als du von mir, weiß auch, daß du fleißig, sittig die Hühnersteige zur Ehrwürde des Candidatus reverendi ministerii erklettert hast. In den letzten Wochen war's gut, daß ich dich hier in Amt und Brot wußte, sonst wäre mir der Weg noch saurer geworden."

„Bist du auf Wanderschaft geblieben, seit du von Leipzig nach Wittenberg aufbrachst?" fragte Gottfried, dem

der Morgen ins Gedächtnis trat, an dem ihn, wenige Wochen, bevor er selbst die Hochschule bezog, die Nachricht von der heimlichen Flucht seines früheren Schulgenossen und Chorpräfekten erschüttert hatte.

„Kein Wort sag' ich mehr, bis mir der Krambambuli oder der heiße Punsch die Zunge löst," rief der Gast. „Wer mich speist, tut nichts Überflüssiges, aber danken werde ich ihm doch erst, wenn er mir die Kehle wärmt und schmeidigt!" Ein übermütiger, befehlshaberischer Ausdruck, der gleichfalls in der Erinnerung des Predigers lebte, zeigte sich in seinen Zügen, Gottfried selbst eilte in die Küche hinaus, und vielleicht zum erstenmal, seit sie im Dienst des Pfarrhauses stand, sah sich Jungfer Beate angeherrscht, warum sie mit dem heißen Wasser so zögere. Mit zitternden Händen setzte die Alte die große Kanne mit kochendem Wasser auf ein Blechbrett, stellte den Kasten mit Zucker darauf und legte zwei Zitronen daneben. Ihr Herr hatte inzwischen die Rumflasche aus dem Schranke genommen, die dort schon seit Weihnachten wohlversiegelt und unangerührt stand. Er suchte noch nach dem Pfropfenzieher und trat unmittelbar nach Beate wieder in sein Studierzimmer, wo sich Bernhard Folz soeben eines Lehnstuhls bemächtigt hatte, den seine große Gestalt gerade ausfüllte und in dem er sich mit einem Wohlbehagen dehnte, dessen er sich offenbar seit langer Zeit nicht erfreut hatte. Er trommelte vergnügt auf den Tisch, daß Brett, Gläser und Kannen klirrten und rief dann: „Eigentlich sollt' ich nicht trommeln, 's ist ein schlimmer Ton für mich, wo's ernst wird. Jedesmal, daß ich von Schlesien herüber die Trommeln der Blaufräcke gehört habe, bin ich auch ein paar Stunden später auf einen ihrer Werber gestoßen. Und die Kerls haben

mich jederzeit angeschaut, als dürften sie nur in die Taschen greifen, um mich mit einem halben Schock Ephraimiten dingfest zu machen. Seh' ich aus wie ein Bursch, der Handgeld von den Preußen nehmen muß? Gib her, Gottfried, das da, das Korkausziehen, war zu Sankt Thomä meines Amts und ist's geblieben!"

Es war ein Glück, daß sich der Gast der Flasche bemächtigt hatte und auf sie herabsah, so daß er das Gesicht des Gastfreundes nicht wahrnahm. Denn der ehrliche Pfarrer hatte bei der wild ausgestoßenen Frage des Schulgenossen unwillkürlich genickt und die bestürzte Überzeugung, daß der wilde Bernhard sich selbst das Urteil gesprochen habe, war noch in seinen Zügen zu lesen. Wie zur Bekräftigung seines schlimmen Eindrucks sah Gottfried auch noch, daß sein Gast im Augenblick, wo er den Pfropfen zog, den Hals der Rumflasche zum Mund führte, um sich zuvörderst von der Güte des Stoffs zu überzeugen. Voll Eifer begann er dann zu mischen, nachdem Jungfer Beate auf seine Anordnung noch ein großes irdenes Gefäß herzugeschafft hatte. „So wie ihr das gewohnt seid, ein Glas und etwa noch ein halbes im Glase gemischt, unbillig verdünnt, feiern alte Genossen aus Johann Sebastian Bachs Kantorei kein Wiedersehen. Reib die Zitrone mit Zucker ab — und presse den Saft in den Pott! — Mit Rum und Wasser weiß ich Bescheid, und dann mag's dampfen, der feinste Duft entfaltet sich erst im Schöpfen."

Eine Viertelstunde später hatte Bernhard die Gläser gefüllt: „Schmollis, Herzbruder!" rief er, das seine erhebend, dem Pastor von Lostau kräftig zu. Gottfried Döhlers „Fiduzit" erklang leiser, aber er rückte dem lärmenden Gaste vertraulich näher und sagte: „Der alten Tage haben wir gedacht, Oberzellbursch, nun laß hören,

wie es dir später ergangen ist. Mir scheint, ich war recht berichtet, daß du von Wittenberg weiter nach Lüneburg zu Schönemanns Komödiantengesellschaft gegangen bist? Du träumtest schon in unserer Schulzeit von Komödien und Opern und trugst, wenn die Neuberschen in Boses Garten agierten, die eben verteilten Kurrentgelder in die Gauklerbude!“

„Bude — Gaukler!“ brauste Bernhard Folz auf. „Hast du in Übung der Musik nicht gelernt, mit größerem Respekt von der einen auf die andere Kunst zu schließen? Schäm dich — schäm dich, Unterzellbursch! Denn von der Schauspielkunst habt ihr sehr wenig Licht, weil's euch an zartem Sinn, Natur und Kunst gebricht! Und hast du gar nichts von dem stattlichen Aufschwung verspürt, den die deutsche Schaubühne genommen, bis das Wirrsal dieses Kriegs kam, in dem nun freilich keine Truppe mehr zusammenhalten will? Meinst du, ich wär' danach angetan gewesen, mich mit Freitischen und Konviktbrot durchzuhungern, um hernachmals mit Informationen das liebe Brot zu erringen? Erinnerst du dich nicht, wie mir schon als Kammer- und Chorpräfekt auf der Schule das Blut brauste? Weißt du nicht mehr, wie mir Meister Bach zurief: ‚Er hat nicht den genügsamen Sinn, den ein Diener am göttlichen Wort haben muß. Sehe Er zu, daß Er mit seinem herrlichen Baß einen guten Platz unter den Operisten in Weißenfels oder an sonst einem Hof findet.‘? Hast du vergessen, was ich dir an einem Dreikönigstag anvertraut habe, da wir mitsammen zu einem Kaffee auf das Brandvorwerk wanderten? Wie kann dich's wundern, daß ich's in der kläglichen Enge nicht aushielt? Freilich wär' ich lieber als Kavalier mit vieren durch die Welt gefahren — aber besser noch in Wind und Wetter

mit Schönemanns Thespiskarren, als im Winkel verkümmern!"

Der Sprecher unterbrach sich und tat einen mächtigen Zug aus seinem Glase und füllte sich's wieder, auch Gottfried, der ihm gespannt lauschte, ließ sich ohne Widerspruch nachschenken, obschon er von seinem Punsch nur genippt hatte. Nachdenklich hatte er dem Redestrom des wilden Bernhard gelauscht, jetzt fragte er nur: „Und' du hast deinen Entschluß nicht zu bereuen gehabt, es ist dir gut ergangen?"

„Nein doch und aber nein!" rief Bernhard Folz noch lauter und wilder als zuvor. „In deinem Sinne, Gottfried, schlecht genug — aber ich habe etwas erlebt, habe gelebt. Man hat doch immer Gottes freie Luft gespürt, man hat aus dem Vollen, hat schallend geatmet, wo ihr durch Strohhalme einen kümmerlichen Hauch sogt! Wir sind weit umher gekommen, Mann, ein gut Stück Welt und ein gut Stück Leben — hundertmal hat's ausgesehen, als ob es nicht weiter gehen könnte, und 's ist immer wieder gegangen, bis heute und bis hierher."

Der Pfarrer mußte unwillkürlich daran denken, wie es um Folz morgen aussehen würde, wenn er ihm heute nicht gastlich seine Tür aufgetan hätte. Aber die dunklen Augen des Abenteurers schienen auch Gedanken lesen zu können. Bernhard Folz leerte sein Glas von neuem: „Sollst noch einmal leben, Gottfried, und bedankt sein. Glaub' aber darum nicht, daß mich eine Nacht auf der Straße umgeworfen hätte. Wir haben schon mehr dergleichen Nächte gesehen, hinter denen doch wieder ein Morgen und auch ein Tag aufgegangen ist. Die Haut wird hart, wenn man gelernt hat, sie durch alle Wetter zu tragen."

„Doch gibt's Wetter, bei denen uns auch das schlechteste Dach zum Segen gereicht," wandte Magister Gottfried ein.

„Das habt ihr euch und nachher der Welt eingeredet," entgegnete der Gast und seine Stimme wuchs zum Donner. „Zigeuner, Ziegenhirten und Seefahrer mögen gar nicht unter Dach, und wer klug ist, der eifert ihnen nach. Mir ist bloß in schwachen Stunden leid, daß ich nicht untergekrochen bin. Ihr wißt alle nicht, wie hoch ihr das Stück Brot bezahlt, das sie euch nicht einmal in Frieden essen lassen."

Gottfried Döhler dachte an das Gespräch von diesem Nachmittag, an die große Sorge, die auf seinem Herzen lastete, und widersprach nicht. Bernhard, der sich sein Schweigen falsch deutete, fuhr plötzlich von seinem Stuhl auf: „Aber wir, wir müssen singen, Unterzellbursch, müssen uns beim großen Bach wieder zusammenfinden! Du hast sicher noch Abschriften von den Prachtzweigesängen, die der große Kantor für uns schrieb. So du nicht alles vergessen hast, laß uns loslegen!"

Gottfried war's, als hätte ihn sein Chorpräfekt aufgerufen, willenlos ging er mit Bernhard zum Spinett und begann, Kopf an Kopf mit ihm herabgebeugt, einen Stoß geschriebener Noten zu durchsuchen. Die Augen des Gastes funkelten, so oft sein Blick auf Bekanntes traf. Hastig griff er nach verschiedenen Bogen und Heften: „Da hast du ja alles, Duckmäuser, was wir brauchen! Da sind die Duette, bei denen damals der alte reiche Romanus weinte und für die er uns einen doppelten Speziestaler schickte — ‚Herr, dein Mitleid' und ‚Immanuel, du süßes Wort', und hier stecken ja noch mehr — auch ein paar, die ich gar nicht kenne."

„Du bist nach deinem Weggang von der Schule selten mehr zur Kirchenmusik gekommen,“ sagte Gottfried und jetzt schlug zum erstenmal der Laut eines scharfen Vorwurfs aus seiner Stimme. „Viel öfter als du denkst, Amice!“ rief Bernhard lautschallend. „Wenn wir nicht gerade draußen auf den Gosendörfern lagen, — na und wie vielmal hab' ich hinter einer von den dicken Säulen zugehört. Wenn ich im schlechtgeflickten Flausch, der mein ein und alles war, zur Musik kommen mußte und der stattliche Bach stand oben, im schwarzen gestickten Kleid und mit der weißen Prachtperücke, da kniff es mich, daß mir der Alte die Lumpen zum voraus prophezeit hatte. Aber anfangen, anfangen, Gottfried! — sind wir doch schier um ein Vierteljahrhundert älter geworden, seit wir nicht miteinander musiziert haben.“

Der Pfarrer rückte sich wirklich den Schemel zurecht, setzte sich vor dem Spinett nieder und schlug ein A an, der lange Komödiant räusperte sich und schickte einen sehnsüchtigen Blick nach der Punschschale hinüber, aus der ein letztes leichtes Rauchwölkchen aufstieg. Doch da Gottfried jetzt anhob: „Herr, dein Mitleid tröste uns!“ und er alsbald einzusetzen hatte, so überwand er für diesmal beherzt sein Verlangen und sang tapfer mit dem Genossen das Duett durch. Staunend und schmerzlich bewegt verglich der Pfarrer in Gedanken aufs neue die traurigen Reste mit der ehemals prachtvollen Baßstimme des wilden Gastes, der trotz der gebrochenen, belegten Töne alle Sicherheit und feine musikalische Schulung bewährte, die er Johann Sebastian Bach verdankte. Gottfried Döhlers gepriesener Knabenalt hatte sich in einen nicht starken, aber wohlklingenden Bariton verwandelt, er ward, obschon er leiser sang, als sein alter Gefährte, der Musik des Meisters

heute besser gerecht, als Bernhard Folz. Der Wilde schien etwas dergleichen zu fühlen. „'s ist nicht ganz wie ehedem, Gottfried — der Alte hat eben zu gut deine damalige Stimme vorm Ohr gehabt, schier will mich's bedünken, als ob auch mein Baß gegen Anno vierzig zu sehr in die Tiefe gegangen wäre. Aber einerlei, wir sind beisammen und das alte Feuer brennt noch und schlägt da und dort heraus." Und hastig die Saiten anschlagend und mit einem Blick die Begleitung fordernd, sang er wieder: „Mein Jesus heißt mein Hirt, mein Leben!" Kaum war das mächtige Rezitativ verhallt, so unterbrach er sich und eilte an den Tisch zurück, wo der Punsch stand: „Wir dürfen ihn nicht lau werden lassen, Gottfried. Ganz heiß oder ganz kalt war immer meine Losung. Und fürs Kaltwerdenlassen ist's zu wenig — stärken wir uns mit dem Rest, Zellbursch. Und dann weiter, weiter!"

Der Baßsänger hatte beide Gläser, sein leeres und das halbleere des Pastors bis zum Rande gefüllt. Er schien die Gläser zum Instrument hintragen zu wollen, obschon Gottfried abwinkte. Plötzlich besann er sich eines andern, trank sein Glas über die Hälfte aus, brachte dem Gastfreund das seinige und kehrte noch einmal zum Tische zurück, leerte sein Glas vollends und stand mit dem abermals vollgeschenkten Glase plötzlich wieder neben Gottfried, der die Tasten seines Instrumentes zu zählen schien, so hartnäckig hielt er seine Augen auf die Klaviatur geheftet.

„Also weiter, weiter, Gottfried. Nun kommt das große Duett, bei dem wir uns weiland die Seele aus dem Leibe gehaspelt haben — Mensch, ich bitte dich, trink' einmal dein Glas leer, damit ich dich noch für einen Menschen estimieren darf! So — so recht! — frischen

Ansatz, tiefen Zug! Und nun — ‚Erleucht' auch meine finstren Sinnen!‘"

Magister Gottfried folgte wie betäubt jedem Winke, jedem Ton des erregten Gastes. Die Jugenderinnerungen waren über ihn gekommen und mit ihnen die alte Bewunderung für den musikkundigen Chorpräfekten, der im besonderen Vertrauen des Meisters gestanden hatte. Dazu rührte ihn die treue Anhänglichkeit, die der wilde Kamerad in seinem offenbar zerfahrenen Leben dem Werke bewahrte, in dem sie beide vorzeiten gewirkt und geglänzt hatten. Bernhard Folz tauchte den Gastfreund immer gewaltsamer, immer tiefer in die Flut vergangener Stunden. Gottfried glaubte auf Augenblicke selbst die unvergessene Stimme des Zellgenossen in all ihrer Pracht und Fülle wieder zu vernehmen, aus den scharfen Zügen des verwüsteten, verlebten Gesichts schwebte ihm der leichtherzige und jugendmutige Gesell seiner Schülerjahre hervor. Von Zeit zu Zeit durchzuckte ihn, wenn der Baß des Gastes zu lautschallend wurde, die Erinnerung an sein Dorf, und er wünschte im stillen, daß heute kein Lostauer in die Nähe des Pfarrhauses kommen möchte. Gottfried merkte, daß ihm selbst, während die Stunden hinrannen, immer heißer wurde, daß die Reden, die er mit dem wilden Bernhard wechselte, immer abgerissener, halb verworren erklangen, jetzt Schulstreiche und halbvergessene Alumnenabenteuer, jetzt Stücke aus seinem stillen Studenten- und Kandidatenleben, und dazwischen bunte, wechselvolle Fahrten des Komödianten neben ihm, in seiner Seele wogte es und vor seinen Ohren brauste es, daß er nicht mehr unterschied, ob er selbst oder sein lauter Gast in seltsamem, halb lallendem Tone sprach. Gewiß war ihm nur, daß er zwischen dem unablässigen Spielen und Singen auf fortgesetztes Drängen

Bernhards mehr Punsch getrunken hatte, als jemals zuvor, daß der Abend tief in die Nacht rückte und der Unersättliche nicht müde wurde, sein Glas zu füllen, in dem Notenstoß umherzuwühlen und alles, was er fand und was ihm irgend lag, durchzusingen. Dabei richtete sich die lange Gestalt immer höher empor und wuchs der niedrigen Decke förmlich entgegen, mit jedem Glase mehr wurde Bernhards Rede gönnerhafter, prahlerischer, und als er einmal, wieder zum Tisch zurückkehrend, in der Flasche ein Restchen Rum erblickte, das Gottfried vorhin zurückgelassen hatte, goß er es schweigend in den Punschnapf, schüttete dessen letzten also verstärkten Inhalt in sein Glas und rief seinem Wirt zu: „Noch eins, Pastor, du darfst dich fortunae filius preisen, daß ich dich heute aufgerüttelt! Kein Glück als im Gedächtnis, und das deine war schwach geworden! Wenn ich von Posen durch die Lausitzer Wälder daher erfroren wäre, wär's schade um mich und noch mehr um dich gewesen. Nun wollen wir gute Tage leben — du mußt wieder fest im Bach und allem Guten werden, was uns gemeinsam war. Ich bringe dir Glück ins Haus, Unterzellbursch, — die alten Zeiten sollen leben!"

Schmerzlich durchzuckte es Gottfried Döhler, daß er ein besseres Glück wisse und verlange als das, was der wilde Schulgenosse unter sein Dach getragen hatte. Und mit einmal sah er ihn und sich und unterschied deutlich, daß Bernhard Folz mit wankenden Schritten zum Spinett zurückkam und sich halb taumelnd an dem Kasten des kleinen Instrumentes festhielt. Gottfried versuchte zu lächeln, denn auch das gehörte zu den Erinnerungen aus den Jugendtagen, die sein Gast über alles pries. Dieser aber deutete sich das Lächeln ganz richtig und erhob die Stimme dröhnender als zuvor: „Glaubst du gar, Magister Hasenfuß, daß mich

die paar mäßigen Becher, die wir getrunken haben, umwerfen könnten? Du hättest sehen sollen, wie ich, da uns der Reichsgraf auf Librose bewirtete, zwei Stüblein Ungar auf einem Sitz austrank und am Nachmittag selbigen Tages den Mithridates in Racines Tragödie vor Seiner Gnaden spielte. Nein, nein, Gottfried, soviel Stoff hast du nicht im Hause, mir einen Rausch anzutun. Mach' kein verdrossenes Gesicht — laß uns noch eins singen — laß mich etwas von dir allein hören. Du hast da eine Arie vom Alten: ‚Wann, o wann erscheint die Stunde?‘ Die kenne ich nicht —“

Gottfried riß ungestüm das Blatt mit der Arie aus Bernhards Händen, machte eine hastig verneinende Bewegung, so daß ihn der trunkene Gefährte verwundert anstarrte. Er konnte nicht ahnen, daß die Komposition ein Bild vor die Augen seines Gastfreundes rief, zu dem das Bild dieser Stunde nicht stimmen wollte. Als Gottfried, schüchterner wie heute, vor Monaten zum letztenmal gesungen, hatte Kantor Unbescheid am Clavicembal begleitet und dort, wo um den ausgelöffelten Punschnapf, um die leeren Flaschen und Gläser jetzt ein häßlicher Dunst schwebte, hatte ein schlankes, blauäugiges Mädchen gesessen und seine Augen hatten auf ihr geruht, eine andere Sehnsucht, als die nach der ewigen Seligkeit, hatte die Seele des Sängers erfüllt, während Johanna der ernsten Bachschen Musik in glückseliger Ergriffenheit lauschte. Und mit dieser Erinnerung überkam Gottfried auch ein beherzter Entschluß, er faßte den Arm des wilden Bernhard und sagte: „Laß es genug sein für heute. Wir haben beide Ruhe und Sammlung nötig und werden bei Tageslicht manches klarer sehen, als bei der Lampe, die schon zu verlöschen droht. Du bist erschöpfter, als du weißt, ich

bin's nicht minder. Komm mit hinauf und sträube dich nicht wider den Schlaf."

Der Gast brach in ein Gelächter aus und versuchte sich von der führenden Hand freizumachen: „Jetzt ziehst du einen Zipfel des heiligen Maßes herfür, der großen Weltwindel, die ihr mit aus Noahs Arche gebracht und darein ihr das Menschengeschlecht seit drei Jahrtausenden oder länger gewickelt habt! — Na, ich muß mir's wohl gefallen lassen — ich weiß Bescheid:

Denn fast kein tugendhafter Mann
Lebt ohne Milzsucht, lahmen Fuß
Und ohne Buckel oder Star;
Ihn foltert Schwermut, weil er lebt!

Laß mich nur allein gehen — deine Jungfer Beate müßte ja sonst Arges von mir denken. Und sei froh, Gottfried, wenn du ohne Stütze nach oben kommst!"

Magister Gottfried ließ die Wortflut des Trotzigen über sich ergehen, froh, daß Schwelle und Tür erreicht wurde. Vom Flur aus rief er in die Küche hinein, daß Beate das Studierzimmer aufräumen, für die Nacht die Tür nach dem Flur öffnen und schlafen gehen möge. Dann geleitete er Bernhard Folz die Treppe hinauf und faßte, als er dessen gespreizten und doch unsicheren Tritt sah, ihn wieder unterm Arm, diesmal wirklich als Stütze. Er überzeugte sich, daß das Schlafgemach seines Gastes zugleich erwärmt und wohlgelüftet sei, schloß selbst das Fenster nach dem beschneiten Garten hinaus und wollte mit einem raschen Gutnachtwunsch davongehen. So leicht sollte er indes nicht entrinnen, der Hüne, der sich voll Behagen auf dem Bettrand niedergelassen hatte, wandte ihm das gerötete Gesicht noch einmal voll zu.

„Leg dein Ohr auf gute Gänsefedern und dein Gemüt

auf's Bewußtsein des barmherzigen Samariters, Gottfried. Gehab dich aber nicht zu feierlich dabei. Komme dir nicht tugendhafter vor, als du bist, Unterzellbursch! Glaube mir, der tolle Bernhard hat auch seine Tugend; hätte er sie nicht, er fräße deine magere Pfarre und dich dazu binnen vierzehn Tagen auf! Gute Nacht, Gottfried, dein Bett soll mir nach mancher verdammten Streu besser tun, als du dir träumen lässest. Morgen früh eine Schale Kaffee — keine Mehlsuppe!"

Und ehe der Pastor noch hinaus war, schleuderte Bernhard die erborgten Schuhe und Strümpfe auf die Ofenbank und begann Kamisol und Weste auszuziehen. Gottfried Döhler schritt mit einem letzten Gutenacht eilend hinaus und erreichte sein eigenes Schlafzimmer wie auf der Flucht. Schwere Gedanken kreuzten sich wirr in seinem Hirn — er selbst und nicht bloß sein wilder Gast hatte zu viel Punsch getrunken, er sehnte sich nach Ruhe und fühlte, daß ihm sorgenvolle Unruhe an Herz und Schläfen pochte. Die Erinnerungen an die Knabenzeit, die Bernhard Folz so beweglich heraufbeschworen hatte, konnten doch den Eindruck nicht verscheuchen, daß der ehemalige Schulgenosse und Chorpräfekt ein wüster, halbverkommener Gesell geworden sei, dem vielleicht selbst als Komödiant keine Zukunft mehr bevorstand. Die augenblickliche dürftige Hilfe, die in Gottfrieds Mitteln lag, mochte dem alten Genossen nur auf Tage oder Wochen frommen. Auch war es eine harte Prüfung, daß ihm die Sorge um den Wilden eben jetzt aufgebürdet ward, wo es ihm die Welt schwer genug machte, ein bescheidenes Glück zu gewinnen. Zu anderer Zeit hätte er freieren Herzens und klareren Blicks dem Bedrängten zu helfen gesucht — jetzt sagte er sich, daß er tiefere und heiligere Verpflichtungen habe.

Und doch wußte er, daß er Bernhard Folz nichts versagen werde, was er nur irgend vermochte. Im Widerstreit dieser Gedanken lag Gottfried noch lange wach und sie folgten, als er endlich einschlief, ihm in seine Träume hinein. Denn wechselnd stand ihm bald das Mädchen, bald der wilde Genosse vor Augen, aus dem großen Wohngemach des Kantors Unbescheid sah er sich um Jahre zurück, in die Schlafzelle der Leipziger Thomasschule versetzt, jetzt stand er mit Bernhard neben dem Kielflügel, an dem Johann Sebastian Bach eine neue Kantate studierte und jetzt erblickte er ihn gar an seiner Seite vor dem hohen Konsistorium — er selbst im Amtstalar, der andere in dem polnischen Pelzrock, mit drohender Gebärde und theatralischem Donner auf die ehrwürdigen Beisitzer einredend, so daß der junge Pfarrer noch beim Erwachen gegen Morgen an seiner nassen Stirn merkte, wie ihm im Traum das verwegene Gebaren seines alten Oberzellburschen den Angstschweiß ausgetrieben hatte.

Trotz der Dezemberfrühe drang von draußen bereits ziemliche Helle in Gottfrieds Schlafzimmer und er erkannte, daß er verworren träumend tief geschlafen hatte. Eine Minute lang, während er seinen Kopf vom Kissen erhob und durch das halbbeeiste Fenster über die schneeschimmernden Gärten und die nächsten Dächer seines Dorfes hinwegblickte, fragte er sich, ob er nicht überhaupt von Bernhard Folz nur geträumt habe. Dann besann er sich, daß nur dünne Wände und ein schmaler Gang zwischen ihm und dem seltsamen Gast lagen. Um so mehr eilte er, seinen Tag anzutreten. In zehn Minuten war er gewaschen und angekleidet und schritt über den schmalen Gang — an der Tür zur Gastkammer lauschend, hörte er augenblicklich, daß deren Insasse noch schlief. Er ging in der

Hoffnung, eine ruhige Stunde für seine Neujahrspredigt zu gewinnen, die Treppe hinab. Aber drunten erwartete Jungfer Beate mit gefalteten Händen ihren Gebieter: „Was soll nun werden, Herr Magister? Bleibt der Fremde heut und über Neujahr im Haus? Dann muß ich noch Geld haben, Herr Magister, oder der verwöhnte Herr wird sich mit Salzfleisch und Rüben begnügen müssen.“

„Koche nur ruhig, was du hast!“ versetzte der Pfarrer. „Mein Gast braucht uns nicht für reicher zu halten, als wir sind. Aber geh' in einer Stunde hinauf, poch an und sorge, daß der Ofen geheizt wird. Ich warte mit dem Frühstück, bis der Herr herunterkommt.“

Mit einigem Zagen betrat er seine Studierstube — er fürchtete noch auf Spuren des Gelags von gestern abend zu stoßen. Doch war alles gefegt, gewaschen und wohlgelüftet, im behaglich erwärmten Gemach nur ein Rüchlein vom Punschdunst zurückgeblieben, der Kasten des Spinetts stand noch offen und auf dem Notenhalter lag die Arie, die er zuletzt dem wilden Bernhard ungestüm weggenommen hatte. Mit dem ersten Blick darauf sah der junge Prediger auch das Bild des Mädchens, das ihn in seinen wachen, wie in seinen Schlummerträumen begleitete. Und da er mit allen treuen Gedanken, die Johanna galten, die Sorge um den Mann, der über ihm in den Wintertag hineinschlief, nicht verscheuchen konnte, so erinnerte er sich, daß er heute nach der kleinen Stadt hinein müsse, um die dürftige Ausrüstung des Wanderers ein wenig zu verbessern. Kam er aber im Laufe des Tages nach Colditz, so brauchte er das Wiedersehen Johannas nicht bis zum Neujahrsmorgen zu verschieben — und die Aussicht auf eine Begegnung erfüllte ihn mit stillem Wohlgefühl. Gottfried machte das Fenster auf, durch das

gestern abend der wilde Bernhard ins Haus geglitten war, und sah voll Befriedigung in den Wintermorgen hinaus. Es war heute ein paar Grad kälter als gestern, über dem Friedhof und den weißen Feldern und Gärten stand der stahlblaue Himmel, nur jenseits der Mulde im Westen hingen noch ein paar Schneewolken mit rotbraunen Rändern. Gottfried atmete die kalte klare Luft, er hoffte auf einen guten Weg und eine gute Stunde. Dann schloß er das Fenster wieder und setzte sich zu seiner Predigt. Im Anfang wechselte er ein paarmal unnötig die Gänsekiele, deren wohl ein Dutzend auf dem altväterischen Schreibzeug lag, dann aber glitt die Feder leiser, rascher, anhaltender über das Blatt. Gottfrieds Seele war bewegt und sich selbst sprach er Trost zu in den stärkenden Worten, die er für seine Dorfleute aus der Schrift schöpfte. So vergingen zwei Stunden und mehr, über ihm regte sich nichts und der Gast wollte sich nicht zeigen. Als er seine Predigt beinahe bis zum Amen geführt hatte, bemerkte er, daß Jungfer Beate mit halb entrüsteter, halb furchtsamer Miene vor ihm stand und seinen fragenden Blick eifervoll beantwortete: „Sie hätten nicht warten sollen, Herr Pastor. Der fremde Herr will nicht aufstehen. Er hat verlangt, daß ich ihm den Kaffee und Weißbrot an sein Bett bringe, und will nun weiter schlafen, bis an den Mittag. Sie aber dürfen nicht länger nüchtern bleiben. Ich bringe sogleich Ihr Frühstück — 's ist eine Sünde und Schande, daß Sie für solchen Gast gehungert haben!"

„Er ist von weit hergekommen und immer zu Fuß," sagte Gottfried begütigend. „Hoffentlich fühlt er sich nicht krank!"

„Der krank?" lachte die alte Haushälterin. „Unsereins stirbt eher, ehe der Art ein Finger weh tut. Der

weiß sich zu pflegen, wenn's aus anderer Leute Beutel geht. Und passen Sie auf, Herr Magister, der ist schlimmer als der preußische Hauptmann, den wir vergangenes Jahr im Quartier hatten."

Der Pfarrer befahl Beate ihn allein zu lassen, er wußte nichts zu erwidern und spürte die Unruhe wieder, die er vorhin mit der stillen Arbeit an seiner Predigt besiegt hatte. Er mußte dem hart umhergetriebenen Jugendgenossen die Ruhe wohl gönnen, die dieser unter seinem Dach fand, aber er merkte selbst an diesem In-den-Mittag-hinein-schlafen, welche Kluft das wilde Leben Bernhards und sein eigenes, streng gebundenes zwischen ihnen aufgerissen hatte. Dem fahrenden Komödianten tat ein ernster und treuer Zuspruch gewaltig not, und gleichwohl sträubte sich Gottfrieds feines Gefühl, die bescheidene Hilfe, die er bieten konnte, durch harte Worte zu verkümmern. Und während er besorgt nachsann, was sich tun lasse, umspannen ihn die Erinnerungen, die der Gast in ihm geweckt hatte, abermals, er ging unwillkürlich an sein Instrument und seine Blicke glitten über die Arie des großen Bach hin, die sein Lieblingsstück und ein Markstein in seinem Leben geworden war, wie das Weihnachtsoratorium des Meisters. Ob ein besserer Markstein, mußte sich erst erweisen — doch leistete sich Gottfried, indem die bange Frage durch seine Seele zitterte, ein stummes Gelübde, daß er jedes Hemmnis zwischen sich und Johanna besiegen werde. Leise, fast unbewußt griff er die Begleitung der Arie, begann eine Strophe mehr zu summen als zu singen und ließ sich zuletzt in die Stimmung, die ihm diese erweckte, so tief hineinziehen, daß mit einemmal der laute Gesang: „Wann, o wann erscheint die Stunde," das Zimmer durchklang. In seiner Ergriffenheit sah Gottfried

nicht, daß sich die Tür vom Flur her auftat, Bernhard Folz unweit der Schwelle stehen blieb, und hörte erst am schallenden Händeklatschen seines Gastes, daß dieser gelauscht hatte.

„Bravo — bravo — ancora!“ rief der Eingetretene. „Das ist ein kostbares Musikstück, und du singst es, als ginge Bachs Odem noch über deinen Scheitel. Soviel Wärme — so tiefe Inbrunst — nach welcher Stunde sehnst du dich so gewaltig, mein Bursche?“

„Die Worte der Arie sind deutlich!“ antwortete Gottfried ein wenig empfindlich, konnte jedoch nicht verhindern, daß eine feine, fliegende Röte seine Wangen bedeckte.

„Nicht doch, Freund — noch keiner ist rot geworden, dessen Verlangen nur nach dem Himmel ging!“ lachte Bernhard. „Beinahe klingt's, als wandelst du auf Freiers Füßen oder vielmehr, als ob du um eine unbarmherzige Schöne vergeblich freitest! Guten Morgen auch, Unterzellbursch, ich habe in unserem neuen Kubikulum so fest und so süß geschlafen, wie kaum in der seligen Alumnenzeit.“ Der Gast schüttelte endlich seinem Wirt die Hand und Gottfried fühlte wieder einen Augenblick die Versuchung, sich dem Jugendgenossen zu vertrauen. Er sah, daß dieser mit Beates Hilfe das möglichste getan hatte, sich von den Spuren der Landstraße zu befreien, um ihm in stattlicher Haltung gegenüberzutreten. Als aber Bernhard dicht neben ihm stand, merkte Gottfried, daß jener — wahrscheinlich aus einer Flasche, die er bei sich trug — sich schon am Morgen mit Branntwein gestärkt hatte, und fühlte, daß es besser sei, zu schweigen. Nur die Frage, ob Bernhard auf seinen Schauspielerfahrten jüngsthin der vielberufenen Prinzipalin Karoline Neuber begegnet sei, glitt wie zufällig über des Magisters Lippen.

Der Gast schaute verwundert auf: „Die Neuber ruht in Frieden! Sie ist seit länger als einem Jahr in einem Dorfe bei Dresden gestorben; hast du sie in deiner Studienzeit etwa agieren sehen, daß du dich um sie bekümmerst? Sie soll zuletzt gar gespreizt und geschwollen gewesen sein, wie sie denn niemals natürliches Feuer und Ingenium gehabt hat."

Gottfried hatte Mühe, die schmerzliche Überraschung zu verbergen, die ihm Bernhards Antwort bereitete. Auch der dünne Hoffnungsfaden, den er für Johanna und für sich an die ehemalige Schauspielprinzipalin geknüpft hatte, zerriß — es war nutzlos, weitere Fragen an Folz zu richten. Ein wenig bleich, aber mit ruhiger Miene wechselte Gottfried das Gespräch und schlug seinem Gast vor, ihn am Nachmittag nach dem Städtchen zu begleiten, wo man vielleicht gleich fertige Schuhe kaufen und sonst etwas für die bessere Ausrüstung Bernhards tun könne. Der Hüne sah beschämt auf sein Fußwerk und die erborgten Strümpfe hinab und erklärte sich, aus dem Fenster blickend, bereit, den hilfreichen Freund zu begleiten.

„Den Rückweg wirst du freilich allein einschlagen müssen," setzte Gottfried hinzu. „Ich habe in Colditz den Kantor zu besuchen, glaube nicht, daß du Verlangen trägst, den bescheidenen Mann kennen zu lernen, obschon er wie du und ich Meister Bach treulich verehrt."

„Nein, Gottfried, ich spüre keinen Drang, euern Würdenträgern in Kirche und Schule aufzuwarten," gestand Bernhard. „Mit dir ist's ein anderes, du kannst die Weihnachtsliturgie so wenig jemals vergessen, wie ich! Doch die wohlehrbaren Brillen — wen habe ich ihnen zu zeigen?"

Zum erstenmal, seit Gottfried Döhler seinen Schul=

genossen wieder erblickt hatte, klang dessen Rede niedergeschlagen. Wie ermüdet setzte Bernhard Folz sich auf einen Stuhl zunächst dem Fenster nieder und sah nach dem Friedhof hinaus, wo ein paar überschneite Gräber und schlichte Holzkreuze über die gefrorene Erde aufragten. Gottfried fing einen Blick des wilden Genossen auf, der ihm in die Seele griff und einen warmen Strahl des Mitleids emporspringen ließ. Er wähnte den seltsamen Gast jetzt in der Stimmung, ein teilnehmend verständiges Wort zu hören und hob daher nach längerem gepreßten Schweigen an: „Wenn wir heute abend wieder hier und daheim sind, Präfekt, wollen wir wie zwei Freunde über deine Lage sprechen. Aus allem was du sagst, klingt es heraus, daß, solange der Krieg währt, für die Schauspielkunst üble Aussichten sind; könntest du dich nicht entschließen, einstweilen bescheidene Zuflucht zu suchen, eine kleine Stelle meinethalben, wie ein Wetterdach, das man über sich nimmt?“

Der wilde Bernhard fuhr aus seinem träumerischen Hinbrüten empor: „Was denkst du dir? Wo ist die Stelle, zu der man mich passend glauben würde? Soll ich als Torschreiber Gänse oder Kornsäcke zählen — oder meinst du, ich würde mich als Küster mit dem Klingelbeutel wohl ausnehmen? Lang genug wäre mein Arm, um bis zum filzigsten Kleinbauern hinter zu reichen, der sich in die letzte Bankecke verkriecht. Aber ich sage dir, daß ich lieber im Walde verhungern oder erfrieren möchte, als mich in solch Glück fügen. Auch rechnest du falsch — auf die Stelle lauernd, müßte ich dir länger zur Last fallen, als wenn ich auf neuen Sohlen meinen Stab in die Weite setzte, vor der euch braven, seßhaften Leuten so graut. Alle Hagel, Gottfried, wenn du eine ältliche Frau

Magisterin und ein halb Dutzend Kinder hättest, könntest du nicht zaghafter auf die Landstraße und ins Leben hinaussehen, als du tust!"

Der junge Pfarrer errötete ein zweites Mal und entgegnete nur kurz, daß sein alter Schulgenosse wohl wisse, daß er nicht daran gedacht habe, ob Bernhard ein paar Tage länger oder kürzer unter seinem Dach verweile. Der Gast erwiderte hierauf nichts, die dumpfe Verdrießlichkeit, die er vorhin gezeigt hatte, kam aufs neue über ihn. Und da nun auch Gottfried nur ab und zu ein Wort hinwarf, in der Meinung, den Freund seinem Hinbrüten zu entreißen, so war es nahe an Mittag, als Folz, vor den Bücherreihen des Hausherrn hin und her gehend, plötzlich einen Griff zwischen die Bände tat und funkelnden Auges ausrief: „Du häufst Schätze, Gottfried! Hier ist der Mithridat des Racine, in des gelehrten Doktor Wittern Übersetzung — just die, die wir bei Schönemann spielten. Hättest du mich einmal gehört:

Nach einem vollen Jahr siehst du mich neu, Arbat,
Der nicht mehr, der ich war, der große Mithridat.
Ich bin besiegt, besiegt! Pompejus kam zu gut
Der Vorteil einer Nacht, die Raum nicht ließ dem Mut!"

Mit steigendem Feuer las sich der wilde Bernhard in den Verspomp des französischen Trauerspiels hinein und halb bewundernd, halb mit schmerzlicher Teilnahme lauschte Gottfried dem Erregten, dessen Stimme, mitten in allem Donner, binnen kurzem bedenklich leiser wurde und den er nicht unterbrechen mochte. Bald in der Übersetzung blätternd, bald aus dem Gedächtnis, schüttete der fahrende Komödiant einen Wortstrom aus und begleitete, indem er zwischen Fenster und Schreibkommode auf und ab schritt, seine Deklamation mit leidenschaftlichen Gebärden.

Er sah kaum, daß sein Gastfreund die alte Jungfer Beate, die mit einem Korbe eintrat, um den Tisch zu decken, zurückzuwinken versuchte, und sah noch weniger, daß die Haushälterin sich nicht abweisen ließ und, unbekümmert um den Rededonner des seltsamen Hausgenossen, ein weißes Tuch aufbreitete und geräuschlos Teller und Bestecke auflegte. Sie zeigte ihrem Herrn, daß es zwölf Uhr und damit Eßstunde sei, ging hinaus und trat wieder mit zwei verdeckten Schüsseln, mit dem Bierkrug und den Gläsern ein. Bernhard Folz fuhr fort den Mithridat zu lesen und zu agieren, bis der Pfarrer den über das ganze Gesicht Glühenden und gewaltsam Ausgestreckten mit ruhig einladendem Ton unterbrach: „Laß mich den vierten und fünften Akt ein andermal hören, Bernhard, und komm jetzt zu unserm schlichten Essen.“

Gottfried rückte einen Stuhl für seinen Gast an den Tisch, der Sprecher unterbrach sich mitten in einer Sentenz, schleuderte den Racine auf die Platte der Schreibkommode und kam, noch mit dem tragischen Schritt, auf den Tisch zu. Wie im Traum hob er die Deckel von den Schüsseln ab und warf einen Blick auf das Salzfleisch und die weißen Rüben, die Beate aufgetragen hatte. Mit einem Satz war er beim nächsten Fenster, riß dessen rechten Flügel klirrend auf, rief mit doppelt gerötetem Gesicht und gewaltiger Baßstimme: „Ist dies ein Mittagsessen für einen König?“ und packte mit kräftigem Schwung beide Schüsseln an. Gottfried, der eben die Hände zum Tischgebet gefaltet hatte, begriff, trotz seiner Bestürzung, die Absicht Bernhards, das Mittagsessen auf den blinkenden Schnee hinauszuschleudern. Er fiel dem Erregten in den Arm und sagte mit erbleichten Lippen und einer Stimme, die von schmerzlichem Zorn bebte: „Schäme dich, Bernhard Folz! Ist dir

die Gottesgabe zu schlecht, so mag Beate sehen, ob sie noch irgend was im Hause hat, was deinen Gaumen besser letzt! Aber vergiß nicht, daß wir Arme in diesem Dorf haben, die kaum an hohen Feiertagen einen Mund voll solcher Kost erhalten.“

Der wilde Bernhard hatte die Schüsseln zitternd wieder auf das Tischtuch gesetzt, er war seinerseits erblaßt und schien aus einem wirren Traum zu erwachen. Sein Gesicht zeigte seltsame Wandlungen; während ihm Tränen aus den Augen brachen, versuchte er rauh zu lachen: „Du bist und bleibst ein Narr, Gottfried Döhler. Mir zu schlecht, die Gottesgabe, das Essen, das Jungfer Beate so gut gekocht! Mir, der ich oft genug nur ein Stück Schwarzbrot, mit einem Schluck Schnaps befeuchtet hatte, und haben werde. Weißt du nicht, daß man Besessene und Nachtwandler nicht anrufen soll? Verwünscht sei der Mithridat und mein Königstraum! Tu mir die Liebe und sprich dein Tischgebet und du sollst mich tapfer und mit Dank einhauen sehen.“

Der Pfarrer sah die nassen Wangen des alten Kameraden und hörte aus den Worten die tiefe Beschämung heraus, die seinen Genossen durchschüttelte. Auf den Zehen schlich Bernhard zum Fenster und schloß das gewaltsam geöffnete ganz unhörbar, dann nahm er am Tisch Platz und faltete wie ein Kind die Hände. Versöhnt sprach der Pfarrer ein kurzes Gebet und legte dem Gaste und sich selbst vor, während Bernhard leise sagte: „Lassen wir Trauerspiel und Komödien draußen, solange mich dein Haus birgt. Du siehst, wären wir bei unserm alten Bach geblieben, so hätte ich mich nicht vergessen, dich nicht gekränkt. Diesen Nachmittag begleite ich dich nach dem Nest, dessen Namen ich vor Jahren als prophetisch Omen für mich selbst

über den Schusterbuden auf der Leipziger Messe gelesen habe. Und diesen Abend singen wir wieder, Unterzellbursch, singen aus dem Weihnachtsoratorium, wir sind noch bei weitem nicht durch und wer weiß, wie lange es uns noch gegönnt ist."

Etwa eine Stunde nach dem Mittagsessen brachen die beiden ungleichen Männer zum Gang nach der kleinen Stadt auf, nach der es Gottfried aus bessern Gründen trieb, als sein Genosse ahnte. Der Wintertag war hell und klar geblieben, der Weg am Fluß, in dem die Eisschollen zu stehen begannen, zeigte sich minder beschwerlich, als ihn Bernhard Folz gestern erprobt hatte. Die weichere Stimmung, die der wilde Gast nach dem Ausbruch vom Mittag kundgegeben hatte, hielt auch auf dem gemeinsamen Gange an. Zum erstenmal tat der Ankömmling ein paar teilnehmende Fragen nach Gottfrieds Erlebnissen. Und wieder spürte der junge Pfarrer die Versuchung, dem, der neben ihm ging, sein Herz zu erschließen und die tiefe Sorge zu vertrauen, die sich auf sein schlichtes und friedliches Leben gelegt hatte. Was ihn aber abhielt, war nicht nur der trotzig prahlende Ton, der zwischen den ruhigen und herzlichen Worten Bernhards immer aufs neue hervorklang, sondern eine innere Scheu, die Herkunft des geliebten Mädchens aus der Welt zu verraten, in der sein Schulkamerad so schlimm verwandelt worden war. Wohl sagte er sich, daß Johanna, dank dem wackern Kantor Unbescheid, von klein auf andere Luft geatmet habe, als die, aus der Bernhard Folz zu kommen schien; dennoch drückte ihn der bloße Gedanke, daß sein Mädchen je von dieser Luft umhaucht worden sei. So waren die Gefährten gegen das Ende ihres Wegs wiederum schweigsam geworden. Und der Pfarrer von Lostau betrat weder erhobenen Hauptes,

noch mit dröhnenden Schritten, wie der wilde Bernhard tat, das schlechte Pflaster von Colditz.

Besser und leichter wurde ihm zumute, als er mit seinem Begleiter unter verschiedene niedere Dächer, in kleine Läden und Werkstätten eintrat. Ehe eine Stunde verging, stand Bernhard Folz in neuen derben Schuhen, prangte in guten Wollstrümpfen, hatte zwei andere Paare in den Taschen seines Pelzrockes versenkt und die Schirmmütze mit einer neuen wärmeren Kopfbedeckung vertauscht. Jedesmal, wenn Gottfried den schmalen Beutel zog, um die gekaufte Ausrüstung zu bezahlen, wandte sich der Hüne verlegen trotzig hinweg, drückte aber draußen dem hilfreichen Genossen die Hand. Aufatmend, fast fröhlich sagte der Pfarrer endlich: „So es dir recht ist, Bernhard, schlägst du nun noch bei Tageslicht den Heimweg an der Mulde ein, besprichst mit Beate, was der schmale Haushalt für heute vermag, und erwartest mich gegen Abend."

Bernhard bezeugte sein Einverständnis und Gottfried trennte sich unweit des Marktes der kleinen Stadt von dem Gefährten, den die wenigen Begegnenden, die alle den Pfarrer von Lostau kannten, mit betroffenen und erstaunten Blicken an seiner Seite gesehen hatten.

Er hörte nur noch, wie der wilde Bernhard den Knotenstock dröhnend auf den gefrornen Boden stieß und mit langen Schritten die Straße hinabging. Er sah nicht, daß sein Gast an der nächsten Ecke, wo vor einer Tür das Rebenzeichen eines Weinwirts hing, stehen blieb, und mit sich zu Rate gehend ein paar Schritte vorwärts, ein paar zurücktat und endlich zögernd die Tür zur Weinstube öffnete. — Gottfried war zu dieser Zeit bereits in ein dicht neben der Kirche gelegenes Haus eingetreten. Als er die Schwelle überschritt, war's ihm, als weiche

ein Druck von seinem Herzen, ja von seinen Schläfen, den er seit gestern abend bald stärker, bald leiser gefühlt hatte. Er hoffte Kantor Unbescheid und die Seinen froh zu überraschen und pochte, selbst frohbewegt, an eine schlichte, weiß gestrichene Tür, die unmittelbar vom Flur des Schulhauses, zur Wohnung des Kantors führte.

Als aber Gottfried auf ein verdrießlich klingendes Herein die Tür öffnete, bot sich von der Schwelle aus ein Anblick, der ihn aufs äußerste bestürzte. Zwar saßen der Kantor und seine grauhaarige Gattin in scheinbarer Behaglichkeit am Kaffeetisch, aber aus einem Sessel auf dem Trittbrett am blumenbesetzten Fenster erhob sich ein schlankes Mädchen mit nassen Augen und tränenüberströmten bleichen Wangen, über die sich doch beim Gewahrwerden des jungen Pfarrers eine rasche Glut breitete. Noch bevor er sie begrüßen konnte, hatte Johanna sich blitzschnell auf die Hyazinthen und Tulpen des Fensterbretts gebeugt, ihr Taschentuch heftig an ihr Gesicht gedrückt und danach erst einen Gruß mit dem Eintretenden getauscht. Der eine Augenblick auf der Schwelle aber hatte hingereicht, Gottfried mit einem doppelten Schrecken zu durchzucken. Daß er die Liebste weinend antraf, war peinlich genug. Aber dem offenen Schmerz gesellte sich ein dunkles, jähes Schreckgefühl. Als er Johannas Profil in dem Abendlichte gewahrt hatte, das voll durchs Fenster fiel, war es ihm gewesen, als gliche ein Zug ihres Gesichts den Zügen des wilden Kameraden, die er seit gestern beständig sich gegenüber gesehen hatte. Noch ehe sich der junge Pfarrer gesammelt hatte, klang ihm auch die Begrüßung des Kantors seltsam und beinahe unfreundlich. In steifer Haltung bot Kantor Unbescheid dem Besucher die Hand und sagte: „Der Herr Magister ließen uns dero

Besuch erst für den Neujahrstag hoffen. Es ist eine unerwartete Überraschung, Sie schon heute bei uns zu sehen, und wir müssen um Nachsicht bitten, wenn wir nicht vorbereitet für so schätzbare und ehrenvolle Aufmerksamkeit sind. Wollen sich der Herr Magister zu setzen belieben? — Johanna, eine Tasse für den Herrn Pastor! Hat Sie ein Geschäft oder ein Gespräch mit dem Herrn Oberpfarrer zur Stadt geführt?“

In dem klugen Gesicht des Kantors Unbescheid malte sich ein unverkennbares Mißbehagen; die Augen des kleinen Herrn wichen denen Gottfrieds aus und hefteten sich zürnend auf Johanna, die in lieblicher Verwirrung jetzt neben dem Besucher stand, ihm einen Stuhl zum Tisch rückte, zu lächeln versuchte und es doch nicht verbergen konnte, daß sie geweint hatte und über die steife Begrüßung des jungen Geistlichen tief traurig war. Gottfried Döhler aber fand in seiner Betroffenheit nicht einmal das Wort, den Kaffee abzulehnen, den ihm die Frau Kantor, im übrigen wortkarg und rückhaltend wie ihr Gatte, feierlich eingeschenkt hatte. Gottfried ließ das Getränke verdampfen, ohne die Hand danach auszustrecken; er suchte aus den feucht glänzenden Augen der anmutigen Johanna herauszulesen, was geschehen sei, und seiner Betroffenheit dadurch Herr zu werden, daß er mehr als einmal mit stockender Stimme erzählte, was er seit dem Abschied des Kantors am gestrigen Spätnachmittag erlebt hatte. Während er sprach, hingen seine Augen am Gesicht des jungen Mädchens, die wieder auf ihren Sitz am Fenster zurückgekehrt war und die Hände im Schoße gefaltet hielt, seinen Worten aufmerksam lauschte, aber seine Blicke nicht wie sonst erwiderte. Auf einen Wink ihrer Pflegemutter verließ Johanna zu einem kleinen häuslichen Geschäft das Zimmer; sowie sie die Tür schloß,

fügte der Prediger von Lostau seinem Bericht mit leisem Tone noch hinzu: „Leider hat mir mein alter Stubengenosse auch eine der Hoffnungen genommen, die der Herr Kantor und ich noch hegten — die Neuberin lebt nicht mehr und von ihr werden wir keine tröstliche Gewißheit erlangen!“

„Ich fürchte, wir werden auf sotanen Trost überhaupt verzichten müssen, und bitte den Herrn Magister inständig, noch einmal reiflich zu bedenken, was ich ihm gestern, wie öfters, vorstellig gemacht habe,“ erwiderte Kantor Unbescheid. „Was aber den fahrenden Gesellen anlangt, so sprech' ich dem Herrn Magister mein herzlich Bedauern zu so übel geratenem Kommilitonen und bedrohlicher Kameradschaft aus. Wär's aber nicht besser gewesen, Sie hätten den ungerufenen Gast mit einer Wegzehrung alsbald weitergeschickt? Wollen es der Herr Magister darauf ankommen lassen, daß man in der Gemeinde erfährt, daß ein Komödiant unter dem Dach des Pfarrhauses Aufnahme gefunden hat? Mir ziemt nicht, dem christlichen Erbarmen des Herrn Pastors Schranken zu setzen — dennoch scheint mir, daß auch das Mitleid zu weit gehen kann.“

„Der Herr Kantor vergessen, daß Bernhard Folz und ich fünf Jahre im Gymnasium St. Thomä zu Leipzig nicht nur Kontubernalen gewesen sind, sondern daß der Baßsänger seinen kleinen Altisten damals nach Kräften beschützt und behütet hat, daß der große Johann Sebastian unserer Gemeinschaft in wunderbar schönen Nummern seiner Weihnachtsliturgie ein Denkmal aere perennius gesetzt hat!“ rief Gottfried und erhob in warmherziger Wallung die Stimme um so lauter, als Johannas schlanke Gestalt wieder in der Tür erschien und er einen Zusammenhang

zwischen den herben Worten des braven Kantors und dem stillen Trübsinn des geliebten Mädchens zu verspüren meinte.

Kantor Unbescheid ließ den Gesprächsgegenstand fallen. Gottfrieds Besuch dehnte sich eine weitere Stunde aus, in der es nach und nach dämmerig und zuletzt beinahe dunkel wurde. Man wechselte Worte über Wind und Wetter und über die Kriegswolken, die wieder bedrohlich über dem Lande hingen. Gottfrieds Seele war um so weniger bei diesem Gespräch, als Johanna völlig stumm blieb, bis sie auf einen Wink der Frau Kantor die Lampe anzündete und sie mit den Worten: „Gesegneter Abend!" auf den Tisch setzte. Dabei wandte sie ihr Gesicht dem jungen Pfarrer mit einem Ausdruck zu, der Gottfried keinen Zweifel ließ, daß ihr Segenswunsch vor allem ihm gelte. Zugleich aber mahnte ihn das Licht, seinen Besuch zu beenden. Er erhob sich zögernd, sprach seine Hoffnung aus, den Herrn Kantor, seine Frau Liebste und die Demoiselle am Neujahrsmorgen zu begrüßen und wie es besprochen sei, alle drei am heiligen Dreikönigstage bei sich zu sehen. Kantor Unbescheid faltete die Stirn und erwiderte nur kurz: „Wünsche zunächst glückliche Heimkunft nach Lostau. Und wollen der Herr Magister gestatten, daß ich ihm wegen der Einladung zum hohen Neujahrstag noch schriftliche Eröffnung tue! Johanna, leuchte dem Herrn Magister über den Flur. Geruhsame Nacht!"

Die Aufforderung an die Pflegetochter war von einem streng mahnenden Blick begleitet. Johanna ergriff ein schlichtes Blechlämpchen, das auf dem Seitentisch stand, auf dem sie vorher die Schirmlampe angezündet hatte; ihre Pflegeeltern reichten dem Besucher, der sich mit dem abgelegten Mantel umhüllte, die Hand, sie aber leuchtete

dem Gast über die Schwelle und stand ihm, wie sich die Tür schloß, zum erstenmal an diesem Abend allein gegenüber. Die Rinde der von der Sitte gebotenen ehrbaren und schüchternen Haltung sprang mit einmal vom Pfarrer ab, zitternd haschte Gottfried nach der Hand des Mädchens, leise, aber flehentlich drängend fragte er: „Liebste Demoiselle — liebste Johanna, sagen Sie mir, was dieser Empfang zu bedeuten hat? Und auch Sie, Sie waren heute anders, als Sie mich hoffen ließen, als ich um Sie verdiene."

Ein schluchzender, wehevoller Laut brach aus der Brust des jungen Mädchens hervor, hastig flüsterte sie: „Der Herr Vater ist der Meinung, daß es seine Pflicht sei, Sie vor einer Übereilung zu behüten, und daß ich, wenn Sie bei Ihrem unbedachten Vorsatz beharren, mich heimzuführen, Ihnen nicht folgen dürfe! Er hat mir meine Lage hart vor Augen gestellt, und ich will, ich darf Sie nicht in mein unseliges Geschick hineinziehen! Sie müssen auf mich Verzicht leisten."

„Niemals — niemals, mit Gottes Hilfe!" entgegnete Gottfried, der mehr vom Ton und den schmerzlich zuckenden Lippen des Mädchens erschüttert wurde, als von dem, was sie ihm sagte und was er in der eben erlebten peinlichen Stunde beinahe erraten hatte. „Ich will nicht wissen, wie mein redlicher, allzusorglicher Freund, Ihr Herr Vater denkt, ich will hören, was Ihnen das Herz sagt, Johanna!"

„Ich darf die Eltern nicht warten lassen," gab sie zögernd zur Antwort. „Ich versprach Ihrer alten Beate, ihr einiges für die Wirtschaft zu bringen, morgen am Vormittag! Gönnen Sie mir Zeit, mich zu sammeln, lieber Gottfried — der Herr Vater wird mir erlauben, Sie noch einmal zu sprechen, damit alles zwischen uns klar werde. Morgen früh, wenn es sein kann, und gute Nacht!"

Abwehrend war Johanna vor den Armen, die nach ihr ausgestreckt wurden, zurückgewichen und hatte doch beim Schein des Lämpchens, das sie hochhielt, die wehmütige Bitte in Augen und Zügen des tiefbewegten Mannes wohl erkannt. Zum guten Glück löschte, als sie die kleine Leuchte im Fensterbrett abstellte und mit bebender Hand die Klinke der Haustür faßte, ein barmherziger Luftzug die dürftige Flamme, und im Dunkel schlug die Glut der beiden gequälten Menschen hoch auf. Gottfried umklammerte mit beiden Armen die schlanke Gestalt, Johannas Mund preßte sich einen flüchtigen Augenblick auf den verlangenden des Mannes, dann stammelte sie: „Leben Sie wohl, lieber, lieber Freund!“ und er ein „Gutenacht!“ das im Kusse unterging. In unwillkürlicher Furcht drängte das Mädchen jetzt den Verweilenden über die Schwelle — schmetternd schlug die schwere Haustür zwischen ihnen beiden zu, lauschend vernahm Gottfried nichts mehr aus dem Vorflur drinnen, als einen tiefen Seufzer und flüchtige leise Tritte. Seiner selbst kaum mächtig, trat er den Heimweg an, er hatte nicht acht, durch welche Gassen er ging, und sah eine Viertelstunde später erstaunt um sich, daß er auf dem Damm am Fluß, längs des beeisten Weidengestrüpps, seinem Dorfe zuwanderte.

Der Winterabend war nicht so klar, als ihn der Tag verheißen hatte, und der Pfad am Muldeufer nur halb erhellt. Ein leiser Südwest, der um die Dämmerstunde aufgesprungen war, trieb neue Schneewolken aus der großen Ebene über die Hügel und im raschen Zug des dunklen Gewölks ging der im ersten Viertel stehende Mond von Zeit zu Zeit unter. Es war tief einsam und lautlos still zwischen den breiten endlosen Schneefeldern, den beschneiten Wiesenabhängen und Gebüschen, Gottfried

hörte nichts erklingen als seine eigenen Schritte auf dem gefrorenen Wege. Er hätte die Stille durstig in sich trinken mögen und atmete die Luft ein, als ob in ihr Frieden wäre. Zum erstenmal in seinem schlichten Leben sah er sich im Zwiespalt mit der Welt und mit sich selbst. Der Augenblick, wo er die Brust Johannas wider die seine wogen gefühlt hatte, galt ihm freilich als Verheißung, daß er die Anmutige dennoch zum Weibe gewinnen werde. Er sagte sich auch getrost, daß seine Liebe an keiner Ordnung Gottes rüttle und daß er um der alten Schulfreundschaft und um des unvergeßlichen Meisters willen dem wilden Kameraden Treue halten müsse. Aber es tat ihm tief weh, daß er plötzlich mit allem, was er fühlte und wollte, der Welt Anstoß gab. Kantor Unbescheid maßte sich freilich nicht an, für die Welt zu stehen, doch Gottfried wußte, daß aus den Worten des redlichen, beschränkten Mannes seine Welt, die enge, kleine unabänderlich harte Welt sprach. Wer bürgte ihm, daß es nicht hochmütige Selbstgerechtigkeit sei, mit der er sich gegen Rat und Urteil aller setzte, die er kannte? Und bitter empfand er, wieviel leichter es seinem abenteuerlichen Gast und ehemaligen Genossen sein würde, solchen Kampf zu bestehen, dem auch er nicht feig und klein ausweichen durfte. —

Der Brückensteg, der nach der Mühle führte, lag hinter dem Heimkehrenden, er schlug zur Abkürzung den Fußpfad über den Friedhof ein und sah schon von fern das Licht aus seiner Unterstube schimmern. Da der Mond jetzt einmal wieder aus den Wolken hervortrat, konnte der Pfarrer sogar die Stelle erkennen, an der gestern abend Bernhard Folz zu seinem Fenster herabgeglitten war. Er fühlte sich flüchtig versucht, die Rolle mit Bernhard

Folz zu wechseln und heute seinerseits anzupochen, zog es aber dann doch vor, durch das Friedhofspförtchen den kleinen Platz zwischen Kirche und Pfarrhaus zu überschreiten und mit dem üblichen Anruf für die alte Beate sein Haus zu betreten. Er brauchte die Haushälterin heute nicht aus der Tiefe ihrer Küche hervorzuscheuchen, sie stand schon und — wie Gottfried auf der Stelle wahrnahm — mit gerungenen Händen auf der Schwelle.

„Zeit ist's und gut dazu, daß der Herr Pastor heimkommen!“ rief sie ihm entgegen. „Der Herr da drinnen wartet schon seit einer halben Stunde und braut wieder Punsch wie gestern abend, ich habe ihm Krug und Topf, heiß Wasser und Zucker hineinschaffen müssen, was sonst not tut, hat er von Colditz mitgebracht! Den Schinken, den ich für Neujahr aufgehoben, habe ich ans Feuer schieben müssen.“

Gottfried Döhler hörte mit Bestürzung, was Jungfer Beate mit verhaltenem Groll hervorsprudelte. Er beherrschte sich dennoch so weit, daß er mit gezwungenem Lächeln sagte: „Beruhige dich, Herr Folz feiert heut einen Geburtstag — von morgen ab wird es bei uns wieder so bescheiden zugehen, wie du's hier gewohnt bist, Beate!“

Er legte Hut und Stock ab und wollte noch rasch nach oben in sein Schlafzimmer gehen, um die Schuhe zu wechseln. Doch soeben wurde die Tür seines Studierzimmers aufgerissen, aus der ein würziger Dampf hervorquoll, und der Hüne, der die Tür fast ausfüllte, jauchzte dem Gastfreund entgegen: „Was säumst du, treuloser Unterzellbursch? In wenigen Minuten ist die Flut auf der Höhe — der Krambambuli so göttlich, so duftig, wie ihn die stolzen Kaufherren vom Artushof in Danzig nicht besser trinken. Ich führe ein Rezept in der Tasche, aber

ich dacht's wohl, daß in deinem Pfarrhaus weder Portwein noch Muskatnuß zu finden wäre, und trug's von drinnen heraus, wo zu meinem höchsten Erstaunen eine ganz tolerable Weinstube aufgetan ist."

Gottfried zog unwillig die Tür hinter sich zu und setzte das Glas mit dem heißen Getränk, das ihm der wilde Bernhard entgegentrug, unangerührt neben die dampfende Schale.

„Du hättest etwas Klügeres tun können, als dein spärliches Reisegeld für ein Gelage auszugeben, nach dem mir der Sinn nicht steht," sagte er leise, da er fürchtete, daß Beate draußen lausche. „Ich habe übermorgen zu predigen und morgen zum Jahresschluß einen Rundgang durch meine Gemeinde zu tun. Es tut mir leid, daß sich mein Gast beraubt, um mich zu bewirten."

„Du bist und bleibst ein gutherziger Narr!" lachte Bernhard, der beim Mischen seines Krambambuli schon von dem Portwein wie von dem heißen Getränk gekostet hatte. „Glaubst du denn wirklich, Mensch, wenn ich mehr als ein paar Groschen in der Tasche führte, ich hätte mir von dir Schuhe und Strümpfe bezahlen lassen? Deine Armut geplündert? Die Kunst wirbt hilfreiche Freunde — ich geriet in der Colditzer Weinstube an einen solchen, mußte ihm Elias Schlegels halben Kanut vorsprechen. Du wirst es wohl für keinen Raub achten, daß ich mir von ihm zwei Flaschen Portwein und ein paar Muskatnüsse zahlen ließ?"

„Dein Kunstfreund hätte dir Besseres erweisen können," sagte Gottfried, schon milder gestimmt. „Verüble mir's nicht, mir ist heute nicht zumut, als dürften wir einen lustigen Abend haben."

„Weil du mit all deiner Gottesgelahrtheit und Welt-

weisheit noch nicht einmal gelernt hast, die gute Stunde als das kostbarste Geschenk des Himmels anzusehen. Sieh mich an, ich weiß nicht, wohin mich widriger Wind verschlägt und ob ich mein Haupt zuletzt auf ein Kissen oder auf einen Stein legen werde. Aber heute abend habe ich nicht daran und nichts weiter gedacht, als daß ich dich mit Danziger Krambambuli überraschen, dir warm machen wollte. Dort hab' ich auch schon unter deinen Noten drei, vier gute Sachen des Alten hervorgewühlt, die wir nachher vornehmen können. Und nun tu mir Bescheid, trink, Gottfried! trinke herzhaft, stimme in Simon Dach ein:

Der Mensch hat nichts so eigen,
Nichts steht so wohl ihm an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann!"

Der wilde Gast hatte die alten Verszeilen mit lauter Stimme gesungen und dabei dem Pfarrer ein Glas aufgenötigt. Wieder fühlte sich Gottfried Döhler überwunden, wieder war's, als ob ihn die Mauern der alten Thomasschule umfingen und er um die Zufriedenheit seines Präfekten zu werben habe. Der glückseligen Lebenslust, die aus Bernhards Augen blitzte, war um so weniger zu widerstehen, als auch der junge Pfarrer ein geheimes Verlangen spürte, sich über die Stimmung zu erheben, die er von seinem Stadtgang und dem Besuch im Kantorhaus mitgebracht hatte. Vom gerühmten Kunstgebräu des Genossen trank Gottfried freilich wenig, aber widerstandslos ließ er sich an sein Spinett ziehen und erstaunte abermals über den sicheren Blick und Geschmack des abenteuerlichen Gastes, als er sah, was Bernhard Folz aus dem Notenstoß hervorgezogen hatte. Wechselnd und gemeinsam erklangen beider

Stimmen durch das stille Gemach und mit wahrer Inbrunst lauschte Gottfried aufs neue der Baßarie: „Großer Herr und starker König!“, mit der sich Bernhard gestern abend bei ihm angekündigt hatte. Trotz allem aber gelang es Gottfried heute abend nicht, die Sorgen, die seine Stirn streiften, völlig zu verscheuchen — selbst Folz, obschon er seine Aufmerksamkeit nur zwischen dem heißen Getränk und dem fortgesetzten Musizieren teilte, sah den umwölkten Blick seines Gastfreundes, er deutete dann gebieterisch auf das Glas, oder warf ein paar Worte, die den Freund ermuntern sollten, dazwischen. Gottfried ließ sich auf Minuten, ja auf eine Viertelstunde von Bernhards Eifer mit fortziehen, bis dieser auf einmal wieder merkte, daß der jüngere Genosse nicht ganz bei der Musik Bachs sei, und ihn scheltend aus seinen verborgenen Träumen aufrüttelte. Beim Abendessen sprach Bernhard beinahe allein, auch heute mischte sich in seine prahlerische Erzählung von den wenigen Glanztagen seiner Fahrten ein müder, bitterer Ton, Gottfried saß träumerisch still, er wußte jetzt, daß jeder Ausdruck besorgter Teilnahme das Selbstgefühl seines Gastes ungestüm aufwallen ließ, auch faßte er, an Johanna denkend, die wechselnden Schicksale, die den wilden Bernhard durch Schlösser und Scheunen geführt hatten, nur halb. In langen Zügen trank der Erregte Glas auf Glas, er merkte, daß, wie er beinahe allein sprach, er auch beinahe allein die große Schale mit seinem gepriesenen Krambambuli leeren mußte.

Die beiden Männer wollten sich eben vom Tisch erheben, als draußen vom Flur des stillen Pfarrhauses fremder Lärm hereindrang, laute, rauhe Stimmen, denen die Stimme Jungfer Beates entgegenschallte, Geklirr wie von Waffen auf dem Ziegelboden des Vorhauses und dann

wieder ein scharfer schnarrender Ruf: „Ich weiß aber bestimmt, daß der Monsieur hier Unterschlupf gefunden hat!“ und ein Pochen mit harten Knöcheln an die Zimmertür. Der Hausherr und sein Gast waren zugleich von den Stühlen aufgesprungen, Gottfried sah, daß Bernhard Folz' gerötetes Gesicht mit einmal aschfahl wurde und daß er einen Schritt gegen das Fenster hin tat, durch das er gestern seinen Einzug gehalten hatte. Und ehe es der Pfarrer noch zu einer Frage brachte, stand zwischen ihm und Bernhard eine soldatische Gestalt im dunkeln Mantel und dreieckigem Hut, die den nachschleppenden Degen mit dem Fuße zur Seite stieß und mit heftigen Worten auf Bernhard lossprach: „Will der Herr seinen Dienst mit Desertion anheben? Wer Handgeld genommen hat, darf nicht ohne Erlaubnis davongehen und über Nacht ausbleiben. Der Herr wird uns auf der Stelle folgen!“

Durch die offen gebliebene Tür zeigte der Eindringling auf zwei Füsiliere des preußischen Freibataillons, das schon seit November in Colditz im Winterquartier lag. Während Gottfried sich inzwischen gefaßt hatte, mit ruhiger Stimme fragte, wen er die Ehre habe, in seiner Predigerwohnung zu begrüßen, und die kurze Antwort: „Hauptmann von Schmettau vom Werbekommando“ empfing, brachte Bernhard Folz Gottfrieds Schreibkommode zwischen sich und den Hauptmann und rief mit entrüstetem Tone: „Der Herr Hauptmann irren — von Dienst und Handgeld ist zwischen ihm und mir nicht die Rede gewesen. Ich habe im Gegenteil, als der Herr mich zu einem Glas Wein einluden und dabei ein Wort vom stattlichen Flügelmann und Unteroffizier fallen ließen, solenniter und sogleich protestiert und den Herrn Hauptmann mit einer Probe von meiner Kunst regaliert. Wollen Sie

leugnen, mein Herr von Schmettau, daß Sie mir, weil ich für meine kleinen Einkäufe in der Weinstube kein Geld zu mir gesteckt, die wenigen Taler als freundschaftliches Darlehen aufdrangen, wollen Sie leugnen, daß ich Rückerstattung versprach —?"

„Gar nichts will ich!" unterbrach der Werbeoffizier mit eigentümlichem Lächeln die Redeflut des wilden Bernhard. „Wenn der Herr hier vor Zeugen mein Darlehen von vier Talern preußisch Kurant zur Stelle wiedererstattet, so habe ich keinen Anspruch an ihn. Andernfalls weiß er, daß nach Brauch und Regel Geld aus meiner Hand in andere Hand als Handgeld gilt."

Bernhard Folz sandte einen hilflosen Blick nach seinem Gastfreund hinüber. Die große Gestalt erschien jetzt mit einemmal kleiner, er zog unwillkürlich das Haupt in die Schultern, aber er sagte trotzig: „Sogleich, mein Herr Hauptmann, sogleich! Erlauben mir der Herr Hauptmann nur auf mein Zimmer — aus meinem Zimmer —"

„Der Herr werden sich Begleitung gefallen lassen müssen," versetzte der Werbeoffizier in voller Ruhe — und ließ einen listig begehrlichen Blick aus seinen dunklen Augen über den stattlichen Komödianten hinstreifen. Gottfried hatte seinen Entschluß gefaßt: „Es braucht's nicht, Herr Hauptmann, daß mein Freund erst nach oben geht. Und es versteht sich um so mehr, daß Herr Folz nur ein Darlehen aus Ihrer Hand genommen hat, als es sich um ein paar kleine Besorgungen für mein Haus handelte."

Der junge Pfarrer trat an seine Schreibkommode — und zog einen kleinen Kasten, an dem der Schlüssel steckte, heraus. Bernhard Folz, der mit gesenkten Augen noch neben der Schreibkommode stand, sah wohl, daß die Schatzkammer des geistlichen Freundes nur dürftigen Geldvor-

rat barg und daß, nachdem ihm Gottfried vier Talerstücke übergeben hatte, nur wenige Taler im Kasten zurückblieben. Gleichwohl richtete er sich, sowie er das Geld in seiner Hand fühlte, straff empor, warf den Kopf zurück und sagte: „Der Herr Hauptmann wollen mit geziemendem Danke dero Darlehen zurücknehmen. Es tut mir nur leid, daß Sie sich durch Wind und Wetter persönlich hierher bemüht haben, ich würde nicht ermangelt haben, vor meiner Abreise von hier meine Schuld in Colditz persönlich zu erstatten."

Der Werbeoffizier zog gleichmütig seine Börse und barg die Taler, indem er scharfen Tones erwiderte: „Der Herr wolle nicht ermangeln, sein gutes Glück zu preisen, das ihn unter ein geistliches Dach geführt hat. Der König hat streng befohlen, die Predigerhäuser besonders zu schonen, sonst dürfte der Herr gewiß sein, daß ein preußischer Hauptmann nicht um vier Taler Kurant auf Exekution zieht und, wo er sich einen Flügelmann holen will, mit der Gewißheit leer abgeht, daß der lange Kerl doch über kurz oder lang einem Kameraden in die Hände läuft. Guten Abend, Herr Prediger! Kehrt! marsch!"

Der letzte Zuruf galt den beiden Füsilieren, die alsbald die Türe freigaben und das Haus verließen. Hauptmann von Schmettau folgte ihnen, ohne den Zurückbleibenden noch einen Blick zu gönnen, sein Gruß mit dem Hute hatte Gottfried gegolten. Gottfried winkte Jungfer Beate, die noch zitternd vor der Schwelle stand, ins Zimmer, um die Reste der Abendmahlzeit abzutragen. Sowie die Alte mit ihren Schüsseln hinaus war, schöpfte sich der wilde Bernhard mit einem langen Atemzug ein Glas seines ziemlich verkühlten Gebräus, brummte halb gegen den Pfarrer gewandt: „Trink einen Schluck auf den Verdruß!" und ließ sich schwer in den Lehnsessel fallen,

während der Hausherr ruhelos im Zimmer hin und her ging. Als sich das Schweigen des Hin- und Hergehenden merklich verlängerte, blickte Folz halb spöttisch, halb verlegen auf und sagte schon wieder im alten zuversichtlichen Ton: „Sei kein Tor, Gottfried, daß meines Bleibens bei dir nicht sein kann, wußt' ich, ehe der miles gloriosus daherfuhr! Laß mich morgen und den Neujahrstag noch hier rasten und die Erinnerung an unsere grünende Jugend pflegen — dann will ich meiner Straße ziehen. In Hof und Kulmbach soll Theophil Leineweber spielen, der seinerzeit schon die Angel nach mir ausgeworfen hat. 's hängt ein magerer Köder dran — ich will die Augen schließen und zubeißen. Aber um Gottes willen, Mensch, such' dein Thomanergesicht wieder hervor — jetzt siehst du aus wie eine Aschermittwocherbauung."

„Soll ich lachend den Schulfreund ins Verderben rennen sehen?" fragte Gottfried mit schmerzlichem Groll. „Bin ich auch nur sicher, daß du in den zwei Tagen nicht neues Unheil auf dich beschwörst? Wiederholte sich morgen, was heut abend geschah, ich könnte dir nicht zum zweitenmal beistehen."

„Ich sah es und danke dir's!" rief der wilde Bernhard und haschte nach Gottfrieds Hand, doch der Pfarrer schritt in verdrießlicher Hast an ihm vorüber. „Aber dünke dich doch nicht zu tugendhaft. Und spare mir für die paar Stunden, die wir noch miteinander sind, das Schelten! Komm, komm, setz dich zu mir — ein Glas für jeden gibt's noch her. Hast recht — hast recht, Amice, hätte dem törichten Kitzel nicht erliegen sollen — aber des Kerls Gesicht, wie er mich mit seinem angebotenen Darlehen zu betrügen und in die blaue Montur hinein zu locken meinte, reizte mich unwiderstehlich."

„Ich könnte jetzt keinen Tropfen trinken!“ entgegnete Gottfried. „Auch keinen Ton singen,“ fügte er hinzu, da er einen Blick des Gastes nach dem Spinett hinüber wahrnahm. Und abermals ging er schweigend im Studierzimmer auf und ab, um, wie er sich in seiner Einsamkeit gewöhnt hatte, was ihn bedrängte und sorglich stimmte, stumm mit sich abzumachen. Bernhard Folz konnte unmöglich erraten, daß der Pfarrer nicht nur ihm, sondern vor allem sich selbst zürnte. Hatte den Bedrängten doch vorhin in Erinnerung an Kantor Unbescheid einen Augenblick der Wunsch angewandelt, daß sein wilder Schulgenosse dem preußischen Hauptmanne folgen und die Muskete schultern müßte. Gottfried war nicht der Mann, der sich eine Wallung dieser Art, wenn sie ihm zum Bewußtsein kam, leicht verzieh. Sein Gast aber, der den Grund der Schweigsamkeit mißdeutete, fühlte sich von dieser gereizt und hob an, die eigene Demütigung mit großen Worten aufzusteifen: „Man merkt's, Gottfried, daß du und deinesgleichen Rechner, nicht Würfler sind! Weil ihr von heut auf morgen, von einem Jahr ins andere haushalten müßt, zählt ihr euch eure Taten und Tugenden auf, wie Groschen. — Es verschlägt euch nichts, daß ihrer etliche gar abgegriffen sind, sie gelten doch noch. Ihr, die ihr nichts aufs Spiel setzt, könnt auch nicht zu großem Verlust kommen, unsereiner gibt Haut und Haar, Haus und Hof, Ehr' und Reputation dran, um die Welt ein Stück vorwärts zu bringen. Euch wird's nicht widerfahren, daß ihr weder Mahlzeit noch Obdach zu finden wißt, ihr werdet keinen Freund plündern, der selbst wenig hat, ihr kommt nicht in Versuchung, euch am nächstbesten Baum ein Ende zu machen, so euch nur der Strick zur Hand wäre.“

Der Pfarrer fuhr wie aus einem tiefen Traum auf und sagte nur nachdrücklich: „Das ist Gotteslästerung, Bernhard!"

„So sagt ihr — habt auch recht, wißt aber nicht, was es unsereinen zurzeit kostet, euch recht zu geben! Dir reiht sich ein leidlicher Tag zum andern; kennst du keinen, den du verfluchst, so erlebst du auch keinen, da dir Lust und Stolz durchs Herz rinnt, wie der Krambambuli durch die Kehle."

„Wer vertraut dir dergleichen und was weißt du eigentlich von meinem Leben?" rief Gottfried, der nicht verstand, daß das gebeugte Selbstgefühl des alten Genossen nach einer Auffrischung lechzte. Die rasche Frage des Gastfreundes steigerte denn auch nur den herausfordernden Ton des wilden Bernhard: „Genug weiß ich, um zu wissen, daß dir's immerdar wohlgehen und du lange leben wirst auf Erden. Du bist wahrlich brav, Gottfried, tust Gutes an mir, wie an männiglich — aber jede Guttat wird dir heut oder morgen vergolten. Einer großen Sorge, einem großen Entschluß, einem großen Opfer wißt ihr aus dem Wege zu gehen — vielmehr sie gehen euch aus dem Wege!"

„Sie tun es nicht immer, Folz!" entgegnete der junge Magister schlicht. Das Blut begann ihm zu wallen, er trat dicht vor den Schulkameraden, der den Kopf mit beiden Armen auf den Tisch stützend, über neuen großen Worten zu brüten schien. „Was ist vor Gott groß von allem, was wir tun und fühlen, Mann? Doch so du meinst, daß in einem bescheidenen Leben schwere Sorge und ein tapferer Entschluß keinen Raum haben, so magst du wissen, daß sie auch unter meinem Dach weilen. Ich habe ein Mädchen herzinnig lieb und begehre sie zum

Weibe, und daraus erwachsen mir herbere Kämpfe und bittrere Tage, als deinen tragischen Helden, obschon ich nur ein kursächsischer Landpastor und kein Held bin. Nur daß alles still und schier wortlos verläuft. — Während du hier an nichts dachtest als an dein Gebräu und einen frohen Abend, hatten mein armes Mädchen und ich drinnen im Kantorhause eine so herbe Stunde zu bestehen, als bescheidenen Herzen nur aufgelegt werden kann."

Bernhard Folz starrte betroffen in die Züge Gottfrieds, die den Ausdruck milder Trauer trugen. „Zum Donnerwetter," fragte er verwirrt, „was kann dich da so verstören? Ist's denn nicht das Einfachste von der Welt, daß der Prediger des Kantors Tochter freit?"

„Meine Johanna ist nur des Kantors Pflegetochter!" versetzte der Pfarrer mit Selbstüberwindung. „Das schlichteste, herzigste Kind, eine lebendige Verheißung stillen Glücks — aber die Tochter eines armen Weibes, einer verlassenen Künstlerin, von deiner Kunst, Bernhard, von der wir nicht einmal nachweisen können, daß sie die ehrliche Frau eines ihrer Gesellen gewesen ist."

„Und daran nimmst du Anstoß?" rief Bernhard zwischendrein, und aus seiner Stimme klang ein leiser Hohn.

„Nicht ich nehme, aber ich gebe ihn, wenn ich tue, wozu mich das Herz treibt!" antwortete Gottfried. „Gott ist mein Zeuge, daß ich die Welt nicht schelten will, weil sie Schranken aufgerichtet hat, deren sie bedürftig ist, hart aber bleibt's, wenn ein bescheidenes Glück, das einzige, was zwei Menschen zu hoffen haben, daran zerbricht. Ich habe, als es zu spät war und mein Herz und Leben Johanna schon gehörten, erst erfahren, daß sie nicht als des Kantors Kind geboren ist. Ich nähme Johanna zum

Weib, auch wenn sich herausstellte, was wir bis jetzt nur fürchten. Doch Kantor Unbescheid und seine Frau und das Mädchen selbst denken so streng ehrenhaft, sind so um meinen Ruf und mein irdisch Fortkommen besorgt, daß sie mir weigern, was ich wagen will. Nur um Johannas willen tat ich die vergebliche Frage nach der Neuberin an dich. Und jetzt sage mir, Mensch, ist's häufig in eurer Welt, was das Gerücht von Johanna und ihrer Mutter sagt?"

„Eine böse Frage," gab der Schauspieler zurück. „Zu selten ist's nicht — und leider nicht das Schlimmste. Ich könnte dir ein Lied singen, das deinen verwöhnten Ohren arg mißfiele. Wenn jedoch die Mutter deiner Herzliebsten in der Schule der Frau Neuberin lebte und agierte, ist's immer wahrscheinlich, daß sie nicht ohne Trauring ihre Gunst verschenkte. Sie wußten sich wahrlich was bei den Neuberschen mit ihrer Tugend. Wie nannte sich denn die Mutter deines Mädchens, Amice?"

„Die Lorenzin — Johanna Lorenz, was glaub' ich ein Name war, der unter den deutschen Komödianten Klang hatte," gab der Pfarrer bekümmert zur Antwort. Er wollte offenbar mehr sagen, aber die plötzliche Wandlung, die mit seinem wilden Gast vorging, ließ ihn verstummen. Bernhard Folz ließ, wie von einem Schlag getroffen, beide Arme am Leib herabsinken, das rötlich angehauchte Punschgesicht wurde einen Augenblick hochrot und im nächsten ganz bleich, der offene Mund verzog sich zuckend, bis ein schallendes Gelächter, das Gottfried durch und durch ging, aus ihm hervorbrach: „Die Lorenzin, Johanna Lorenz, die Mutter deiner Schönen! Nun denn vortrefflichster aller vortrefflichen Magister, sag' mir nur noch ein Wort, wie alt die junge Johanna ist?"

„Neunzehn Jahre alt!“ entgegnete tonlos Gottfried, dem beim Gebaren des ehemaligen Kommilitonen immer peinlicher zumute ward.

„Neunzehn Jahre?“ schrie der wilde Bernhard. „Bei der Juno Lucina, so stimmt alles, so heißt dein Hannchen nicht wie der gesegnete Kantor, der sie wiegte und erzog, sondern Johanna Folz, die Lorenzin war meine Frau, die mich als grünen unerfahrenen Burschen zur Heirat verlockte und gern von Schönemanns Truppe unter die Hand ihrer gestrengen Neuberin gelockt hätte. Dein damaliger Amtsbruder in Zschepplin bei Eilenburg hat uns kopuliert, der Schein sub sigillo et fide pastorali ist in meinen Händen! Daß mir meine Frau eine Tochter geschenkt, erfahre ich erst hier, und daß mich mein schlimmes Geschick just zur rechten Stunde, wo ich hier etwas zu stiften vermag, an deine Schwelle wirft, ist ein Scherz der Götter, den zu feiern eine Tonne Punsch noch zu knapp wäre!“

Bernhard Folz hätte gern noch einmal aufgelacht, aber das Gesicht seines Gastfreundes erschien ihm zu blaß und ernst dazu, und der Ton, in dem Gottfried Döhler fragte: „Wie ist's gekommen, daß dein Weib in Not und allein ihre letzten Stunden verbrachte und Johanna fremdem Erbarmen anheimfiel?“ ließ ihn erschrecken.

„Die Lorenzin schlug mir mit ihrem Pfennigwenden allen freien Mut nieder,“ gab er halb trotzig, halb befangen zur Antwort. „Ich hatte, wie du leicht ermissest, immer mehr natürlich Ingenium für Könige und Prinzen, große Tyrannen und zärtliche Schäfer, als für die Rolle als pater familias. Und das Mädchen mag ja Gott preisen, daß sie mich gar nicht gekannt hat und in eure Welt hineinwuchs. Zieh kein sträflich Gesicht, Unter-

zellbursch, laß lieber die beste Flasche aus deinem Keller springen, damit die fürtreffliche Fügung gelobt werde, die das Schlimme zum erwünschten Ende geführt hat. Jetzt wird ja alles gut!"

Bernhard bekräftigte seine Zuversicht mit dem letzten Schluck im Glase. Aber jetzt seinerseits so bestürzt, als Gottfried sich vorhin gezeigt hatte, setzte er das Glas aus der Hand in die freie Luft, daß es splitternd zu Boden fiel. Der Pfarrer war ihm gegenüber auf den Stuhl gesunken, barg sein Gesicht in beiden Händen und sagte zwischen schweren tiefen Atemzügen vernehmlich nur: „Jetzt ist alles aus!"

Der Gast lauschte noch, als ob er nicht recht gehört hätte, wollte auffahren und wieder der Decke entgegenwachsen. Aber er richtete sich ungeschickt nur halben Leibes empor, und nachdem er noch einen scheuen Blick auf den lautlosen, hinter seinen Händen vermutlich weinenden Gottfried geworfen hatte, wiederholte er: „Jetzt ist alles aus? Eben jetzt? Ja, so — du hast ja recht — zum Mädchen ohne Vater konnten sich der Herr Pastor noch aufraffen — mit solchem Vater geht's nimmermehr." Er nickte drei-, viermal, wie völlig überzeugt und einverstanden. Und stand nun wirklich auf, sagte, den Stuhl des Pfarrers umgehend: „Gute Nacht, Gottfried Döhler!" und wandte sich, ehe er zur Tür ging, noch einmal dem Spinett zu. Dort war das Talglicht im kupfernen Leuchter, das außer der Schirmlampe das Gemach mäßig erhellt hatte, bis zum letzten Stumpf herabgebrannt. Der wilde Bernhard nahm den glänzenden Löscher und drückte ihn auf den dürftigen Lichtrest. Zuvor hatte er noch einen schmerzlich-sehnsüchtigen Blick auf die über das Instrument verstreuten Noten getan und sagte

jetzt: „Schade, schade — aus Bachs Weihnachtsliturgie werd' ich schwerlich mehr einen Ton singen."

Er war hinausgegangen, nicht besonders leise, hatte von Jungfer Beate, die mürrisch an ihrem Herd hockte, Licht gefordert und war dann mit seinen großen Schritten die Treppe zum Oberstock hinaufgestiegen. Gottfried hatte nichts von allem unterschieden und hörte und sah ebensowenig, daß der Ostwind schärfer um das Haus strich, an ein paar morschen Läden rüttelte und von den Gräbern des Friedhofs halbgefrorener Schnee emporstiebte. Die Aussage des wilden Gefährten hatte ihn völlig daniedergeworfen. Er meinte klar zu erkennen, daß nun unmöglich sei, was er so lange mit sehnendem Herzen erhofft und erwünscht hatte, aber er fand es unsäglich hart, daß es so gekommen sei. Keinen Augenblick setzte er Zweifel in Bernhards Aussage, das wunderliche Gefühl, das ihn am vergangenen Abend Johannas Zügen gegenüber durchzittert hatte, war nun natürlich genug erklärt. Gewohnheitsmäßig schickte er sich an, zur Ruhe zu gehen, obschon er gut genug wußte, daß er nicht schlafen würde. Aber aus der Nachtstille und dem Dunkel in seiner Kammer mochte ihm, wie schon manches Mal zuvor, ein tröstlicher Gedanke in die Seele quellen. Stunde um Stunde hörte er von der heiser rasselnden Uhr des Dorfkirchturms schlagen, ohne daß ein anderer Gedanke kommen wollte, als der, daß die Prüfung schwer und schier über seine Kraft und daß alles aus sei.

Ohne Schlummer gefunden zu haben, sann Gottfried noch beim ersten Dämmerschein des Wintertags über die trostlose Gewißheit und über die Entsagung nach, die ihm und seinem armen Mädchen auferlegt wurde. Wie eine Strafe für die halbe Verzagtheit, mit der er Johannas

dunkler Abkunft gegenübergestanden hatte, erschien ihm die Enthüllung seines ehemaligen Kommilitonen, und doch meinte er zugleich Gottes warnenden Finger im unerwarteten Hereinbruch Bernhards und in der Wallung zu erkennen, mit der er sich durch die prahlerischen Herausforderungen des fahrenden Komödianten das Geheimnis seiner Liebe und seines stillgetragenen Kummers hatte entreißen lassen. Hundert traurige Bilder der Zukunft stiegen vor seinen Augen auf und verdrängten eines das andere — er überdachte das Leben Bernhards, das Johannas, das über Nacht und ohne daß es die Betroffene noch ahnte, an jenes des wilden Wanderers geknüpft worden war, sein eigenes, voraussichtlich einsames Dasein und sah nirgends einen Schimmer des Trostes, der auch nur dem matten Dämmerlicht geglichen hätte, das sich durch die Eisblumen der beiden Fenster stahl. Nur eins ward ihm in diesem Gewog leidvoller Gedanken klar, daß er Bernhard Folz zu einer langen ernsten Unterredung zwingen müsse, bevor Johanna und Kantor Unbescheid ein Wort vom Geschehenen erfahren durften.

Über all dem Sinnen und Grübeln hatte, schon hoch am Morgen, den Tieferschöpften der Schlaf doch noch befangen, eine Stunde mochte er traumlos geruht haben, als ihn wiederholtes Pochen und der Ruf: „Herr Magister, Herr Pastor!“ erweckte. Er erkannte augenblicklich die Stimme seiner alten Beate und war, wie er aufsprang, zu seiner Waschschüssel und seinen Kleidern eilte, auf der Stelle wieder in der traurigen Wirklichkeit, die ihm die Nachtruhe geraubt hatte. Rasch war er angekleidet und schritt der Treppe seines Pfarrhauses in der Erwartung entgegen, zu einer Amtshandlung gerufen worden zu sein. Doch an der obersten Treppenstufe stand Beate und

raunte ihm zu: „Der Herr Magister nehmen es nicht für ungut, daß ich Sie wecken mußte. Die Mamsell Johanna des Kantors aus Colditz ist unten, hat mir allerhand für Neujahr gebracht und sagt, daß sie den Herrn Magister sprechen müsse."

Gottfried fühlte, daß ihm die Knie wankten. In den kummerschweren Gedanken und Sorgen der letzten Nacht hatte er das Einfachste und Nächste vergessen, daß Johanna ihm gestern ihr Kommen für diesen Morgen in Aussicht gestellt hatte. Schmerzlich ergriff es ihn, daß er nun auch das Schwerste noch tun und dem geliebten Mädchen sagen mußte, was seit gestern geschehen und entschieden sei. „Ist unser Gast, Herr Folz, schon wach?" fragte er Beate, die, über die Frage verwundert, nur brummelte: „Kaffee hat er sich längst ans Bett gefordert, ob er wieder eingeschlafen ist, weiß ich nicht." Der Pfarrer besann sich kurz: „Wenn ich die Demoiselle Johanna unten begrüßt haben werde, dann poche an der Gastkammer an und sage Herrn Folz, daß Kantor Unbescheids Pflegetochter in der Unterstube sei." Einen Augenblick stand Gottfried, die Hände faltend, auf dem unteren Absatz der Treppe still, dann ging er gefaßt über den Flur nach seinem Studierzimmer. Er bemerkte, daß trotz des kalten Dezembermorgens die Tür des geheizten Raumes offen war, er erriet, daß dies von Johanna ausging, und trat nun auch über die Schwelle, ohne die Tür zu schließen. Johanna stand in der Mitte des Zimmers und blickte ihm entgegen, ihr liebliches Gesicht war nicht bleich, sondern vom Gang durch die Winterluft frisch gerötet, doch sah Gottfried den feuchten Schimmer in den blauen Augen des Mädchens und den wehmütigen Ausdruck des Mundes. Er selbst mochte schwerlich mutiger dreinschauen als Johanna,

er bot ihr herzlichen Morgengruß, und sie legte ihre kleine, noch durchkältete Hand in die seinige, die fieberheiß war. Dann aber wich sie rasch ein paar Schritte von ihm zurück und sagte: „Der Herr Vater hat mir erlaubt, voranzugehen, er selbst will später zu Ihnen kommen. Aber, liebster Gottfried, lieber, lieber Herr Magister, ich bringe gar traurigen Bescheid. Ich habe alles noch einmal mit dem Herrn Vater und der Frau Mutter beredet, und sie bleiben bei der Meinung, daß es unsere Pflicht sei, Ihre Gutheit und treue Meinung nicht zu mißbrauchen. Ich habe am Unrecht meiner unbekannten Eltern nichts verschuldet und muß es als Gottes Schickung tragen, aber ich würde schwere Schuld auf mich laden, wenn ich täte, was ich gleichwohl von ganzem Herzen wünsche. Und Sie, lieber Gottfried, können doch auch nicht Jahr für Jahr erwarten, ob sich's nicht am Ende mit mir besser erweist, als wir fürchten. Ich hätte gern, ach wie gern noch ein Weilchen gehofft, aber der Pflegevater sagt, es dürfe nicht sein. Wir sollen den traurigen Faden nicht ins neue Jahr hinüberspinnen, und so muß es denn aus sein zwischen uns!"

„Es muß aus sein zwischen uns!" stammelte Gottfried, den der Widerhall seiner eigenen Worte im Munde des Mädchens tief erschütterte. Er atmete schwer, und was ihm am Abend und in der Nacht so fest, so unabänderlich erschienen war, schwankte mit einmal wieder vor ihm, er streckte beide Hände nach Johanna hin, und als sie noch einen Schritt weiter gegen das Fenster zurückwich und ihr einfaches Kleid dabei den Boden streifte, war's ihm doch wie das leise Rauschen des entweichenden Glücks. Er haschte mit zuckenden Lippen nach einem Wort, das der Nichtsahnenden verraten, sagen, deuten

sollte, wie es jetzt stehe. Johanna aber, der der Kampf in den Zügen des geliebten Mannes nicht entging, raffte sich zu einer Mahnung auf: „Bitte, lieber Freund, machen Sie sich's und mir nicht zu schwer. Und betrügen Sie Ihr Herz nicht mit einer Hoffnung, von der meine Pflegeeltern sagen, daß sie schwerlich erfüllt werden kann. Ich muß ja dem lieben Gott danken, daß mich der Herr Kantor und seine Frau wie ihr rechtes Kind halten, wenn ich auch niemandes Kind bin, als das der armen Lorenzin!"

Jetzt stürzten doch Tränen aus Johannas Augen hervor, mit Anstrengung faßte sie sich, weil sie den Eindruck hatte, daß draußen Schritte klängen und daß irgendwer auf dem Flur verweile. Gottfried, den die schmerzliche Bewegung des Mädchens ganz überwältigte und der noch immer nach dem entscheidenden Worte rang, stammelte jetzt: „Weinen Sie nicht, liebste Johanna, denn so, wie wir fürchteten, ist's nun nicht. Wenn es nur darauf ankäme, nur das eine zu bedenken wäre! Das Dunkel über Ihrer Geburt ist ja jetzt gelichtet, das Trauzeugnis Ihrer wirklichen Eltern, ja mehr als das, ein lebendiger Zeuge der Heirat ist wider Erwarten gefunden — der — der"

Doch ehe Gottfried seine stockenden Mitteilungen zum schlimmen Ende führen konnte, glitt Johanna plötzlich auf die Knie und rief mit einer Stimme, die den zagenden Mann auf's tiefste bewegte: „Gott sei ewig Lob, er ist der Allerbarmer! Darauf allein kam's an, daß ich mit gutem Gewissen Ihre Frau werden darf, mein einziger, mein liebster Freund. Ich hätte es wohl nicht überlebt, wenn wir darum getrennt worden wären. Was sonst noch schwer ist, werden wir treuen Herzens überwinden. Nicht wahr, herzallerliebster Gottfried?"

Keines Lautes mächtig, sah und hörte Gottfried den

gewaltsamen Ausbruch der Natur und Neigung des jungen Mädchens. Wie ein Blitz schlug's in seine Seele, daß er, der sich vermessen hatte, die Liebste vor der ganzen Welt zu schützen, sie allein davor schützen konnte, in die rauhen Wege und das prahlerische Elend des wilden Bernhard hineingezogen zu werden. Eine Offenbarung ward ihm, daß nicht ihre Pflegeeltern, wohl aber ihr Gatte das Recht hätte, allen Anforderungen, die Bernhard Folz an sein Kind erheben möchte, zu widerstehen. Und als Johanna sich jetzt von ihm emporrichten ließ, sich an seine Brust lehnte und leise sagte: „Jetzt darf ich so bei Ihnen stehen, Liebster, warum auch nicht?“ da schrie es in Gottfrieds Seele auf: „Warum auch nicht?“, aber er umfing nur zärtlich den blonden Mädchenkopf, der an seiner Schulter ruhte und sagte fest: „Es soll uns nichts trennen, Johanna, da überwunden ist, was Ihnen und Ihren Eltern Anstoß gab. Alles andere muß sich mit Gottes Hilfe finden und schicken. Wir bleiben für das Leben beisammen, und nun Sie das wissen, Herzliebste, können Sie wohl auch hören, was ich Ihnen sonst sagen muß.“

Er küßte das leise zitternde, ihn glückselig anschauende Mädchen zärtlich einmal, drückte sie auf einen Stuhl, setzte sich neben sie und begann nun mit gedämpfter Stimme lange, lange auf sie einzusprechen. Wohl eine Stunde rann hin, während deren ihre Hand fest in der seinen ruhte und sie mit großen Augen, aus denen zagende Sorge und gläubiges Vertrauen zugleich sprach, seiner Erzählung lauschte. Hand in Hand erhoben sich Gottfried und Johanna, um nach oben zu gehen und dem Urheber von Johannas Tagen in ernster Fassung unter die Augen zu treten. Sie kamen nicht weiter als bis zum Vorhaus, wo ihnen Beate mit einem schlecht verschlossenen dicken

Brief in der Hand entgegentrat. „Dies soll ich vom Herrn Folz dem Herrn Magister übergeben. Der Herr Folz war zweimal hier unten, dann ist er nicht wiedergekommen, aber er muß fort sein. Die Kammer ist leer, es sieht aus, als ob er aus dem Fenster am Weinspalier hinausgestiegen und unten in die große Schneewehe bei der Kirchhofsmauer gesprungen wäre."

Magister Gottfried Döhler hatte betroffen den Brief des wilden Gastes geöffnet, ein vergilbtes und ein frisches Papierblatt fielen ihm entgegen. Er trat mit der Braut in sein Zimmer zurück, die Augen Johannas folgten ihm durch die Zeilen, die er ihr las: „Du hast Dich wacker gefaßt und gefunden, Unterzellbursch, und mit tausend Dank gesteh' ich: Du bist wieder der bessere Mann, wie Du zu St. Thomas der bessere Schüler warst. Ich aber habe nicht Lust, mich von Dir fort und fort übertreffen zu lassen, und tue das Beste, was ich für Dich, für das herzige Kind, das ich nicht verdiene, wie für mich selbst tun kann. Ich gehe von hier zum Hauptmann von Schmettau, der für Prinz Heinrichs Armee wirbt. Fall' ich im Krieg, so hab' ich doch Helden nicht bloß gespielt. Werde ich nur flügellahm geschossen, so erwerb' ich mir ein Recht, an Eure Tür zu pochen, und des würdigen Herrn Pastors Schwiegervater werden sie dann den Torschreiberposten nicht versagen. Jetzt, heute, bin ich nicht reif, so klein, so schamvoll, als ich mich fühlen müßte, dem Herrn Kantor Unbescheid, seiner Frau Liebsten und ihrer und meiner schönen Johanna zu begegnen. Die preußische Montur wird mir vorderhand wohler tun und besser zu Gesicht stehen. Ich gebe Johanna das einzige, was ich ihr geben kann: den zu gutem Glück bewahrten Trauschein und meinen Segen, so viel Euch an ihm liegen

mag. Vergiß nicht, Deine Braut und Frau in Johann Sebastian Bachs Musik, in das Weihnachtsoratorium zumal einzuweihen, sie hat mehr als eine Ursache, den Prachtgesang: ‚Ich weiß gewiß, er liebet mich, mein Herz auch liebt ihn inniglich und wird ihn ewig ehren‘, sich treulich zu eigen zu machen.“

Aus Johannas Augen quollen die Tränen auf den Brief und das vergilbte Trauzeugnis des Komödianten Bernhard Folz und der Jungfer Johanna Lorenzin. Gottfried Döhler nickte ernst und flüsterte: „Er hat sich selbst das Rechte gesagt, besser als ich's ihm hätte sagen können. Komm, komm, Johanna, es rieseln nur noch wenige Schneeflocken — laß uns den Weg am Muldendamm deinen Eltern entgegengehen!“

Die Totenmaske.

In stürmischem Takte bewegten sich am frühen Oktoberabend die Wellen der großen Lagune zwischen der Hauptinsel der Stadt Venedig und dem Innenrand des langgestreckten Lido. Ein rasch aufgesprungener scharfer Oststurm hatte Eingang durch die Meerpforte bei San Niccolo Tolentino gewonnen und die sonst so stille Flut in rollende, rauschende Bewegung gebracht. Von dem der Piazzetta gegenüber gelegenen Eiland aus, auf dem sich die große Kirche von San Giorgio Maggiore eben anfing zu erheben und an dessen Westufer zahlreiche Hütten der Bauleute um die Grundmauern des Tempels und des bereits halb emporgestiegenen Glockenturms standen, sah man im letzten Dämmer des Tages die hochgehenden schaumgekrönten Wogen immer wilder in den großen Kanal hineinschwellen. Die Gondeln schossen überall wie Tauben, die vom Habicht gejagt werden, dem bergenden Lande zu. Das Wasser schwärzte sich, und um die Häuserreihen drüben begann es zu dunkeln, nur über die Kuppeln von San Marco fiel noch ein Strahl aus der roten Wolkenwand im Westen. Am Ufer, just da, wo sich die Marmorschwellen vor dem neuen Portal seines Bauwerks in die Flut hinabstrecken sollten, zurzeit aber nur eine Kiesaufschüttung vorhanden war, von der die erregten Wogen heute Stück um Stück hinwegspülten, stand Signor Andrea Palladio, der Baumeister, und

blickte mit wachsendem Unmut nach dem Slawonierufer hinüber, von dem keine Gondel mehr abstieß. Er war vor etwa drei Stunden nach San Giorgio herübergekommen, hatte, als der Sturm immer stärker wurde, die Festigkeit der Gerüste an seinem Bau prüfen lassen und danach seine Arbeiter heimgeschickt. Sie waren in ihre Hütten dicht beim Bau gekrochen, hatten sich über das Eiland zerstreut und auf dem Fährschiff auch die Giudecca erreicht, wo ein Teil von ihnen wohnte. Palladio war schließlich allein geblieben und begann, während der heraufspritzende Wellenschaum seine Schuhe näßte und der Sturm ihm das Haar und den dunklen Mantel zerwühlte, allmählich zu merken, daß Christoforo, sein Gondolier, nur zu gut wisse, daß er der erlauchten Republik ihren Baumeister nicht gefährden dürfe, und die Überfahrt für allzu bedenklich halte. Da nun der letzte Tagesschein zu erlöschen drohte, der Stand am Wasser mit jeder Minute unerfreulicher ward, so besann sich Meister Palladio, wo er einstweilen eine Zuflucht finden könnte. Zu den Hütten der friaulischen Steinmetzen war es nur wenige Schritte, er konnte vom Ufer aus das Herdfeuer leuchten sehen, bei dem sie ihren zähen Maisbrei kochten, und wußte wohl, daß sie ihm mit gastlicher Ehrfurcht den besten Sitz bei diesem Feuer und einen Trunk herben Weines gönnen würden. Auch am benachbarten Kloster hätte er anläuten können und wäre eines stattlichen Vespermahles und eines gelehrten Gesprächs mit Fra Silvestro, dem Prior, sicher genug gewesen. Während er noch unschlüssig dastand, hörte er sich plötzlich von einer wohlbekannten jugendfrischen Stimme verwundert angerufen, und hinter der rechten Seitenmauer des Baues trat ein schlank gewachsener junger Mann hervor, der mit beiden

Händen den spitzen dunklen Hut festhielt, den er vor Meister Palladio abgenommen hatte. In eine lange Jacke aus zottigem Stoff bis an den Hals eingeknöpft, vermochte er dem Wetter besser zu trotzen als der Baumeister, dessen Mantelfalten von Zeit zu Zeit wie ein Segel aufgebauscht wurden. Andrea Palladio entgegnete auf die Frage, was ihn bei solchem Sturm hier festhalte, sofort:

„Zuerst erzeigt mir die Liebe, Carlo Rocca, wenigstens Euer Haupt wieder zu bedecken! Ich bin hier wie ein Gestrandeter und will eben als solcher bei den frommen Brüdern anklopfen. Mein Gondolier traut sich nicht herüber, und auch wenn er da wäre, hieße es vielleicht Gott versuchen, so ich hinüber wollte. Aber was habt Ihr noch im Bau zu suchen?“

„Ich habe rasch noch ein paar Bretter vor meinen Marmor genagelt, der Wind peitscht schmutzigen Flugsand vom Lido herein. Ihr wißt, die Pieta in der Nische der Sakristei —“

Der Baumeister machte ein Zeichen, daß er wohl verstanden habe, und wollte eben noch ein Wort hinzufügen, als der junge Mann rasch weiter sprach:

„Aber Eure Herrlichkeit kann nicht hier stehen bleiben, Meister Andrea! Wollt Ihr nicht mit mir kommen und meinen alten Marcantonio mit Eurem Besuch erfreuen? Ihr findet ein sicheres Dach und einen Krug Wein aus seinen eigenen Gärten in Primolano.“

„Eure Einladung klingt gar verlockend, Signor Carlo,“ versetzte der Baumeister. „Auch beglückwünsche ich Euch, daß Ihr zum Haus Meister Marcantonios auch noch einen Weingarten in Primolano zu hoffen habt. Denn die Welt sagt doch, daß Ihr Eures Meisters

einziger Erbe seid, und je reicher die Hinterlassenschaft, um so mehr freut mich's für Euch."

Der junge, Carlo angesprochene Mann hatte sich weggekehrt, und der Ausdruck seines jugendlich offenen wohlgebildeten Gesichts war merklich finsterer geworden; er schlug vor dem Baumeister, der ihn mit überlegenem Lächeln anblickte, die Augen nieder und sagte in einem Tone, durch den hörbar ein Vorwurf hindurchklang:

„Eure Herrlichkeit weiß am besten, daß ich mehr um Meister Marcantonios Leben und Gesundheit besorgt bin als um das Erbe, das seine väterliche Güte mir verheißt. Und Ihr wißt ebensowohl, edler Herr, warum mir die einzige Freude genommen ist, die ich aus den guten Hoffnungen, die Ihr preist, für mich hätte schöpfen können. Doch verzeiht — Meister Marcantonio wird auf mich warten, und es steht bei Euch, ob Ihr mich zu ihm begleiten wollt oder es vorzieht, hier dem Sturm zu trotzen!"

„Gewiß will ich mit Euch gehen, Carlo Rocca!" rief Palladio und folgte, den Mantel fest an sich ziehend, dem jungen Mann. „Ich wollte Euch wahrlich nicht kränken und hielt Euch, nachdem Ihr so viele Monate zur Überlegung gehabt, für klüger geworden. Mit Eurem Groll wider mich seid Ihr im Unrecht. Das Fürwort für Euch, damit Euch mein Bruder seine Tochter Chiara gebe, kann ich nicht sprechen. Was ich Euch zuerst gesagt habe, gilt noch heute: die Eltern haben einen anderen Plan mit dem Mädchen, und ich halte es für Sünde, solchem Plan zu widersprechen. Ich kann nichts Gutes von Euch sagen, Signor Carlo, was von dem jungen Lorenzo Stechetti nicht auch gilt. Und Lorenzo ist ein Bürger von Vicenza, ein naher Nachbar

dazu, Ihr aber lebt hier in Venedig und könnt nicht wissen, wohin Euch Eure Kunst noch führt. Das alles solltet Ihr freundlich erwägen und mir nichts ansinnen, was wider Pflicht und Gewissen streitet."

Carlo Rocca, der den Führer auf dem Pfade quer durch die Insel abgab, war dem Baumeister immer um einige Schritte voraus und suchte ihn mit seinem Leibe gegen den Anprall des Sturmes zu decken. Der Ost trieb beiden Männern große Flocken Flugschaums ins Gesicht, und das Brausen der erregten Flut drohte jedes weitere Gespräch zu verschlingen. Doch vernahm Andrea Palladio noch ganz deutlich, wie sein junger Begleiter vor sich hinsagte: „Daß ein armes junges Herz in Leid und Entsagung hinsiecht, läßt ihr Gewissen ruhig" — und sich dicht ans Ohr des jungen Mannes drängend, rief der Baumeister mit starker Stimme:

„Merkt Euch, Carlo, und glaubt mir: eine brave Tochter aus gutem Hause siecht niemals dahin, wie Ihr wähnt, sondern nimmt jedes Schicksal aus Elternhand als Willen des Himmels, wird glücklich in dem Mann, dem ihr Vater sie gibt, und den Kindern, die der Himmel ihr schenkt!"

Was Carlo Rocca etwa darauf entgegnete, konnte der große Baumeister nun in der Tat nicht mehr vernehmen, denn sie gingen jetzt ein hundert Schritte ganz nahe dem Ostufer des Eilandes hin, wo die erregten Wellen, jeden Laut übertönend, gegen den steinernen Uferrand herandonnerten. Vor den beiden erhob sich, auch im Dunkel noch erkennbar, ein stattliches, mehr langgezogenes als hohes Haus, an dessen Mitteltür der junge Mann, der wieder vorangeschritten war, dreimal in kurzen Abständen mit dem bronzenen Türringe pochte, darauf sich die Tür

ohne weiteres auftat. Dem grauköpfigen Diener, der mit einer dreistrahligen Lampe die Schwelle und den dahinter gelegenen Gang erhellte, sagte der junge Mann rasch: „Guten Abend, Gregorio! Meister Marcantonio erhält ehrenden Besuch: der erlauchte Baumeister von San Giorgio! Melde es dem Meister und rüste unser Gastgemach für die Nacht. Erlaubt, Signor Andrea, daß ich Euch den nassen Mantel und Hut abnehme.“

Während Carlo Rocca sich so um Palladio bemühte und Gregorio dazu leuchtete, öffnete sich schon auf der rechten Seite des Flurs und über vier breiten Treppenstufen die Tür, die zur Werkstatt des Hausherrn führte, und Marcantonio da Primolano trat hervor, eine mächtige Gestalt, die selbst den hochgewachsenen Schüler überragte und, obwohl der Bildhauer den siebzig näher als den sechzig war, von gesunder Kraft zeugte. Nacken und Haupt des alten Künstlers hoben sich noch fest und ungebeugt aus den Schultern, der breite graue Bart um Kinn und Mund, das kurze aber dichte Haar um Stirn und Schläfen, die weißen wohlerhaltenen Zähne und die ungeschwächten dunklen Augen, die sich fest auf Palladios Gesicht richteten, ließen heute noch etwas von Meister Marcantonios vorzeiten gepriesener Schönheit wahrnehmen. Carlo Rocca hatte seinen Lehrer rasch verständigt, und der Bildhauer streckte dem unerwarteten Gast die Hand entgegen: „Seid willkommen unter meinem Dach, laßt es Euch gefallen, wie Ihr es findet.“

Marcantonio ließ seinen Gast in die geräumige Werkstatt eintreten, führte ihn aber rasch zwischen angefangenen Arbeiten und verstaubten Blöcken und Abgüssen hindurch nach einem kleinen Gemach, in dem außer dem Eßtisch, der für den Meister und seinen Schüler bereits gedeckt

stand, ein paar bequeme Sitze vorhanden waren. Mit venetianischer Höflichkeit nötigte der Alte Palladio auf einen dieser Sitze, während er selbst vor ihm stehen blieb und noch einmal das Unwetter pries, das ihm so unverhoffte Freude und Ehre gebracht habe. Der Vicentiner drückte lebhaft seinen Dank für die Gastfreundschaft aus, mit der ihn sein greiser Kunstgenosse aufnahm, und verhielt sich dann bei den schnellen Zurüstungen zum Mahl schweigsam, bis er wahrnahm, daß Carlo Rocca zögerte, seinen gewohnten Platz am Tische des Meisters einzunehmen. In Erinnerung an das auf dem Wege geführte Gespräch rief er lebhaft: „Ich will nicht fürchten, daß ein Gast, der beinahe ein Eindringling ist, den Sohn des Hauses verdrängen soll?“ worauf der Hausherr seinen Schüler herzuwinkte und mit ruhiger Würde entgegnete:

„Ziemt es Euch, Meister Palladio, Euch Carlo Rocca freundlich zu zeigen, so ziemt es ihm, Eure Freundlichkeit zu erwarten.“

Der junge Bildhauer ließ sich mit bescheidenem Anstand bei den Meistern nieder und lauschte dem Gespräch der beiden, das sich noch während des Essens entspann und, nachdem Gast und Wirt ihren Hunger gestillt hatten, immer rascher, bewegter wurde. An ein aufrichtiges Lob, das der berühmte Baumeister den Bildwerken Carlos für San Giorgio gespendet hatte, war doch die Bemerkung angeknüpft worden, daß sich der junge Künstler ein wenig mehr und strenger an das Studium der Antike hingeben müsse. Marcantonio Primolano wie sein Schüler lauschten gleich aufmerksam den Worten des Gastes, der beredt die Herrlichkeit und Kunstvollendung der Alten pries und im Eifer nicht bemerkte, wo sein Gastfreund mit Carlo Rocca beistimmende Blicke tauschte und wo er den Kopf schüttelte

oder die prachtvolle Stirn krauste. Als Palladio seine Auseinandersetzung geendet hatte, sagte Marcantonio nur:

„Ihr könnt die Alten kaum hoch genug rühmen, Meister Andrea! Und doch, der Urquell auch ihrer Schönheit und Kraft war Leben, lebendiges, warmes, zwingendes Leben, und ich preise den Künstler glücklich, der mit eigener Hand aus diesem Urquell schöpft. Ich schelte die hohen Muster nicht, aber höher als sie steht das Leben! Alles Beste, was mir gelungen, alles, was ich erstrebt, kam nur durch das Leben — jeder ist der Mutter, die ihn genährt hat, am anhänglichsten, und so mögt Ihr mir verzeihen, wenn ich Euch sage, daß ich dem Leben viel, den Alten kaum mehr danke, als ihnen jeder danken muß, der sich mit Recht einen Bildhauer nennt."

Der Gast sah überrascht auf seinen Wirt und dessen ernsten Gesichtsausdruck. Er zögerte offenbar mit seiner Antwort und schwieg, während ihm Carlo Rocca den Becher aufs neue füllte; dann aber entgegnete er mit gewinnendem Freimut:

„Ihr setzt mich in Erstaunen, Meister Marcantonio; eben von Euch habe ich geglaubt, daß Euch die stille Hoheit und Einfalt der Antike zum Segen geworden sei. Ihr wißt doch selbst, daß Eure Jugendwerke etwas gewaltsam, schier zügellos in die Welt hineinsprangen, daß sie von Leben strotzten — aber vieles missen ließen, was Ihr später selbst gefordert und gegeben habt. Darf ich nicht meinen, daß Ihr die reine Größe, die Würde und selige Innigkeit, die Eure späteren Werke beseelt und so wunderbar von Euren Erstlingen unterscheidet, nur von meinen geliebten Alten empfangen habt?"

„Ihr rühmt, was ich geschaffen habe, über Gebühr, Meister Palladio!" sprach der Hausherr plötzlich abbrechend

und mit einem Blick auf den jungen Carlo Rocca. „Hört Ihr, wie der Sturm noch zunimmt und an den Wänden rüttelt? Laßt uns in meine Werkstatt treten, wo Gregorio ein Feuer auf dem Herde entzündet hat, das erste in diesem Jahre. Das Sprichwort ‚Erste Flamme bringt Freude ins Haus‘ ist schon wahr geworden, ich durfte Euch begrüßen und unter meinem Dach beherbergen. Kommt, kommt, der Sitz da drinnen wird um vieles besser sein als dieser hier.“

Er stieß die Tür zu seiner Werkstatt auf, an deren Südwand ein mächtiger Herd stand, von dem die Flammen eines kleinen Stoßes knorriger Holzstücke leuchteten. Vor den Herd hatte Gregorio drei Sessel geschoben, von denen der eine jedoch leer blieb, da der junge Mann, der das Mahl geteilt hatte, sich vom Gast wie von seinem Meister mit ehrerbietigem Gutenachtgruß verabschiedete. Andrea Palladio blickte ein wenig befangen hinter Carlo drein, er verstand, daß der wackere Künstler nicht länger mit ihm beisammen sein wollte, als es eben unumgänglich nötig sei. Es war ihm aus gleichem Grunde nicht unlieb, daß der junge Bildhauer sich verabschiedet hatte und daß er jetzt mit dem Alten allein am Feuer saß, daß Gregorio einen frischen Krug alten Weines herzubrachte und alles ihn auf eine gute Stunde vertrauten Gespräches mit seinem Gastfreund hoffen ließ. Seine Augen blickten in die Tiefe der geräumigen Werkstatt, wo dunkle breite Schatten die Figuren und Gegenstände phantastisch einhüllten. Rechts und links des Herdes hatte Gregorio die beiden römischen Lampen, die den Eßtisch erhellt hatten, auf hohen Simsen aufgestellt, ihr Strahl beleuchtete eine beinahe vollendete Gruppe: ein engverschlungenes jugendliches Menschenpaar, das auf einer Wolke zu schweben schien, während vom

unteren Sockel her Teufelsfratzen und Schlangenhäupter vergebens nach ihm schnappten und züngelten; Palladio erkannte augenblicklich, daß hier Paolo und Francesca von Rimini, die der Hölle trotzenden Liebenden, dargestellt seien. An der erhellten Rückwand rechts vom Feuer, wo sich der Hausherr gesetzt hatte, waren einige Abgüsse nach der Antike und nach dem Leben befestigt; einer davon, der durch einen Glasdeckel sorgfältig gegen Staub geschützt war, die Totenmaske eines jungen Weibes, dem der Tod nichts von seiner Schönheit genommen hatte, zog alsbald die Aufmerksamkeit des Baumeisters auf sich. Während Palladio fortfuhr, mit seinem Wirt über den Bau von San Giorgio zu sprechen, nach dem dieser gefragt hatte, richteten sich seine Blicke in immer kürzeren Zwischenräumen wieder und wieder auf das Bildwerk, und die Spannung und Teilnahme in seinen Zügen mußte zuletzt auch für Marcantonio sichtbar werden. Seine Augen folgten den Augen des Gastes, und auf die Frage: „Wer war das — wessen ist dies wunderbare Gesicht?" versetzte er mit sichtlicher Selbstüberwindung und gewichtigem Ernst: „Ein glückloses, reines Weib, deren Name Euch fremd und gleichgültig klingen würde, Meister Andrea. Eine der Edelsten ihres Geschlechts, die mit scheuen flüchtigen Tritten unsere Erde nur berührt hat, und deren Gedächtnis wohl nur noch in mir und meiner armen Kunst lebt."

Andrea Palladio machte eine zustimmende Gebärde und sagte leise: „Es war mir, als ob ich in dieser Totenmaske den Typus mehr als eines edlen Frauenkopfes erkenne, der aus Eurer Hand hervorgegangen ist, Marcanton!" Dann aber, als er die heftige Bewegung und den düstern Ausdruck im Gesicht seines Gastfreundes wahrnahm, schwieg er und wollte es offenbar dem Bildhauer überlassen, ein

anderes Gespräch einzuleiten, wandte auch seine Blicke von dem Abguß hinweg und bannte sie geflissentlich auf den Sims, der den Herd umrahmte und den Carlo Rocca mit kleinen Bildern geziert hatte. Der greise Marcantonio saß indessen lange peinliche Minuten wortlos, er hatte noch einmal nach der Totenmaske emporgesehen, danach war sein Haupt auf die Brust gesunken, und jetzt verbarg er sein Gesicht in die erhobenen Hände. Die Atemzüge beider Männer und das Knistern der flammenden Holzscheite waren allein hörbar, bis auf einmal der Hausherr sich wieder zu Palladio wandte und mit gedämpfter, aber fester Stimme sagte:

„Verzeiht mir, lieber Herr und Meister. Ich habe es bedacht, daß es mir und Euch besser sein wird, ich beichte Euch und lasse Euch einen Blick in eine Vergangenheit tun, die in jenem Bild und meiner Seele lebendig ist, als daß Ihr Falsches, Halbwahres, schnöd Ersonnenes aus dem Munde anderer vernehmt. Ich habe nicht so dürftig gelebt und so Armseliges geleistet, daß ich ohne Feinde wäre und Lob aus jedem Munde erwarten könnte. Ich will's als Fügung ansehen, daß mein Carlo sich um Euretwillen zurückgezogen hat. Und ich bin's Euch vielleicht schuldig, Euch wissen zu lassen, warum ich das Leben, das will sagen des Lebens Schmerzen, über alles preise. Wenn es mir schwer fällt, den eigenen alten Schmerz zu erneuern, so muß mich trösten, daß Ihr Andrea Palladio seid und daß Euch die traurig süßen Züge des Bildes dort, sobald ich sie Euch gedeutet habe, in alle Zukunft kein Bild mehr bleiben werden.

Achtunddreißig Jahre sind verstrichen, Signor Palladio, seit ich auf der Stelle, an der Ihr sitzt, meine erste eigene Künstlerwerkstatt auftat. Das Kloster vor uns stand da-

mals schon — nicht halb so stattlich wie heute, aber das Refektorium ward unter Prior Baldassare gebaut — und mir war der Auftrag geworden, die große Speisehalle auszuschmücken. Prior und Brüder meinten, daß sechs Reliefs an der Langwand den Fenstern gegenüber dem Raume besser zum Schmuck gereichen würden als ein paar Wandbilder, und sie sannen mir an, etwa die Hochzeit zu Kana und das Mahl des Herrn in Bethanien in der Weise darzustellen, wie es Luca Robbia der Florentiner getan haben würde. Nun wißt Ihr selbst, daß das noch heute keine Aufgabe für mich sein würde, doch damals hatte ich Mühe, meinen frommen Gönnern nicht ins Gesicht zu lachen. Ich war in jener Zeit ein wilder, trotziger Bursche, so ungezähmt, aber längst nicht mehr so unschuldig, wie ich aus den Bergen von Primolano gekommen war. Was ich in der Schule des Begarelli zu Modena gelernt hatte, dünkte mich genug, es mit jedem Bildner der Welt aufzunehmen, das Leben aber wähnte ich zu verstehen und zu meistern wie keiner! Ihr werdet genug gehört haben, wie durstig wir jungen Gesellen von damals aus jedem Lustbecher schlürften, wie wohl uns im Taumel dieser üppigen Stadt war, wie gern wir sahen und glaubten, daß die Welt ringsum voller Frevel, ja, zur Hölle reif wäre. Je ruchloser, um so besser für uns! — gediehen auf Erden keine Heiligen, brauchten wir nicht erst Mühe anzuwenden, um heilig zu werden. So dachten und lebten die meisten meiner Genossen, und wie ich trachtete, hinter keinem zurückzubleiben, wo es Kunst und Können galt, so wollte ich auch nicht der Tor sein, der sich irgendwo um das Beste des Lebens betrügen ließe. Ich schwelgte im ersten Glück einer großen Arbeit und im Genuß ungezügelter Jugend, und mir schien es ein Vorrecht von uns Künstlern,

daß unsere Arbeit immer frische Gier nach Genuß weckte und unser Genuß der Arbeit wieder zugute kam. So versteht Ihr wohl, daß ich meinen Freunden im Kloster andere Zier für ihr Refektorium vorschlug und ihnen die Geschichte Simsons aufredete. Da fand ich Gelegenheit, Leben darzustellen, das mir als Leben galt, Manneskraft und weiblichen Reiz; Ihr kennt ja die Bildwerke und wißt, wie sich mein junger Überschwang in ihnen genug getan hat. Simson, wie er den Löwen zerreißt, wie er die Tore von Gaza davonträgt, wie er, dreimal im Schoß der Delila gefesselt, sich befreit und endlich überwunden wird, und wie er die Säulen im Festsaal der Philister niederstürzt, um seine Feinde und sich selbst zu begraben — mich deuchte die Geschichte für mich und meine Kunst wie geschaffen. Ich wähnte damals, es mit Simson an Kraft und Trotz aufnehmen zu können, und kannte auch der Delilen mehr als eine. Dann fühlte ich mich um ein gut Teil klüger als der starke Richter in Israel; mich sollten die Weiber weder mit Bastseilen binden, noch mir die Locken scheren, ich spottete jedes Gedankens, daß mir eine das Leben verderben, mich meiner Kunst abtrünnig machen oder es sonst über mich gewinnen könne. Fra Baldassare, der Prior, der bald merkte, wie es um mich stand, ließ es an mahnenden und strafenden Worten nicht fehlen; ich lachte ihrer, sagte mir, wenn er in mich drang, daß er sein Handwerk übe gleich mir, wenn ich an meinem Marmor stand, und freute mich, daß ich härter und spröder sei als der Stein, den ich zu bändigen wußte. Wenn er mich in meiner Werkstatt heimsuchte, ließ ich ihn sprechen, denn immer war er ein kluger und beredter Mann, und an seinem schönen Florentinisch schulte ich meine Zunge, die oft noch bäuerisch rauh war, aber im stillen pries ich

meine Kunst, die mich nicht zum Heucheln zwang. Was des Lebens Ziel und letzter Zweck sei, wußte er so wenig als ich, und ich meinte zu sehen, daß alle, die dachten wie er, das Leben selbst verlören. Wie oft, wenn er wieder hinausgetreten war, habe ich hinter ihm drein gejauchzt, nicht nur, um wieviel glücklicher, auch um wieviel klüger ich sei, obschon ich wenig Bücher las und kein ehrfurchtgebietendes Aussehen hatte.

Zwei Jahre hatte meine Arbeit für das Refektorium gewährt, und als sie vollendet war, hätte ich die Bretter- und Backsteinhütte, die ich hier aufgerichtet, nun wieder abbrechen dürfen — doch daran dachte ich so wenig als die Brüder. Ich hatte, noch ehe meine Simsonbilder fertig in der Mauer drüben prangten, einen anderen Auftrag übernommen, ein Grabmal für einen der Crispi, den Seehelden, der in San Zaccaria seine Ruhestätte gefunden hat. Ich geriet zum erstenmal ins Gedränge — die Familie ließ sich nur schwer die Najaden und Tritonen aufreden, die den Sarkophag tragen und zieren sollten, und forderte unerbittlich, daß der alte Admiral selbst still und das Kreuz zwischen den gefalteten Händen auf dem Grabmal liegen sollte, während ich ihn gern dargestellt hätte, wie er am Bord seiner Galeere im Türkenkampf gefallen war, totwund und doch noch halben Leibes emporbäumend und zum letzten Schwertschlag ausholend. Da ich aber die Zechinen der Erlauchten brauchte, so mußte ich wohl schließlich nachgeben und fluchte Tag für Tag in mich hinein, oder auch gegen die Wände, daß die Leute die Augen nicht besser offen hätten. Ich tat die meinen dafür um so weiter auf und schaute umher, ob sich mir nicht ein Bild zeigen wollte, an dem sich mein Sinn mehr erlaben könnte als an dem toten Herrn Niccolo

Crispo. Ich weiß nicht, an wieviel Gestalten und Zügen, die mich späterhin berührt, ergriffen und belebt hätten, ich damals kalt und stumpf und blind vorbeigegangen bin, denn Ihr wißt, Meister Palladio, unsere Augen sehen nur, was sie sehen wollen, was uns aus Blut und Hirn heraus zum Sehen zwingt. Aber was in mir lebte, erfaßte ich auch außer mir gut: und so haschte ich, eines schönen Tages über die Riva dei Schiavoni schlendernd, ein so köstliches Stück Leben, als es nach meinem Sinn für einen Bildhauer nur geben konnte. Im Sonnenschein flogen dort die grauen Tauben vom Markusplatz ab und zu, und dreist, wie sie noch heute sind, setzten sie sich auf Arme und Schultern jedes Menschenkindes, das ihnen ein paar Brocken Brot hinwarf. Und auf den runden, heißen Steinen, von dem Taubenvolke umflattert, lag halb und saß halb eine schlanke Fischerdirne von Chioggia — dreizehnjährig, halbwüchsig, die mit großen schwarzen Augen unter der Kopfhülle hervorblickte und halb erschrocken, halb neugierig das verliebte Taubenpaar anstarrte, das sich auf ihrem braunen nackten Arm flügelschlagend ergötzte. Der Tauber fragte nichts nach der ganzen Welt, liebkoste sein Täubchen, wo er ihrer habhaft ward; die Kleine aber, der in diesem Augenblick ein Geheimnis erschlossen wurde, saß mit schambrennenden Wangen und scheute sich doch, die Tiere zu scheuchen, bis ich hell auflachte, sie mich wahrnahm und aufsprang, das zärtliche Taubenpaar und den ganzen Schwarm, ihr Brot und selbst ihr rotes Kopftuch hinter sich ließ, in die Fischerbarke am Ufer hinabsprang und sich hinter dem rot und gelben Segel niederduckte. Ich aber sah ihr, so hübsch sie mir schien, wahrlich nicht nach, ich war ganz voll von dem Motiv, das ich eben erhascht hatte, warf mich noch

lachend in eine Gondel und ließ mich nach der Klosterinsel hinüberfahren. Ich hatte einen Klumpen Wachs in meiner Werkstatt liegen und machte mir im ersten Feuer eine Skizze der Gruppe. Wie ich damals beschaffen war, konnte ich das Stück Leben nicht einmal schlicht wiedergeben, wie ich's geschaut hatte, unter der Hand ward mir das neugierig verschämte Mädchen zur kecken Bacchantin, deren Brust und jugendliche Glieder aus den Hüllen hervor wildem Liebesleben entgegenblühten und der das Taubenpaar wahrlich nichts Neues mehr sagte. Ich war sicher genug, daß mein Werk Liebhaber finden würde, und im Eifer, es bald zustande zu bringen, ließ ich den erlauchten Signor Crispo auf der Marmordecke seines Sarges, kaum halben Leibes vollendet, liegen und bosselte an meinem Fischermädchen, das ich in Marmor ausführen wollte, sobald ich die verhaßte Arbeit an dem Grabdenkmal hinter mir hätte. Nie zuvor war ich so eifrig bei der Arbeit gewesen, nie meinte ich so sicher gewußt zu haben, was die Kunst allein kann und soll, und nie hatte ich Fra Baldassare so fröhlich verlacht als am Tage, wo der wackere Herr kam und zu meinem frechen, wild begehrlichen Bild den Kopf schüttelte und mir erzählte, daß ich Besseres vermöchte!

Und wie ich dastand, selbst ein kalter, halb kindischer, halb frevelnder Tor, der sein ungestümes Blut und seine ungezügelte Genußgier für Offenbarungen der großen Mutter Natur hielt, sollte mir meine Stunde schlagen! Am Nachmittag eines Tages, an dem ich in der Frühe den letzten Fingerdruck an meiner wächsernen Skizze getan und danach zum Glück den dicken Staub vom Sarkophag des Niccolo Crispo geblasen hatte, stürmte der Bruder Pförtner aus dem Kloster vornen zu mir herein und

meldete mir vornehmen Besuch an. Der Senator Enrico Crispo, mein Auftraggeber, sein hoher Verwandter, der erlauchte Herzog von Naxos, der gerade in Venedig weile, und die Tochter des Herzogs seien ans Kloster gekommen, hätten nach meiner Werkstatt geforscht und folgten ihm auf dem Fuße. Ihr wißt, Meister Andrea, zu jener Zeit regierten noch ein paar große Geschlechter Venedigs über die Inseln des Ägäischen Meeres, und die Crispi auf Naxos waren die Vornehmsten von ihnen. Sie waren damals schon samt all ihrer Fürstenherrlichkeit arme Knechte des Türkensultans, die Republik konnte sie nicht, konnte kaum sich selbst schützen, und sie mußten zusehen, wie sie mit unterwürfigen Diensten und Geschenken ihre heidnischen Gebieter bei Laune hielten. Aber die Herzogskrone schimmerte doch der Welt in die Augen — und sie klammerten sich an den elenden Rest ihrer Macht, wie es Fürsten tun, und die Crispi hier in Venedig und die drüben in Citadella an der Brenta waren auf die erlauchte Verwandtschaft stolz. Von alledem wußte ich freilich an jenem Nachmittag wenig, so gut wie nichts, der Herzogsname schlug mir, so hochfahrend und keck ich war, in die Glieder, und ehe ich noch Zeit gehabt hatte, mich ein wenig zu sammeln, waren sie durch den Klostergarten herangekommen, standen auf der Schwelle meiner Werkstatt, und sie, die Tochter des Herzogs von Naxos, des Tommaso Crispo, stand just dort, wo Ihr heute ihre Totenmaske seht! Durch die offen gebliebene Tür flutete ein Strom hellen Sonnenlichtes herein, und ich verneigte mich tief, doppelt geblendet vom Licht und von der Erscheinung, nicht der beiden Crispi, aber der jungen Herrin an ihrer Seite. Meine Augen waren damals nicht geschult, das Beste in dem edlen süßen Gesicht der schönen Maddalena wahrzunehmen

— doch den königlichen Wuchs ihrer Gestalt und die Schönheit ihrer Züge sah ich mit einem, mit dem ersten Blick, und ein innerer Jubel, daß diese Holdseligkeit für eine Viertelstunde im Bereich meiner Augen sei, erfüllte mich. Der Senator nannte dem Herzog und seiner Tochter meinen Namen, der Inselfürst gönnte mir kaum einen Blick der harten, dunklen, stechenden Augen. Madonna Maddalena sah mich aus ihren lichtbraunen gütiger an, wandte sich aber zu dem Sarkophag und den Bildwerken an dessen beiden Langseiten. Sie wie ihr Vater und ihr Verwandter verrieten, daß sie gewohnt waren, viel und gut zu sehen, die junge Dame machte nur eine Bemerkung über eine meiner Najaden, bei der ich beschämt stand, da sie augenblicklich das Rechte getroffen hatte. Und die Beschämung wirkte auf mich wie immer, sie weckte den Trotz in meiner Seele, ich hörte kaum darauf hin, was sie an mildem verständigem Lob meiner Erfindung und Kunst hinzufügte. Ich hatte eben eine Anwandlung verspürt, die Skizze zur Figur des Mädchens mit den Tauben, die vor mir auf der Drehscheibe stand, mit einem Tuche zu überdecken; ich wußte selbst nicht, woher mir die plötzliche Scheu kam, der Fürstentochter mein Stück Leben vor Augen zu stellen. Jetzt aber faßte mich der Trotz — und ich dachte grollend, wer seinen Fuß in eines Künstlers Werkstatt setze, müsse sich gefallen lassen, was ihm dieser Künstler aus der Wahrheit seiner Natur heraus darbiete. Und zugleich senkte ich meine heißen Blicke auf die schöne Gestalt, die dort zu meinem Marmor gebeugt stand. Ich suchte, wie ich gewohnt war, in den Falten ihres Sammetgewandes die Pracht ihrer jungen Glieder zu erhaschen, und fühlte selbst, daß in meinen Augen ein dunkles Feuer brannte. Plötzlich richtete sich die Prinzessin empor,

sah flüchtig nach mir, und in ihrer Gebärde, ihrer leisen Bewegung war ein Etwas, als ob sie dichte schwere Hüllen um sich ziehe und mich zwinge, meinen Blick auf ihre reine Stirn zu heften und in die unergründlichen schönen Augen zu versenken. Zugleich trat sie an mein Wachsmodell heran, und statt sich, wie ich gemeint hatte, entrüstet oder verächtlich abzuwenden, betrachtete sie die Skizze mit der gleichen ruhigen Aufmerksamkeit wie vorhin die Basreliefs am Sarkophag ihres Verwandten. Eine leichte Wolke des Unmutes stieg von den schön geschwungenen Augenbrauen nach der Stirn hinauf, um die Lippen zuckte es wie ein leises Bedauern, und schließlich sagte sie mehr zu ihrem Vater, dem die dreiste Fischerdirne nicht zu mißfallen schien, als zu mir: ‚Schade um das schöne Motiv, so wie es ist, wirkt es arm und flach!‘

Ich aber fand im ersten Aufwallen ob dieses Wortes die Sprache wieder und rief aus: ‚Eure Herrlichkeit mag mir vergeben, aber Ihr scheltet den Anfänger um eine Armut seiner Kunst, die auch der Meister nicht besiegt. Wir sind, wo wir wahr bleiben wollen, an das Leben des Leibes gebannt, und mich deucht, daß ich hier in einer Erscheinung und Bewegung ein Stück warmes Leben festgehalten und ausgedrückt habe.‘

‚Gewiß — gewiß — Marcantonio, und darum nannte ich das Motiv schön!‘ entgegnete Signora Maddalena ruhig und mit einer Stimme, die mich so seltsam berührte, daß ich meinte, einen Ton wie diesen noch nie gehört zu haben. ‚Wenn Ihr schon darstellen wollt, was wir hier sehen, warum muß es eine wilde, zuchtlose Dirne sein? Euer Bild würde anmutig und gewinnend wirken, wenn hier ein sittiges Mädchen stünde, deren Haltung und Gesicht

süße Scham und einen leisen Schauer vor den Rätseln der Natur verkörperten!‘

Sie wandte sich hinweg und kümmerte sich weder um den Widerspruch des Herzogs, der mir zunickte, als ob er sagen wollte, daß sich meine wackere Arbeit dem Verständnis einer Dame entziehe, noch um mich, der ohne einen Laut zur Seite seines Machwerkes stand. Das Lächeln der väterlichen Hoheit tat mir nicht wohl und ich fühlte mich in meinem Sinne wie zu Boden geworfen. Hätte ich mich nicht vor den beiden Alten geschämt — ich hätte meine Figur wieder zum Wachsklumpen zusammengedrückt, denn ich sah mit einem Schlag die Gestalt vor meinen Augen, wie sie vor den ihren stand, und verächtlicher als das Fürstenkind maß ich meine derb lüsterne Dirne. Gleich einem Blitz war es in mich geschlagen, daß die lebendige Wirklichkeit ihrer Forderung viel mehr geglichen habe als meine Skizze, und ich stand beschämt wie ein Bettelbube, den man auf einem kleinen Betrug ertappt hat. Ob sie es merken mochte, daß ihr flüchtiges Wort stark auf mich gewirkt hatte, oder ob sie nur der Güte ihrer Natur folgte: sie trat auf meine Seite und redete für mich, als Herr Enrico Crispo mein Grabbild seines Großohms unverständig zu tadeln anhub. Und als der Herzog endlich ungeduldig wurde und gelangweilt gähnte — sprach sie mich vor dem Aufbruch noch einmal an und sagte: ‚Lebet wohl, Marcantonio! Ich danke Euch für das Schöne, was Ihr uns schauen ließet — ich hoffe mehr von Euch zu sehen, falls uns das Schicksal wieder einmal nach Venedig führt.‘

‚Ich hoffe, Ihr sollt Besseres von mir sehen und zum mindesten hören, Madonna!‘ erwiderte ich verwirrt, meiner Sinne kaum mehr mächtig. Und wie sie grüßend

davonschritt, auf den Arm des Senators gestützt, wallte doch mein Künstlerblut, dessen ich mich eben geschämt hatte, wieder hoch auf, ich verschlang die stolze hohe Mädchengestalt im Hinweggehen mit trunkenen, entzückten Blicken und stand noch, ihr sehnsuchtsvoll nachstarrend, auf der Schwelle meiner Werkstatt, als meine Besucher schon längst hinter den Zypressen des Klostergartens verschwunden waren. Mein Hirn glühte wie im Fieber, und eine wilde Jagd von scham- und reuevollen, von verbitterten und höhnischen, von dunklen und verworrenen Gedanken tobte hindurch. Das Nächste war, daß ich das Wachsmodell mit ein paar Faustschlägen zusammenhieb und dann einen Versuch machte, die Figur nach ihren Gedanken neu aufzubauen. Ich hätte wahrlich eher mit meinen Füßen als mit den zitternden Händen zu schaffen vermocht, und als ich spürte, wie es um mich stand, rannte ich hinaus, den Sturm in mir ausrasen zu lassen. Das Eiland hier war mir zu eng, und ich hatte, als ich in eine Gondel sprang, einen Augenblick den wahnsinnigen Gedanken, die Prachtbarke des Hauses Crispi zu erreichen. Doch besann ich mich zu rechter Zeit, wer ich und wer die sei, der ich meinen Anblick aufdrängen wollte. Nachdem ich mich ratlos eine Stunde den Großen Kanal hatte auf und ab treiben lassen, befahl ich, zu Herrn Pietro Aretino zu fahren. Ihr könnt denken, Meister Andrea, daß ich, wie ich damals beschaffen war, mich im Hause des Aretiners heimisch gemacht hatte. Hätte ich Stärkung für meine frevle Weise bedurft, das Leben anzusehen, so würde ich sie bei Herrn Pietro gefunden haben — doch ich sagte Euch schon, daß ich keine bedurfte. Auch wußte ich wohl, als ich auf dem Wege zum Aretino war, daß ich ihm von allem, was ich heute erlebt und was mich jetzt in grimmigen Zwiespalt

mit mir selbst brachte, nichts verraten dürfe, wenn ich nicht sein hellstes Hohngelächter wecken wollte. Aber ich hoffte, daß er, der in der ganzen Welt zu Hause war und jedes Bildes Kehrseite kannte, mich über den Herzog von Naxos und seine Prinzessin, über das wundersame Frauenbild belehren könnte, das mich so jäh in so dumpfes törichtes Leid hineingestoßen hatte. Vielleicht meinte ich sogar an seiner Bosheit zu genesen — ich war so manches Mal, wo ich mit dem Leben nicht fertig zu werden wußte, wo mich eine dumme Ehrfurcht überkommen wollte, verzagt zu ihm gekommen und getröstet hinweggegangen. Was ich mir an diesem Abend auf seiner Terrasse unter den Granatbäumen holte, war freilich kein Trost. Er kannte die Crispi alle und den Inselfürsten Tommaso, den Jammerherzog, wie er ihn nannte, besser als die anderen. Das Blut des Hauses sei schon in Venedig nicht mehr rein und der Zweig auf den griechischen Inseln vollends entartet. Die ganze Herzogherrlichkeit hänge an der Laune eines türkischen Paschas, von der Höhe der Bestechungen ab, die der Bailo Venedigs und der Gesandte des Herzogs in Konstantinopel aufzuwenden vermöchten — und offenbar habe sich der Herzog von Naxos der Heimatstadt seines Geschlechtes und seiner Verwandten nur erinnert, weil es wieder einmal gelte, Opfer für den Fortbestand seiner Herrschaft zu beanspruchen. Herr Pietro fuhr noch in diesem Tone fort, als ich längst seine Erzählung nicht mehr hörte, sondern ihn ungeduldig wieder und wieder nach des Herzogs Tochter frug. ‚Ja so,‘ lachte er. ‚Hat Euch Madonna Maddalena in die Augen gestochen? Nun, sie ist eine Schönheit — obschon für meinen Geschmack um ein gut Teil zu klostermäßig. Mit all ihrer Heiligkeit ist sie für keinen Christenmenschen gewachsen, es fragt sich nur,

welchem Türkenherrn sie zu teil wird — mit ihrem schönen Leib erkauft der Herzog von Naxos wohl noch einmal die Fortdauer seiner Fürstenherrschaft! Was schneidet Ihr für Gesichter, Marcantonio? Habt ihr wirklich Feuer gefangen, so tretet so hoffnungslose Glut aus und stürzt Euch in die Arme einer anderen. Die rote Nettuna von der Fondamenta Nuova hat mich schon zwei- oder dreimal nach Euch gefragt!' Ich rannte schier ohne Abschied wieder aus dem Hause, und was hätte ich dem üppigen Spötter auch sagen sollen? Ich hatte an tausend Tagen seiner Art, das Leben anzusehen und in schlammiger Flut zu baden, kräftig zugestimmt — und ich wußte selbst nicht, was über mich gekommen war! Was konnte die gewaltsame Erschütterung und der plötzliche tiefe Ekel an mir selbst anderes sein als ein Fieber, ein Anfall von Wahnsinn, ein toller Traum, der vor dem nächsten Tagesgrau zerstiebte? Seit ich im kalten Herbstregen, ein altes Schaffell um die Schultern und mit einem Stück grober Polenta im Sack, an den Berghalden von Primolano die Ziegen gehütet hatte, war mir niemals so elend und trostlos zumute gewesen wie am Abend jenes Tages. Ich weiß nicht, wie ich nach der Rialtobrücke gekommen war. Ich weiß nur, daß ich mich todmüde auf eine der Stufen gerade über einem dalmatinischen Messerhändler niedersetzte, der am Tage hier seine Ware feilgeboten hatte und die milde Nacht im Freien verbrachte. Er merkte, so fest er schlief, daß er einen Genossen erhalten habe, fuhr einmal empor und klirrte wild mit den Griffen seiner Messer und Dolche, die ihm am Gürtel hingen, aber beruhigte sich alsbald wieder, nachdem er mich, was beim Mondlicht leicht genug war, scharf ins Auge gefaßt und als völlig ungefährlich befunden hatte. Was er sich auch denken mochte, er störte mich nicht wieder

und sein Atemholen und gelegentliches Schnarchen gab einen wunderbaren Takt zu den wilden und trostlosen Gedanken ab, in denen ich schlaflos auf der Brückenstufe saß. Ich zersann mir das Hirn und sah nur immer wieder das eine Bild, daß eine weiße Hand das Tor zu einem Wundergarten, dessen Dasein ich nicht gekannt noch geahnt hatte, aufriß und nachdem sie meine Augen geblendet hatte, wieder jäh zuschlug. Meinte ich doch selbst ein höhnisches Lachen dabei zu hören, so wenig solch Lachen zu dem lichten Gesicht passen wollte, das ich in der Mondnacht fort und fort vor mir sah. Und erst nach bangen Stunden rang sich aus dem wirren Gewühl meiner schmerzlich ingrimmigen Gedanken der Vorsatz heraus, daß ich die Gruppe treu nach der Forderung von Maddalena Crispo ausführen und der Inselprinzessin zeigen wollte, daß ein Künstler, wenn er ein rechter ist, sich auch in ein Leben hinüberschwingen könnte, das ihm das Schicksal versagt hat.

Ich will Euch nicht erzählen, Meister Andrea, wie mir die nächsten Wochen und Monde verliefen. Ich würde lügen, wollte ich sagen, daß die Erschütterung der einen Stunde mein ganzes Leben umgewandelt hätte — erfuhr ich doch eben damals erst, wie tief mir meine Art, die Welt zu schauen und zu genießen, im Blute saß. Es brauchte nur weniger Tage, und ich schwamm wieder auf den gewohnten Wogen, nur das freche Selbstgenügen wollte nicht wiederkehren. Ich nahm eine Bestellung auf eine dem Bade entsteigende Nymphe für den Dogen Grimani an und war fleißig beim Werke, sobald ich das Grabmal des Admirals vollendet hatte. Aber ich erwarb mit dem Marmor für diese zugleich ein prächtiges Stück für die Figur der jungen Fischerin, die ich wieder zu bilden

begann. Und freilich war mir's, als hätte ich, seit ich in Maddalena Crispos Gesicht geblickt, neue Augen erhalten. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte jetzt Tag für Tag erkennen, daß ich an gar vielen Zügen und Formen blind vorübergegangen war, die ich nun mit einemmal sah. Wie einer von Dantes heidnischen Schatten, die unverwandt nach dem Paradies hinüberschauen, das ihnen nicht vergönnt ist, suchte ich mein Werk mit einem Hauch aus jener Welt zu beleben, der die Tochter des Herzogs von Naxos entstammte und angehörte. Und fest hatte ich mir vorgesetzt, daß, wenn meine Gruppe nur irgend geriet, wie sie es fordern durfte, daß sie das Werk besitzen sollte. Dabei gab ich nicht auf, Madonna Maddalena wiederzusehen; die ungezählten Stunden, in denen ich den Palast der Crispi umkreiste, brach ich, ohne es zu merken, den Freuden ab, die mich sonst nach der Arbeit in meiner Werkstatt gelabt hatten. Auch vermißte ich nichts dabei, ich fühlte Genügen, ja Glück, wenn es mir nach Tagen und Wochen gelang, sie im Torbogen und auf den Stufen zum Kanal zu erblicken, wenn sie die Prachtgondel bestieg und sich zu den Festen begab, mit denen die meisten edlen Häuser den Fürsten von Naxos ehrten. Am Ende faßte ich mir hinter dem Rücken des Aretiners das Herz, in den Palazzo einzutreten, allerhand Bekanntschaft unter dem Dienerschwarm zu suchen und nun beinahe Tag für Tag zu wissen, wohin sich die erlauchte Familie begab. So gelang mir's, die schlanke Gestalt, das edle Gesicht der jungen Fürstin, das so tief ernst, fast trauervoll und dabei doch so leuchtend schön war, ein und das andere Mal wiederzusehen, sie ehrfurchtsvoll zu grüßen. Sie dankte mir mit vornehmer Freundlichkeit, und es schien ihr nicht aufzufallen, daß ich öfters vor ihre Augen trat.

Mir aber hinterließ jede solche Begegnung ein wunderbar dumpfes Gefühl — das Glück, ihre Holdseligkeit und Jugendblüte zu schauen, ging im Ingrimm unter, daß ich nach solcher Blüte meine begehrliche Hand nicht ausstrecken durfte; und daneben sah ich doch im Schimmer ihres Blickes ein Etwas, von dem ich nicht wußte, war's ein feiner Spott über meine innere Armut und meinen Bettlerdünkel, war's eine Lockung, eine Verheißung? Sicher ein Rätsel, dessen Lösung mich reizte, und mich bei meinem hoffnungslosen Treiben festhielt. Ich glich einer Motte, Signor Andrea, aber einer Motte, welche die verzehrende Flamme umflattert und dennoch weiß, daß sie weder dem Lichtkreis entrinnen, noch sich hineinstürzen kann. Und bis heute weiß ich nicht, wie dies Treiben hätte enden sollen, wenn nicht sie, die die Ursache von alledem war, ihm selbst ein Ende bereitet hätte.

Denn wie ich eines Tages wieder in den Palast am Rio Margherita eingetreten war und mit einer Schnur guter Korallen in der Tasche ganz kecklich nach dem Gemach von Signora Irene Demetros, der griechischen Kammerfrau der Prinzessin, emporstieg, von der ich erfahren wollte, wohin heute die Gondel des Herzogs und ihrer Herrin fahre, tat sich, ehe ich das Gemach der Griechin erreicht hatte, auf dem großen säulengetragenen Vorflur des Obergeschosses eine der Prachttüren auf, und Madonna Maddalena trat mir, im Begriff, quer über den Flur zu gehen, unverhofft gegenüber. Es war ein Zufall, daß in dem ganzen großen Raum keine Diener zugegen waren, die Fürstentochter schien darüber wie über meine Gegenwart befremdet, ich hatte gerade noch Geistesgegenwart genug, mein Knie vor ihr zu beugen und ein paar verworrene Worte zu stammeln, daß ich zur Frau Irene wollte, durch die ich

eine Bitte an die Herrlichkeiten zu richten hätte. Sie winkte mir, mich zu erheben, und sagte dann mit ruhiger Würde:

‚Wozu bedarf es der Kammerfrau, wenn Ihr eine Bitte an meinen Vater oder mich habt, Marcantonio? Ihr seid ein freier Künstler, sobald Ihr Euch geziemend melden laßt, wird man Euch Gehör nicht versagen. Der Herzog ist im Dogenpalast, vielleicht kann ich Euch Antwort geben.‘

Sie entglitt durch die Tür, aus der sie herausgetreten war, ich starrte ihr bestürzt nach, aber noch ehe ich mich gesammelt hatte, trat eine ältere Dame heraus, ihre venezianische Aja, wie ich viel später erfuhr, die mit vollkommener Ruhe zuerst eine Glocke läutete, worauf drei, vier Diener die Treppe emporkamen. Sie wandte sich zuerst zu den Dienern: ‚Tut eure Pflicht, die Hoheit will Meister Marcantonio Primolano empfangen, öffnet die Türen zum Audienzsaal,‘ und dann zu mir: ‚Wenn es Euch gefällig ist, Signor Marcantonio?‘ Sie schritt mir voran, die gescholtenen Türhüter standen schon auf ihrem Platz und verneigten sich vor ihr wie vor mir bis zum Marmorpflaster des Flurs, ich trat in ein prächtiges Gemach, in dem ich Madonna Maddalena erblickte, die zwei junge Damen in ihrem eigenen Alter neben sich hatte. Jetzt erst verstand ich, daß ich die Fürstentochter nicht allein sprechen dürfe, obschon ich bis heute nicht weiß, ob die plötzliche Begegnung auf dem Flur des Palazzo Crispi nur der Gunst des Glückes oder einer ersten Regung geheimen Anteils an mir entstammte. Ich trug ehrerbietig die Bitte vor, daß der erlauchte Herzog und seine Tochter nochmals meine Werkstatt auf San Giorgio besuchen möchten. Wie ich hinzufügen wollte, daß ich die Gruppe der jungen Fischerin mit den Tauben nach dem Rate der

Hoheit umgebildet habe, versagte mir die Zunge, denn bei den ersten Worten sah ich auf den Wangen der Herzogstochter Glut und Blässe im Kampf, und ihre Augen schienen mir plötzlich Schweigen zu gebieten. So schlang ich halb wieder hinab, was ich der schönen Herrin gern gesagt hätte. Die Prinzessin aber antwortete mit anmutiger Bewegung: ‚Ich danke Euch im Namen des Herzogs, meines Vaters, daß Ihr uns zu Eurer Werkstatt geladen habt. Ich weiß nicht, ob wir noch eine Stunde finden werden; unsere Galeere liegt zur Abfahrt nach den Ägäischen Inseln schon seit Tagen bereit. Seid jedoch gewiß, daß wir, wenn es irgend möglich ist, uns gern noch einmal an Eurer Kunst erquicken und es bedauern werden, wenn andere Pflichten uns dieses Genusses berauben sollten.‘ Sie machte ein Zeichen, daß ich verabschiedet sei; die Aja geleitete mich zur Tür, deren Flügel sich wie von selbst öffneten. Ich taumelte über den Flur hinweg, die große Treppe hinab und aus dem Palast Crispi hinaus und sah nichts, nichts als den Blick, den mir Madonna Maddalena zuletzt gegönnt hatte. Ein Blick voll tiefer Güte, voll reiner tröstlicher Teilnahme, wie ihn der Erlöser der Ehebrecherin gegönnt haben muß, ein Blick, der mir verriet, wie gut sie wußte, daß all meine guten und schlimmen Gedanken bei ihr verweilt hatten. Als ich mich selbst wieder zurechtfand, war ich gewiß, daß sie meine Bitte erfüllen würde, und mit Fieberhast räumte ich, nach San Giorgio zurückgekommen, meine Werkstatt auf und ließ des Tags wohl hundertmal einen prüfenden Blick über die Figur meiner Fischerin gleiten, ob sie nun magdlich und süß bewußtlos genug erscheine.

Ich hatte mir den milden Strahl aus den Augensternen Maddalena Crispos recht gedeutet: am zweiten

Tage nach meinem Besuch kam in aller Frühe ein Hausbeamter des Herzogs von Naxos, ein gelblicher, hagerer, langnasiger Grieche, dessen spitzbübisches Antlitz ich zu meinem Leid nicht nur diesmal schauen sollte, und kündigte mir den Besuch der Herrlichkeiten für den Nachmittag an. Ich konnte nichts tun, als meinen demütigen Dank vermelden zu lassen, und nachher die Minuten zählen, in deren jeder das Bild der Fürstentochter vor mir stand und ich mich zum tausendstenmal frug, warum wohl dies fremde Licht in mein Leben gefallen sei.

Sie kamen wie verheißen und sahen das fertige Grabmal ihres Verwandten, meine begonnene Nymphe und die Figur der Fischerin im Modell und soweit sie im Marmor fertig stand; sie lobten die Vollendung, die ich dem Grabmal inzwischen gegeben hatte. Als aber Vater und Tochter vor der Gruppe standen, blitzte ein häßliches Lachen um den Mund des Herzogs, er maß langsam meine Arbeit, warf einen schnellen, halbscheuen Blick auf Madonna Maddalena und einen höhnischen auf mich und rief dann wegwerfend: ‚Schade, Marcantonio, Ihr habt das hübsche Bild durch Eure Änderung verdorben!‘ Es überlief mich heiß, daß ich ehrerbietig schweigen mußte, die Prinzessin jedoch, welche fortfuhr die Gruppe zu betrachten, ließ sich durch den Ton Seiner Herrlichkeit nicht beirren und sagte: ‚Ich fasse es anders auf, mir ist Euer Werk erst erquicklich geworden, wie es jetzt steht. Ich sollte meinen, Ihr hättet bei diesem Anlaß erfahren, daß die reinsten und zartesten Motive in der Kunst eine geheime Gewalt haben, die alle falsche Stärke und alles Scheinfeuer überwindet.‘

Sie sprach es mit einem Tone in der Stimme, der mich seltsam ergriff, der kalt und fast hochmütig klang

und in dem sie doch einen inneren Anteil barg. Solange es ihr Vater noch zuließ, verweilte sie vor meinem Bildwerke, und ihre Augen senkten sich immer aufs neue auf die Stirn und die Züge des süß verschämten Mädchens herab, dessen kindliches Antlitz ein Spiegel ihres eigenen edlen Gesichtes war. Als Tommaso Crispo dann plötzlich aufbrach und eine kostbare Gemme zum Siegelring in meine Hand legte, blieb sie hinter ihm zurück, und über die Schulter des Herzogs hinweg gönnte sie mir wiederum einen Blick, der Ermutigung und Trost, ja, eine Verheißung in meine Seele goß, während sie selbst sich von mir in einer Weise verabschiedete, als geschehe es auf Nimmerwiedersehen.

‚Habt Dank, Meister Marcantonio,‘ hörte ich sie sagen. ‚Nein, nein, wehrt den Meisternamen nicht ab. Bis ich Euch wiedersehe, wenn es je geschieht, werden Jahre und Jahrzehnte vergehen, und bis dahin wird Euch längst die ganze Welt Meister nennen. Ihr seid auf dem besten Wege, wenn Ihr festhalten könnt, was Ihr in den letzten Wochen gefühlt und erkannt habt.‘ Ihr Vater fügte noch ein paar Worte hinzu, die huldvoll klingen sollten und aus denen ich doch erriet, daß nur sie es gewesen, die ihn zu diesem zweiten Besuch in meiner Werkstatt bestimmt hatte. Wiederum sah ich sie durch die Tür meiner Bretterhütte, durch den Klostergarten entschweben, das dunkelgrüne Sammetgewand und der Schleier von dunklen Spitzen blieben noch vor meinen Augen, als ich ihr Gesicht schon längst nicht mehr erblickte. Ich mußte im Wahn gestanden haben, sie werde sich noch einmal nach mir umwenden, denn als dies nicht geschah und endlich auch die Gestalt entschwand, warf ich mich wie ein Unsinniger auf den Boden meiner Werkstatt nieder, verbarg

mein Gesicht in den Händen und fühlte, wie mir heiße, schwere Tränen zwischen den Fingern herabquollen. Als ich wieder zu mir selbst kam, erschrak ich über die Heftigkeit meiner dunklen Leidenschaft; was wollte, was träumte, was begehrte ich? Wohin trieb mich die Empfindung, die Herr über mich geworden war? Es war im Grunde lächerlich genug, daß ein schönes Weib, die zu hoch, zu fern für mein Verlangen stand, mich zwang, zu ihr wie zu einer Heiligen aufzuschauen, es war noch lächerlicher, daß ich der nachschluchzte, die ich nicht das Herz hatte zu umfangen, an mich zu reißen, und doch konnte ich nicht lachen! Ich blieb im Bann einer unerklärlichen Macht und mußte mich treiben lassen wie einer, der wider Wissen und Willen auf die Wogen geraten ist. Meine alten Genossen, die mich blasser, unlustiger und täglich verschlossener fanden, zeigten mir mit Blick und Gebärde, wie töricht es ihnen erschien, aber sie blieben stumm, nachdem sie ein- oder zweimal gemerkt hatten, daß ich weder Scherz noch Hohn über mein geheimes Leid ertrug. Zum sicheren Zeichen, daß mir die Schönheit und Reinheit der Prinzessin von Naxos nicht nur die Sinne, sondern auch die Seele gerührt hatten, konnte ich wenigstens schaffen, arbeiten wie in meinen mutigeren Tagen, und vor allem trieb's mich, die Fischerin mit den Tauben zu vollenden. Ich hatte mir geschworen, daß dies Bildwerk, das durch den Hauch ihres Wesens sein Leben erhalten hatte, ihr auch gehören sollte. Obschon ich mir nicht verhehlte, daß das Geschenk eines armen Künstlers an die Fürstentochter leicht schroff und herrisch zurückgewiesen werden konnte, lebte doch eine geheime Zuversicht in mir, daß dies nicht geschehen, ja, daß meine Schenkung eine Brücke zur Wiederbegegnung mit der Holdseligen werden

könnte, deren Züge ich zu jeder Stunde vor mir sah und deren Stimme ich wievielmal im Traum hörte, um dann in heftiger Sehnsucht nach dem verhallten Laute zu erwachen.

So gingen Monate, ging ein Jahr hin, Meister Palladio, und ich war nicht mehr der alte und doch der alte Marcantonio! Ihr werdet nicht meinen, daß ich mich besser zum Heiligen geschickt haben würde, als bis dahin, wahrlich nicht, aber das Licht, das plötzlich auf meinen Weg und mein Bild von der Welt gefallen war, verlosch so wenig mehr, als die geheime Hoffnung, Madonna Maddalena wiederzusehen. Bei männiglich zog ich Kunde über den Stand der Dinge im Osten ein und wußte bald für gewiß, daß die Regierung der Republik nicht daran denke, den Herrengeschlechtern auf den griechischen Inseln ihre morschen Kronen zu erhalten, sobald eine ernste Gefahr eintrete. Die Signori im Dogenpalast zögerten, selbst für den eigenen Besitz das Schwert zu ziehen, und die Gebieter auf den Inseln, die schon lange Vasallen der Türken waren, konnten sich jeden Tag in armselige Flüchtlinge verwandeln. Der Himmel weiß, was ich mir dabei dachte, wenn ich solchen Ausgang für mich wünschenswert hielt! So sehr war ich auf ihn gefaßt, daß ich, als eines Morgens die Botschaft kam, ich sollte im Palast der Crispi vor dem Senator erscheinen, ich mich des Wahns nicht erwehren konnte, dort dem gestürzten Herzog und seiner Tochter gegenüberzutreten. Als ich aber dem Herrn des Palastes meine Verbeugung gemacht hatte, erfuhr ich alsbald, daß der Fürstenthron von Naxos noch stehe, und vernahm eine Botschaft von dem Eiland, die mir das Blut dreifach schneller durch die Adern trieb. Im Auftrag seines erlauchten Vetters meldete mir der Senator, daß

die Marmorgruppe, die ich mit einer Galeere von Venedig an Ihre Herrlichkeit die Prinzessin gesendet hatte, glücklich angelangt sei, daß der Herzog ihr gestattet habe, das unverlangte Kunstwerk anzunehmen, mich zu gelegener Zeit dafür zu belohnen hoffe und mir einstweilen eine goldene Kette überreichen lasse, ein Geschenk, das alsbald in meine Hand gegeben wurde. Meine Sendung habe dem Herzog den Gedanken nahegelegt, ob ich mich wohl entschließen möchte, ein oder zwei Jahre nach dem Archipel zu kommen, um in der Erlöserkirche seiner Hauptstadt auf Naxos ein Denkmal für die früheren Fürsten seines Geschlechts zu schaffen, auch seine Gärten mit einigen Bildwerken zu schmücken. Ich sei jung, ohne Haus und Familie, soviel er wisse ohne große Aufträge, mir werde vielleicht gut tun, ein Stück Welt zu sehen, und er verheiße mir, daß ich nicht ohne Ruhm und Gold nach Italien zurückkehren solle. Der Senator fügte von sich aus hinzu, daß er zwar kaum begreife, woher sein fürstlicher Vetter, der Herzog, in der schweren Bedrängnis dieser Zeiten die Lust und den Mut nehme, sich mit Kunstwerken und Künstlern zu umgeben, daß er aber eben daraus schließen müsse, daß der Herzog, entgegen der allgemeinen Annahme, keinen Krieg und keinen Umsturz seiner Herrschaft besorge. Ob ich Lust habe, nach Naxos und den griechischen Inseln zu gehen, müsse er völlig mir überlassen, er glaube, wenn er an meiner Stelle stehe, daß ihn das Abenteuer locken werde. Er gab mir für meine Antwort zehn Tage Zeit, da es so lange daure, bis das nächste Staatsschiff nach Kandia, dem Archipel und Cypern auslaufe. Für den Fall ich mich entschlösse, dem Rufe des Herzogs zu folgen, riet er mir, mich rechtzeitig bei ihm zu melden, damit er mir einen Platz auf einer dieser Galeeren zu

sichern vermöge. Und damit entließ er mich, ohne mir den Brief des Herzogs vorzuweisen, und ein Lächeln, das mir nicht gefiel, stahl sich in Herrn Enricos Bart hinein; kurz, ich ging mit dem Gefühl davon, daß ich nicht alles wisse und daß der Senator etwas verberge oder mutmaße, das die kälteste Überlegung fordere. Doch wann hat Überlegung in einem fiebernden Hirn Raum, wann hält sie einer Einbildung stand, die sich aus einem Nichts hundert und aber hundert glückliche Bilder schafft! Ich meinte hinter dem Antrag des Herzogs die lockende Hand der schönen Herrin zu sehen, die mich zu sich winkte. Wohl hätte ich die Frage tun sollen, ob ich nicht ein eitler Tor sei, ob die Huld der Prinzessin für mich irgend etwas mit meinen heißen, wilden Wünschen gemein habe, doch wer tut solche Frage, wenn er das erste Drittel des Lebens kaum hinter sich hat, wenn ihn eine dunkle Hoffnung treibt? Ich schwieg gegen jedermann und täuschte mich selbst, indem ich den Antrag des Herzogs von Naxos tagelang nach allen Seiten erwog. Im Grunde wußte ich, daß die Entscheidung schon in der Stunde gefallen sei, in der ich aus dem Palazzo Crispi herauseilte und vor meinen Blicken ein Wundereiland mit Gärten und Lauben und Grotten aufstieg, in denen manche Träume Leben werden mochten. Zur festgesetzten Stunde trat ich vor Herrn Enrico und überreichte ihm meinen Brief an den Herzog von Naxos, in dem ich seinem Rufe zu folgen verhieß, und einen Monat später hatte ich das Wenige, das ich besaß, der frommen Obhut meiner Nachbarn, der Klosterbrüder, vertraut und sah im Morgengrauen eines Sommertages von der großen Galeere, die drüben am Lido hinfuhr, für lange Zeit, wer konnte es wissen vielleicht zum letztenmal, zurück auf Venedig. Erst wie Giovanni Morosini, der das Schiff befehligte,

bei Malomocco hinaus nach Ost steuern ließ, ward mir zumut wie einem Spieler, dem die Hand zu zittern beginnt, wenn die Würfel im Becher schon geschüttelt sind! Er schließt die Augen, um ihren Fall nicht zu sehen, just wie ich mich jetzt gegen die leidenschaftlichen Wallungen zu wehren versuchte, die mich an Bord der Galeere und aufs Meer getrieben hatten.

Ihr müßtet den Tag heranwachen, so ich Euch erzählen wollte, was alles auf der langen Meerfahrt und bis zur Landung auf Naxos in mir wühlte. Die gepreßte Enge des Schiffsraumes und die endlose Weite der blauen See waren das rechte Bild meines Zustandes, ich fühlte mich beklommen und gefesselt und schwelgte zugleich in ungemessenen Hoffnungen und farbigen Träumen. Und je näher wir dem Ziel kamen, um so wilder und ungeduldiger wurde mein Erwarten, ich schritt ruhelos über die Planken des Decks und sah die ersten Inseln, die zum Herzogtum des Crispo gehörten, heraufdämmern und vorübergleiten. Wir ließen Santorin, Polykandro hinter uns, durchfuhren die Meerenge zwischen Paros und Naxos und warfen im Hafen der Hauptstadt dem Kastell gegenüber Anker. Morosini hatte nur mich, die Briefe an den Herzog, mancherlei Stoffe und Geräte, die in Venedig bestellt waren, auszuschiffen; er schickte ein Boot und seinen Schiffsmeister ans Land, um sein Kommen anzumelden und nach den Befehlen Seiner Herrlichkeit fragen zu lassen. Bis die Antwort des Inselherrn zurückkam, durfte ich nicht ans Land und rüttelte nacheinander an allen Seilen des Tauwerks, als ob ich mit ihnen an Bord gebunden wäre. Die fremde neue Welt lag vor mir, und statt mich blindlings auf Glück und Verderben in sie hineinstürzen zu können, mußte ich gepeinigt an ihrer Schwelle

harren. Abergläubisch wie ich war, schien mir dies ein schlimmes Vorzeichen. Und als nach Stunden der kurze Bescheid kam, daß sich Marcantonio Primolano im Palast des Herzogs vorstellen solle, wußte ich nicht, war es die Gluthitze des inzwischen heraufgestiegenen Mittags, war es die Wirkung des müßigen Wartens, daß ich einen dumpfen Druck über mir fühlte. Wie durch einen Nebel sah ich, ans Ufer gelangt, die fremdartige Stadt, das Gewühl am Hafen, die schönen blitzenden Augen und hageren Gestalten der Inselgriechen, die schwarzbraunen Gesichter der Levantiner und Türken, die Frauen mit den lang über den Rücken herabfallenden Zöpfen, die halbnackten Leiber der Mohren; deutlich erkannte ich nur eines, das Raubvogelgesicht des Haushofmeisters des Herzogs Tommaso, das ich schon in Venedig erblickt hatte. Herr Gemisthos wies mir die blanken Zähne und sagte, daß er Auftrag habe, mich vor seinen Gebieter zu geleiten; dabei prüften seine kalten unergründlich schwarzen Augen meine Züge, die mehr von meiner Erregung verrieten, als ich kundgeben wollte. Da wir über den Platz gingen, der das Kastell von Naxos vom Sommerschloß des Fürsten trennte, nahm mein halbgeblendetes Auge ein Schreckensschauspiel wahr. Nicht hundert Schritte von der Prachttreppe, die zum Wohnsitz des Herzogs hinaufführte, sah ich einen Pfahl eingerammt und an diesem einen Unglücklichen, in dessen Körper eben die letzten Zuckungen des Lebens erloschen. Ich konnte einen Laut des Entsetzens nicht unterdrücken — der Haushofmeister aber lächelte freundlich und erläuterte mir, daß der am Pfahle ein Schelm gewesen sei, der den Herzog an den Pascha von Smyrna verraten und für böses Gewerbe bösen Lohn geerntet habe. Mir aber rann mitten in der Sommerhitze ein eisiger Frost durch die

Adern, und ich folgte meinem Führer gesenkteren Hauptes, als ich gewohnt war. So trat ich vor den fürstlichen Kunstfreund, der mich gerufen hatte, ungewiß über den Empfang, den ich finden würde. Und obschon mir der Herzog einen lautschallenden Gruß entgegenrief, gnädig seine Hand zum Kuß reichte, mir eine gute Werkstatt verhieß und lächelnd hinzufügte, die Hauptsachen meiner Kunst, schönen Marmor und schlanke Mädchen zum Modell, würde ich auf seiner Insel nicht vermissen, obschon er hundert heitere Fragen nach Venedig tat, so spürte ich doch augenblicks, daß der erlauchte Herr in all seiner scheinbaren Offenheit irgend einen schlimmen Rückhalt berge, daß ihm mein Kommen eher ein Verdruß als erfreulich sei, und die schwüle Stickluft in seinem Prachtzimmer, in dem er mich empfangen hatte, umfing mich mehr und mehr. Erst als er mir schließlich befahl, auch der Prinzessin Maddalena, seiner Tochter, meine Aufwartung zu machen, die mir noch den Dank für mein prächtiges Geschenk schulde, und wiederum Herrn Gemisthos herzurief, der mich zu Ihrer Herrlichkeit geleiten sollte, stand wieder eines der Bilder vor mir, mit denen ich Sinne und Seele während der Meerfahrt gewiegt hatte. ‚Ihr werdet Madonna Maddalena in den Gärten finden, ich habe ihr soeben Eure Ankunft melden lassen, und Ihr mögt ihr sagen, daß ich Euch schon morgen in Tätigkeit setzen will. Eure Wohnung und Eure Werkstatt sollen Euch noch heut angewiesen werden; du wirst selbst für Meister Marcantonio Sorge tragen, Gemisthos! Und wir heißen Euch in unserem kleinen Reich nochmals willkommen!‘ So verheißungsvoll das alles klang, so war ich doch gewohnt, meinem Auge mehr als meinem Ohr zu trauen, und selbst dies Ohr hörte aus den gnädigen

Worten Seiner Herrlichkeit heraus, daß irgend etwas den hohen Herrn störte und bedrückte. Doch war ich entlassen, ich verbeugte mich und folgte zum anderenmal Herrn Gemisthos Kanakaris, der halb unterwürfig, halb frech an meiner Seite ging und mir die Herrlichkeiten des Palastes und die Gärten seines Gebieters pries. Aber mein Auge lechzte nur einem Bild entgegen, und die Gärten des Herzogs mit der Sicht auf das blaue Ägäische Meer galten in dieser Stunde mir nichts.

Unerwartet plötzlich stand sie, um derentwillen ich gekommen war, vor mir, doch war es kein Licht, das mir mit ihrem Erscheinen aufging, sondern ein Wetterstrahl, der mich beinahe zu Boden warf. Der Wonneschauer, der mich beim Wiedersehen ihrer Schönheit ergriff, verflog, als ich die Wolke auf ihrer Stirn, den schmerzlich zürnenden Mund fast im gleichen Augenblick wahrnahm, als sie, ihre Frauen hinter sich, vor mir auftauchte. Die Stimme, nach deren Ton ich so sehnsüchtig verlangt hatte, klang nicht klar und mild, wie meine Seele sie noch hörte, sondern gepreßt und verhalten grollend, als sie mir entgegenrief: ‚Man meldet mir Eure Ankunft, Marcantonio, und weil es mein Vater befiehlt, heiße ich Euch willkommen. Ich wüßte Euch jedoch lieber in Venedig als hier — ja, ich müßte Euch für einen frevelnden Toren halten, wenn Ihr meinen Brief nur halb verstanden und dennoch die Fahrt gewagt hättet. Ich freilich hätte bedenken sollen, daß Ihr besser lebendige Züge als tote Buchstaben zu lesen versteht.‘ Ich unterbrach sie und stammelte bestürzt: ‚Euer Schreiben, Madonna? Nie ist mir die Ehre geworden, einen Zug Eurer Hand zu erblicken!‘ Ich war erblaßt und sah die fürstliche Jungfrau erblassen. Sie las es in meinem Gesicht und

aus meiner Haltung, daß ich Wahrheit sprach, und an die Stelle der zürnenden Mienen trat ein Ausdruck tiefen Mitleides und einer Erregung, die ich nicht verstand. Sie schien etwas sagen zu wollen, was sie nach einem Blick auf den Haushofmeister zurückhielt. Und nach einigem Besinnen brachte sie mühsam hervor: ‚Vielleicht wäre es noch immer das Beste, Ihr schifftet Euch auf der ersten Galeere wieder ein, die über unsere Insel nach Italien oder auch nur nach Kandia zurückgeht. Der Herzog wird Euch Urlaub geben — wenn Ihr ihn begehrt. Hier ist ein Boden, auf dem eher alles gedeiht als gute Kunst und eines Menschen Glück. Da Ihr im guten Glauben gekommen seid — so muß man für Euch Sorge tragen, aber geht — geht wieder, sobald Ihr es vermögt, Marcantonio!‘ Und die Prinzessin eilte durch den gleichen Säulengang hinweg, durch den ich eben dahergekommen war, und ich stand im heißen Sonnenschein neben dem Griechen, der vor dem zürnenden Gesicht der königlichen Maddalena bei Crispi seine schwarzen Augen gesenkt hatte und jetzt wieder mit höhnischem Lächeln zu mir aufschaute: ‚So es Euch beliebt, Meister Primolano, wollen wir Euch Wohnung und Werkstatt anweisen.‘

Ihr werdet leicht ermessen, Meister Andrea, daß mich so rätselvoll-unerwarteter Empfang unter allen Umständen erschüttern mußte, aber unter den obwaltenden ward er für mich zuviel. Die Anstrengung der Seereise, die Sommerglut, die wilde Erwartung, mit der ich das Land begrüßt und betreten hatte, die ersten jäh wechselnden Eindrücke und nun die dunkle drohende Ungewißheit, vor die ich mich gestellt sah, eine dumpfe Furcht — dies alles brach meine Kraft, und ich glühte schon im Fieber, als ich mich noch trotzig aufrecht hielt, mir von Herrn Kana-

karis die für mich bestimmten Gemächer und einen kühlen Saal zeigen ließ, der mir zur Werkstatt dienen sollte. Ich forderte Eiswasser und Früchte, vermochte von dem Mahl, das man mir auftrug, keinen Bissen über meine Lippen zu bringen — und als ich mich nach ein paar schlimmen Stunden mit unerträglichem Kopfweh auf ein Ruhebett warf, stand ich nicht so bald wieder auf als ich gemeint hatte. Ein Nervenfieber der heftigsten Art durchraste mein Blut, beraubte mich jedes Willens und Bewußtseins. Es erhielt mir das Leben, daß die Prinzessin vor Einbruch der Nacht noch eine ihrer Kammerfrauen zu mir sandte, um zu sehen, ob ich wohl untergebracht sei. Die beiden Diener, die mir Herr Gemisthos zugewiesen hatte, waren davongegangen, als sie mich krank und hilflos zusammenbrechen sahen, ich merkte erst nach Wochen, daß sie mir eine kleine Summe und ein paar Kostbarkeiten aus meinem Mantelsack entwendet hatten.

Drei Wochen verstrichen, bevor ich wieder zu mir selbst kam und mich zu besinnen anfing, daß ich nicht in Venedig, nicht auf den Bergen meiner Heimat, sondern auf Naxos sei, daß mein Lager in dem umschatteten Gemach neben meiner noch leeren Werkstatt stehe und daß fremde Gesichter, die ich nie zuvor gesehen hatte, auf mich herabsahen. Es währte dann noch Wochen, bevor ich länger als Viertelstunden Herr meiner Sinne war und zwischen Träumen und Erlebnissen klar unterschied. Im Traum hatte ich in den ersten Tagen meiner Genesung den Herzog und seine Tochter an meinem Lager stehen zu sehen gewähnt und Tommaso Crispo sprechen hören: „Ihr habt Unglück, Maddalena. Um Euretwillen habe ich diesen Mann kommen lassen und hoffte Euch damit den Gehorsam, den ich von Euch begehren muß, zu erleichtern, und jetzt

möchte ich um Euretwillen wünschen, daß er nicht wieder aufstünde.‘ Und dann war mir's gewesen, als hätte das bleiche Gesicht des Mädchens sich vorwurfsvoll, beinahe drohend gegen das ihres Vaters gewandt und voll bekümmerter Besorgnis auf mich geblickt. Das aber war kein Traum, daß ich wachend die junge italienische Zofe Isotta auf einem Schemel neben meinem Bett fand, daß sie mir auf meine Bitte einen labenden Trunk reichte und dann zu mir sagte: ‚Ich bin Eure Landsmännin, Meister Marcantonio — Isotta Longhi aus Castelfranco. Ich soll Euch pflegen, bis Ihr für Euch selbst stehen mögt — und ich muß Euch bitten, daß Ihr Euch bezwingt, so oft ich nicht neben Euch sein kann — und aus niemandes Hand Speise und Trank nehmt als aus meiner oder aus der unserer Herrin selbst! Hört es wohl, aus niemandes Hand selbst kein Wasser.‘ Und wie sie gesprochen, kam mir wieder zum Bewußtsein, was ich in den ersten Stunden auf dem fremden Eiland erlebt hatte. Aber ich spürte auch, daß ich genesen sei, spürte es an dem Zorn, der in mir aufwallte, an der Kraft, mit der ich mich aufrichtete und der kleinen Landsmännin in ihr klares Auge schaute. Ich dankte ihr für die Warnung, aber sagte ihr auch, daß ich mehr wissen müsse, wenn ihr Wort mir fruchten sollte. Sie schüttelte den Kopf und gab zögernd zurück, daß sie nichts wisse, als was ihr Prinzessin Maddalena befohlen und vertraut habe. Sie wiederholte den Zuruf der Herzogstochter: ‚Ihr hättet nicht kommen dürfen!‘ Und wie ich dann versuchte, von ihrer Herrin zu sprechen, brach sie in heftiges Weinen aus und rief einmal um das andere: ‚Die Arme! die Unselige!‘ — bis sie an meinem Zurücksinken in die Kissen und meinen ohnmächtig geschlossenen Augen merkte, was sie angerichtet. Von Stund an aber

mochte ich fragen, drängen, beschwören, soviel ich wollte — die braune Isotta setzte trotzig die Zähne auf die Unterlippe und schwieg — schwieg oder mahnte höchstens ungeduldig: „Haltet Euch ruhig, Signor da Primolano, und macht, daß Ihr gesund werdet!‘ Die Herzogstochter aber, die in diesen Tagen ab und zu einige Minuten an meinem Bett erschien, sprach zwar kein ungeduldiges Wort, aber ihr Auge ruhte halb mit Mitleid, halb mit Vorwurf auf mir, und ich merkte wohl, daß sie absichtlich niemals allein, sondern stets mit ihren Frauen kam. Sie erteilte selbst ihre Weisungen an Isotta in romäischer Sprache, ich konnte das Geheimnis, das mich umgab, nicht ergründen und ich ertrug es leichter, weil mein Entschluß gefaßt war. Sobald es der Arzt mir erlaubte, mein Lager zu verlassen und erst in meiner leeren, sonnumschienenen Werkstatt und dann in dem Säulengang davor mich der Sommerluft und des Duftes der fürstlichen Gärten zu erfreuen, und als meine Pflegerin ihren Platz auf Stunden verließ, zählte ich zusammen, was ich besaß und dem schurkisch schlauen Haushofmeister für ein erklärendes Wort bieten konnte. Ich traute mir die Schärfe des Auges und der Ohren wieder zu, daß ich Wahrheit und Lüge selbst in seinem Munde unterscheiden könnte, und als Herr Gemisthos Kanakaris mit seiner unterwürfigen Verneigung und dem lächelnden Spitzbubengesicht wieder vor mir stand, hielt ich ihm eine Hand voll Goldmünzen unter die begehrlich funkelnden Augen und sagte ihm: ‚Dies ist Euer, wenn Ihr mir klare und glaubliche Antwort auf zwei Fragen gebt, Herr Gemisthos! Warum hat mich Seine Herrlichkeit der erlauchte Herzog hierher gerufen und warum ist's ihm leid, daß ich gekommen bin und er hätte seine Heiligen gelobt, wenn ich dem Fieber erlegen wäre?‘ Der

Grieche sah mich listig mißtrauisch, meine Goldstücke aber gierig an und versuchte mit hundert Beteuerungen, daß Herzog Tommaso ein Beschützer der Kunst sei und schon in Venedig im Palast Crispi zu meinem Ruhme gesprochen habe, meinen festen Fragen zu entrinnen. Wie er merkte, daß das nicht möglich war, rief er einmal um das andere: ‚Wer sagt Euch, daß sich der Herzog Eurer nicht freue — was seht Ihr für Gespenster, Meister Marcantonio?‘ Ich hielt mein Geld fest in der Hand und blieb taub bei all seinem Wortschwall. Da fing er an heiser zu reden und räumte ein, daß der Herzog an Bilder und Bildwerke nicht gedacht habe — daß keine Zeit dazu sei, daß bei der hohen Pforte in Stambul längst die Absicht bestehe, das christliche Herzogtum des Archipelagus zum großen Reich des Sultans zu schlagen. Der Herzog sei verzweifelt und opfere alle Schätze seines Hauses, um sich Krone und Land zu erhalten, immer schwerer werde der Druck, immer ungestümer die Forderung aller, die er sich günstig erhalten müsse. Am Ende habe der Smyrna-Pascha, ein Anatolier von niedriger Herkunft, der ehedem Leibbarbier des Großherrn gewesen sei, die schöne Tochter Seiner Herrlichkeit, Prinzessin Maddalena, für seinen Harem begehrt. Der Herzog habe vor Wut und Furcht geschäumt, habe sich verschworen, dem frechen Sklaven die stolzeste Antwort zu erteilen, und dann doch verraten, daß ihn die Umstände zwingen könnten, jedes, auch das schwerste Opfer zu bringen. Er habe dem Pascha von Smyrna einen Brief geschrieben, in dem er ihn vertröstet und viele Gegenforderungen erhoben habe. Am Tage nachher wäre mein Bildwerk für Madonna Maddalena eingetroffen, der Herzog habe sich meiner erinnert, mit seiner Tochter viel von mir gesprochen und mit der nächsten venetianischen

Galeere, die Naxos anlief, die Einladung an mich gerichtet, mit meiner Kunst zu ihm zu kommen. Das sei die Wahrheit, die er mit tausend Eiden bekräftigen könne. Ich hörte seine Geschichte an, schloß meine Hand fest um die Goldstücke und fragte ruhig: ‚Was wollt Ihr mit Eurer Erzählung sagen? Meint Ihr, mir einzubilden, daß der Herzog mich zum Schutz der Prinzessin wider den Pascha Barbier gerufen habe? Heraus mit der Wahrheit, wenn Ihr nicht mit leerer Tasche davongehen wollt, wie Ihr gekommen seid.‘ Der Hausmeister besann sich, sah mich mit einem unergründlichen Blick an, von dem ich nicht wußte, war er höhnisch, war er böse oder um Erbarmen bittend, und dann raunte er mir zu: ‚Kennt Ihr die Geschichten im Buch der Richter, Meister? Ehe Jephta seine Tochter zum Opfer brachte, ließ er ihr zwei Monate Freiheit auf den Bergen! Vielleicht hat die Herrlichkeit des Herzogs gedacht wie der jüdische Richter, vielleicht hat er gewußt, daß Madonna Maddalena Euch gern sieht, und hat gemeint — was weiß ich, Signor Marcantonio? Der Herzog war voller Freuden und guter Laune, als ihm gemeldet ward, daß Ihr kämet.‘ Ich fiel dem Leisesprecher, der scheu um sich sah, kräftig ins Wort: ‚Und nun ist er's nicht mehr — und warum nicht?‘ Gemisthos Kanakaris öffnete und schloß die dünnen Lippen zwei-, dreimal, umklammerte mit seinen knöchernen Fingern die Hand, in der ich das Geld hielt, und sagte: ‚Ihr fordert zuviel, Meister Marcantonio, ich bin nicht des Herzogs Geheimschreiber. Die es wissen können, sagen, daß seitdem Sultan Suleiman die Prinzessin für sich selbst begehrt habe, und daß der Herzog sie für den allgewaltigen Großherrn ängstlicher hüten müsse als für dessen Sklaven, den Dschem von Smyrna. Ich danke Euch, Herr — und

Ihr werdet schweigen, wenn nicht um meinetwillen, doch um Euretwillen!‘ Ich ließ mir, halb geblendet von dem unheimlichen Licht, das da vor mir aufzuckte, halb willig entreißen, was für ihn bestimmt war. Ich hatte ihn gut verstanden und wußte auch, daß er wenigstens in der Hauptsache Wahrheit geredet hatte! Und soviel hundertmal ich's wohlgefällig nachgesprochen hatte, daß der Mensch ruchlos und die Welt ein Ungeheuer sei, so gerann mir doch das Blut in den Adern, als ich das Ungeheuer die Tatzen solchergestalt nach mir ausstrecken sah. Ich sah mit einemmal jedes Rätsel gelöst — und nur eines blieb Geheimnis, wieviel sie, um derentwillen ich gekommen war und die mich einzig hier kümmerte, von dem wußte, was auf dieser Insel, an diesem Hofe vorgegangen war und noch vorging. Etwas mußte sie wissen, wenn ich anders die Sorgfalt, mit der sie durch ihre Zofe Isotta in meiner Krankheit über mich gewacht hatte, richtig deutete. Ich atmete schwer beklommen, wenn ich mir vorstellte, daß sie alles wisse oder auch nur ahnte, was der geldgierige Gemisthos, der mit würdevollem Schritt nach dem Hauptbau des Schlosses zurückwandelte, mir verraten, verschwiegen und im Verschweigen doch gesagt hatte! Dem Lästerer in Venedig, Herrn Peter Aretino, bat ich in dem Augenblick ab, daß ich um des Herzogs von Naxos willen seiner Lästerzunge je widerredet hatte. Das Schlimmste, was er ihm nachgesagt, wurde von der Niedrigkeit und dem Greuel dieser Menschenlarve, die sich einen Fürsten nannte, weit übertroffen.

So dachte ich damals, Meister Andrea, und viel milder denke ich auch heute nicht, obschon ich seitdem leider reichlich erfahren habe, was die Großen tun, um von einer vermeinten Höhe nicht herabzusteigen und das

jämmerlichste Restchen von Macht festzuhalten. Ihr werdet fühlen, welchen Sturm mir die erkaufte Wahrheit im Sinn und im Blut erregte. Ich will gar nicht leugnen, daß sich mit einemmal die Kluft zu füllen, fast zu schließen begann, die ich bis dahin zwischen dem Fürstenkinde und mir gesehen hatte — mit dem türkischen Leibbarbier, und wenn er zehnmal ein mächtiger Pascha geworden war, meinte ich in die Schranken treten zu können. Und mir war's, als sei mir die Jungfrau, das Weib Maddalena näher gerückt, als hätte ich ein Recht erhalten, sie mit heißer Sehnsucht zu begehren! Und doch wußte ich zugleich, daß die Prinzessin, soviel an ihr war, mein Kommen abzuwehren versucht hatte, und blitzschnell folgte die Einsicht, daß sie sich nur spröder und stolzer in den Mantel ihrer jungfräulichen Unnahbarkeit, ihrer Heiligkeit hüllen könne, der frevlen Wallung, die mich übermannte. Ich fragte wohl höhnisch, wie sich diese heilige Reinheit im Frauengemach des türkischen Großherrn ausnehmen würde, aber mir ward dabei nicht besser und hoffnungsreicher zumute. Vor mir schwankte Vergangenes und Künftiges auf und nieder, sicher war nur eins, daß ich auf jede Gefahr hier bleiben und selbst dem Wunsche der Prinzessin trotzen wollte. Ich wartete nicht erst ab, daß sie nach mir Genesenem sehen würde, sondern ließ mich am folgenden Morgen bei Herzog Tommaso melden, der mir mit lächelndem Mund, aber bösem Blick zu meiner Genesung Glück wünschte, und bat um meine Aufträge. Er nannte mir ein halb Dutzend Namen griechischer Göttinnen, mit denen er seine Gärten zieren wollte, und verhieß mir, daß ich alsbald die Marmorblöcke zu den Arbeiten in mein Gartenhaus geliefert erhalten solle. Er entließ mich mit der Mahnung, mich um nichts anderes zu bekümmern als um meine Kunst,

und ich verstand wohl, daß die Mahnung eine Warnung und Drohung in sich einschloß. Doch ich achtete dessen nicht, obschon ich wußte, daß er mit seiner grausamen Härte wohl verdiente, ein Vasall der Türken zu sein. Mich kümmerte jetzt nichts als seine Tochter, und in meinen wachen Träumen wandelte sich das schimmernde stille Meer, auf das ich aus dem Garten hinblickte, zur dunklen tobenden Flut, über die ich die schöne Maddalena auf den Armen dahintrug. Was ich der Flut entreißen würde, durfte ich doch auch wohl an mich reißen? Ich spürte, daß mir das Blut wieder heißer durch die Adern rann, daß sich brennendes Verlangen an ihre Schönheit und Holdseligkeit heftete, und doch, Meister Andrea, war es anders und ich ein anderer als ehedem! Fühlte ich doch auch, daß ich, um die Reine und Edle vor dem schnöden Schicksal zu retten, das ihr drohte, selbst auf den Preis Verzicht leisten könnte, den mir die glühende Einbildung vor Augen stellte, gelobte ich mir doch, mein Leben für nichts anzuschlagen, wenn es ihrem Dienste gelte. Nur in feiger Flucht sie ihren schlimmen Gestirnen überlassen wollte ich nicht, und auf ein Eingreifen des Himmels vertrauen konnte ich nicht mehr!

Ich sehe Euch lächeln, und Ihr habt recht — solche Opferfähigkeit der Jugend gleicht zuletzt doch dem Vesuv, er trägt Reben und Rosen, aber im Grunde bleibt er Glut und nichts als Glut! Ich hoffte schon an diesem Tage Madonna Maddalena wiederzusehen, aber nur Isotta, meine Pflegerin, kam und sah, daß ich in meiner Werkstatt stand, Pergament an der Wand aufgespannt hatte und mit roter Kreide Figuren umriß, wie sie der Herzog begehrte. Ich lechzte natürlich nach dem Augenblick der schönen Herrin, um derentwillen ich hier war, sie ließ

mich jedoch noch bis gegen Abend des zweiten Tages harren und betrat vom Garten aus meine Werkstatt erst, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ich schon bei meiner Arbeit sei. Als sie eintrat, gönnte sie mir zwar ein ernstes Lächeln als Glückwunsch zu meiner Genesung, aber ich las gleichwohl von ihrer Stirn und aus ihren Augen, daß sie mir zürne. Sie warf auch kaum zum Schein einen Blick auf meine Zeichnungen und die prächtigen Marmorblöcke, die man inzwischen in den Raum geschleppt hatte. Sie wandte sich vielmehr zu mir und sagte: ‚Da Euch Gott in der Krankheit glücklich bewahrt hat, was versucht Ihr ihn ferner, Marcantonio? Ihr seid hier nicht an Eurem Platz, Ihr seid Eurer Zukunft und vielleicht noch jemand schuldig zu gehen, solange Ihr noch gehen könnt. Der Herzog, mein Vater, gibt Euch Arbeit, weil er Euch einmal gerufen hat, doch er wird Euch um der Arbeit willen nicht halten.‘ Ich hörte, was sie sprach, und gab ihr durch Zeichen und halbe Worte zu verstehen, daß ich ihr nicht antworten könne, da ich nicht wisse, ob sie ihrer Begleitung sicher sei. Sie sah sich nach den Frauen und Mädchen, die hinter ihr standen, gar nicht um und entgegnete ruhig: ‚Um diese kümmert Euch nicht, sie sind sämtlich Griechinnen dieser Insel, keine spricht und versteht Toskanisch. Redet immerhin, wenn Ihr etwas zu sagen habt.‘ So fand ich mich schroff vor die offene Entscheidung gestellt und versetzte ohne Zögern: ‚Ich will nicht gehen — nicht von Euch gehen, Madonna! Wißt Ihr es nicht, wie ich zu Euch emporblicke? Was ich Euch danke? — ich weiß es! Ihr habt mich über den Staub erhoben, in dem ich hinkroch —‘ Sie fiel mir hastig ins Wort: ‚Jeder erhebt sich nur aus eigener Kraft. Hab ich die Eure erweckt, Marcantonio, so wird es mich

auf immer freuen! Aber so weh es mir tut — jetzt und hier bin ich ohnmächtig, Euch ferner zu nützen. Ich sage Euch noch einmal, daß wir uns hier Eurer Kunst nicht erfreuen können. Wir haben kein Recht mehr, eines wackeren Landsmannes Geschick an das unsere zu fesseln.‘ Die Prinzessin versuchte, mich dabei ruhig und selbst heiter anzublicken, mir aber entging der Schatten von düsterer Fassung und Trauer nicht, der sich über ihr schönes Gesicht breitete; ich rief ihr zu: ‚Eine Gunst, die erbeten wird, ist keine Fessel — ich bitte Euch, mir zu gönnen, daß ich in Eurer Nähe bleibe. Mir deucht, Ihr könntet eines Landsmannes, der Euch bis zum Tode ergeben ist, wohl bedürfen.‘ Sie richtete den schönen Kopf, den sie leicht geneigt hatte, hoch empor, und aus ihren Augen traf mich ein Blitz königlichen Stolzes: ‚Wessen vermeßt Ihr Euch, Antonio Primolano?‘ Ich aber wallte auf und sagte trotzig: ‚Auch wer hoch im Licht wandelt, kann wohl eine Stunde erleben, in der ihm Auge und Arm, Herz und Blut des Dunkelgeborenen viel gelten.‘ Da wandelte sich ihr flammender Blick in einen lichten, mild bedauernden, und leiser, gemessener als seither sagte sie: ‚Ihr bleibt ein Tor, Marcantonio. Wenn Ihr nur etwas von meinem Leben erfuhrt, nur entfernt ahnt, was mir das Schicksal auferlegt hat, so müßtet Ihr auch fühlen, daß uns aus solcher Nacht nur der eigene Wille, unser innerster Sinn und ein Strahl von oben herausführen kann. Ich danke Euch dennoch — und hoffe, daß Ihr bald völlig genesen werdet.‘

Sie ging mit ihren Begleiterinnen hinweg, meine Augen folgten ihr durch die Schattengänge des Gartens. Sie hatte mich schließlich nicht nochmals gehen geheißen, und ich war zum Bleiben fester als je entschlossen, komme was wolle!

Von diesem Abend an vergingen wohl sieben Wochen, in denen ich die Fürstentochter beinahe täglich sah und sprach, ohne daß wiederum ein Wort solcher Art gewechselt wurde, wie wir sie zwischen den Fenstern und der Gartenpforte meiner Werkstatt ausgetauscht hatten. Maddalena kam bald auf einige Augenblicke, bald erschien sie auf längere Zeit, ein paarmal im Geleit ihres erlauchten Vaters, öfter mit ihrer griechischen Kammerfrau und der kleinen Isotta, immer aber schlossen die Stunde oder die Minuten, die sie mir gönnte, mein eigentliches Leben auf jenem Eiland ein. Ich war tätig, ich mußte es wohl sein, denn Herzog Tommaso überwachte die Fortschritte meiner Arbeit, wie mich selbst mit Argwohn, und ich blieb in dieser wunderlichen Welt einsam genug, um schließlich bei meinem Marmor Zuflucht vor allen Gedanken und Träumen zu suchen. Aber Ihr versteht, daß ich nicht mit ganzer Seele und allen Sinnen bei den Figuren der Daphne und der Chloris war, daß ich Tag und Nacht an eine andere Zukunft als an die meine dachte, und doch die eigenen heißen Wünsche und verworrenen Hoffnungen mit dem Geschick der anderen verknüpfte. Umgekehrt schien es bei Madonna Maddalena zu sein. Von ihren Lippen fiel kein Wort, das dem Leid ihres Daseins galt, kein Laut der bitteren Sorge, der Furcht, die ich doch in ihren Augen und aus ihren müden Schritten las. Wie könnte ich Euch schildern, was ich in jenen reichen und doch so düsteren Wochen gewann! Im flüchtigsten Wort wie im längeren Zwiegespräch, zu dem es an einigen Tagen kam, erschloß mir die Herzogstochter die Tiefe ihrer großen Seele und erfüllte mich mit brennender Scham, wie rauh und roh ich durchs Leben getaumelt sei. Schlicht und absichtslos klangen aus dem Munde des

schönen Mädchens ergreifende Worte, die mir Offenbarungen wurden. Sie lehrte mich fühlen, daß die Kraft ohne Milde und die Leidenschaft ohne innere Reinheit, und alles Menschensein ohne ein leuchtend Trostgestirn nichts frommen könne. Ich meine, daß sie gläubig war, wie es die Kirche von uns fordert, doch wies sie mich nicht an die Heiligen und fragte nichts nach meinem Glauben. Ich galt ihr als ein Mensch, der es wert war, sich über den dumpfen Drang seiner Sinne zu erheben, ich hatte ihr gezeigt, daß ich es wollte und vermochte, und sie blieb genug Weib, es mir zugute zu rechnen, daß jede edle Regung in mir ein Abglanz ihrer Schönheit und ihres hohen Sinnes war.

Ob sie ahnte oder erriet, was daneben in mir vorging, daß ich in schlummerlosen Nächten und in hundert einsamen Stunden ihre Gestalt schaute und mich in heißem Verlangen nach ihrem Reiz verzehrte, ich habe es nie ergründet. Ihr wißt, Palladio, daß wir nicht viel mehr vermögen, als unser Blut zu beschwichtigen und zu beherrschen — daß es aber in den Adern weiterrollt und sein Recht will. Und eine Stimme, von der ich nicht wußte, ob sie aus meinem Blut oder aus meiner Seele drang, schrie in jedem unbewachten Augenblick auf, die Zeit nicht ungenützt verstreichen zu lassen und die Vergötterte einer traurig schmachvollen Zukunft zu entreißen. Und doch, wenn ich sie wieder erblickte und ihre Stimme an mein Ohr klang, so fand ich nicht den Mut, sie mit meinem Ungestüm und meinem wilden Schmerz zu erschrecken, so stand ich betroffen, beschämt vor ihrer stillen Sicherheit und ließ meine Besorgnis wie mein leidenschaftliches Verlangen einschläfern. Durch alle die Wochen hindurch wagte ich einmal ein drängendes

Wort, als ich eines Tages von der Teilnahme, der Sorge, die die Prinzessin für mich und meine Zukunft zeigte, überwältigt wurde und ihr zurief: ‚Ihr möchtet mich auf den Schwingen Eurer Güte zum Ziel tragen, Herrin, aber Ihr — wollt Ihr vergessen oder auf Euch nehmen, was Euch droht?‘ Da war's einen Augenblick, als ob sie die Maske gebieterischen Stolzes über die schönen Züge legen wollte, aber sie besann sich alsbald eines Besseren, lächelte und sagte ruhig: ‚Laßt uns dennoch von allem sprechen, was Ihr daheim tun und schaffen sollt, Marcantonio. Gönnt mir die Freude zu denken, daß Ihr die Via Sacra des Ruhmes emporschreiten werdet. Was mich anlangt, so wißt, wer nicht unwürdig empfindet, dem kann Schweres, doch niemals Unwürdiges geschehen.‘ Und dann fuhr sie fort von meinen Künstlerträumen und künftigen Bildnertaten zu reden, in ihrem Auge spiegelten sich lockende, schimmernde Fernen, in ihrer Stimme war ein Ton, der mich durchschauerte. Ich war jung, ich wußte nicht, daß die Totgeweihten, die des Lebens Kümmernisse hinter sich haben, sprechen, wie Madonna Maddalena damals zu mir sprach. Ich begann zu wähnen, ich sei von Gemisthos Kanakaris belogen und betrogen, der Teufel mochte wissen zu welchem Zweck, und die Herzogstochter fühle sich in unnahbarer Fürstlichkeit hoch über mir und allem Drang niederen Lebens. Nur die Augen des Herzogs, die mich bei jeder Bewegung mit einem Blick des Mißtrauens oder tückischen Hohnes streiften, die Späher, die ich auf meinen Wegen vor allem dann merkte, wenn ich einmal den Umkreis des Schloßhofes und der Gärten verließ und meine Schritte nach der Stadt und ihrem Hafen lenkte, warfen mich in die dumpfe Bangnis zurück, die Gemisthos Kanakaris in mir erweckt

hatte. Es war ein Unglück, daß ich nicht Romäisch verstand und schon darum halb wie ein Gefangener auf der Insel lebte.

Gegen Ende des zweiten Monats nach meiner Genesung geschah es zum erstenmal, daß eine Woche verstrich, in der ich weder den Herzog noch die Prinzessin sah. Ich würde leidenschaftliche Unruhe empfunden haben, auch wenn keine schlimme Kunde mich aufgeschreckt hätte. Am Ausbleiben Maddalenas ermaß ich, was mein Leben hier ohne sie sei. Aber zum Überfluß zeigte sich nach wenigen Tagen des Herzogs Haushofmeister wieder einmal an der Pforte meiner Werkstatt. Er kam nur, um mir zu sagen, daß am vergangenen Tage ein Tschausch, ein besonderer Bote des Großherrn von Stambul, mit Briefen für den Herzog gekommen sei; aus dem heftigen Spiel seiner Hände mochte ich erraten, was er sonst wußte oder vermutete. Und wieder zwei Tage später huschte zu mir, der mit innerer Pein und gramvoll in einem der schattigen Gänge auf und ab schritt, die allesamt auf die große Terrasse hoch über dem Meere ausliefen, meine Landsmännin Isotta heran und vertraute mir schluchzend, daß Madonna Maddalena nach einer langen und heftigen Unterredung mit dem Herzog, ihrem Vater, ihren Entschluß erklärt habe, in den strengen Orden der Karmeliterinnen in Venedig oder Rom einzutreten. Sie begriff nicht recht, was eigentlich vorgehe, sie wußte jedoch, daß Herzog Tommaso seine Tochter, die vor ihm kniete, an den Schultern gefaßt, sie emporgerissen und sie angeherrscht habe, ob sie ihres Vaters Leben und Krone und das Dasein des christlichen Volkes retten wollte, dessen Fürsten die Crispi seit dreihundert Jahren gewesen seien, oder ob sie sein Haupt auf dem silbernen Becken vor der hohen

Pforte zu sehen begehrte? Wohl war's ein eitles Unterfangen, daß ich die schluchzende Kleine zu beruhigen und zu trösten suchte, mir selbst durchrüttelte wilde Trostlosigkeit die Glieder. Ich erfaßte jetzt mit einemmal klar den Zusammenhang des Furchtbaren, was hier vorging, verstand alles, alles, nur das eine nicht, warum Madonna Maddalena nicht früher an Widerstand gedacht, jeden Gedanken an Flucht und Rettung von sich gewiesen habe. Ich zersann mein Hirn tief in die Nacht hinein an der dunklen Frage und begann sie im Morgengrau wieder nach allen Seiten zu wenden; Antwort fand ich so wenig, wie einen klaren Entschluß, was nun zu tun sei.

Ich hegte keinen Gedanken an mich selbst, weilte mit Sinn und Seele bei der bedrohten Fürstentochter, für die ich glühte und zur Stelle mein Leben gewagt hätte — und doch war's vielleicht eine Regung des eigenen Ich, die mich in der Frühe wieder nach der Terrasse über dem Meere trieb. Ich wollte sehen, wie man an den Fuß der Felsen, auf denen sie lag, gelangen könnte, ich hatte wahrgenommen, daß Fischerbarken dort unten anlegten. Da mich das Meer wie eine Mauer umfing, war es natürlich, nach irgend einer Pforte zu spähen, durch die sich entrinnen ließe. Und allerhand wirre Bilder von einer Flucht zu zweien oder mehreren flatterten durch mein schmerzendes Hirn, wie ich aus der Wölbung der taufeuchten Riesenlorbeeren hervor mich über die Steinbrüstung der Terrasse beugte und die Felswand hinab zum Ufer und auf die leise heranwogende Flut sah. Der Morgen ging mit kühlem Ostwind auf, die blaßroten Wolken über dem weiten Meereskreis begannen sich purpurn zu färben und ich stand halb in ratloser Bekümmernis und halb in der Zuversicht, die der neue Tag in unserer

Seele weckt. Da klang ein Gruß an mein Ohr, den ich kaum mehr zu vernehmen gehofft hatte, am wenigsten heute und hier. Madonna Maddalena war denselben Laubgang herabgekommen, von dessen Ende ich auf die See und in den Morgen hinausstarrte. Sie schien allein, ich bemerkte nicht, daß ihre Zofe Isotta und eine griechische Kammerfrau Maddalenas in einem Seitengange zurückgeblieben waren. Ich fühlte beim Anblick der Prinzessin eine gewaltsame Erschütterung, das unverhoffte Glück sie zu sehen, ging im Leid unter, wie ich sie sehen mußte. Kein Blutschimmer in dem edlen Antlitz, die schönen Augen tief in den Höhlen liegend, ein Ausdruck in allen Zügen, den ich mir nicht zu deuten wußte, und von dem ich erst spät, viel zu spät begriffen habe, daß er der Ausdruck derer sei, welche die Erde überwunden haben. Madonna Maddalena blieb wenige Schritte vor mir stehen und sprach mich an: ‚Ich wünsche Euch einen gesegneten Tag, Marcantonio, Ihr habt ungewöhnlich früh Eure Werkstatt verlassen!‘ Ich fand nur eine gestammelte Frage zur Antwort: ‚Und Ihr, Herrin, ist es für Euch nicht auch zu früh?‘ Die Prinzessin versetzte ruhig: ‚Ich wünschte die Sonne aufgehen zu sehen,‘ und ich konnte am Ton ihrer Worte merken, daß sie erriet, was in mir tobte, und daß sie jeden gewaltsamen Ausbruch hindern und mich beschwichtigen wollte. Nach allem aber, was gestern am Abend und in schlafloser Nacht auf mich eingedrungen war, hatte ihre Stimme und ihre überirdische Ruhe die alte Macht über mich verloren. ‚Ihr schaut bleich und leidvoll in die Welt, und ich weiß es warum. Wollt Ihr auch in der Stunde der Not Eure Seele umhüllen? Ich weiß, daß Euer blühendes Leben schnöde bedroht ist, daß der Herzog Tommaso sein eigen Fleisch und Blut opfern will!‘

rief ich aufwallend. Maddalena trat mir um einen Schritt näher und unterbrach mich bebend: ‚Sprecht nicht von meinem Vater! Ihr wißt nichts von ihm, von seiner Bedrängnis. Ihr versteht es nicht, daß ein Fürst, auch ein machtloser und kleiner, den Verlust des Thrones mit dem Tode gleich achtet! Wär's nicht ein Wahn, daß meine Aufopferung unsere Untertanen und die Herrschaft unseres Hauses im Archipel retten würde, ich müßte mich fragen, ob nicht der Gehorsam und die Selbstüberwindung so weit zu reichen hätten — selbst so weit!‘ Sie schloß die Augen und lehnte sich, wie von einem Schauer geschüttelt, an die Brüstung, ich bezwang mit letzter Kraft die Regung nieder, ihre Knie zu umfassen und blieb in ehrfurchtsvoller Haltung vor ihr stehen, aber fuhr leidenschaftlich auf: ‚Ihr frevelt an Euch und wider den Himmel, Herrin!‘ Sie schaute mich aus den großen Augen fast geisterhaft an: ‚Was meint Ihr, Marcantonio? was wißt Ihr? Habt Ihr die Tiefen der Pflicht ergründet, wie die des Schönen? Doch beruhigt Euch, ich weiß, daß das höchste, schmerzlichste Opfer ein vergebliches sein, meinem Vater doch die Krone dieses Inselherzogtums nicht retten würde.‘ Ich aber ließ mich nicht mehr beschwichtigen und rief grollend: ‚Und wenn Ihr Eurem Hause zehn Kronen auf ein Jahrtausend erhalten könntet, Ihr dürftet Euch nicht in solche Schmach stürzen!‘ Wieder fiel ein prüfender Blick auf mich, wieder sagte sie stockend: ‚Ihr wißt nichts, Ihr täuscht Euch über die Dinge, wie über mich,‘ und dann versuchte sie zu lächeln, aber dies Lächeln war so müde, so traurig, daß meine letzte Zurückhaltung schwand, und in wilder Erregung stürzte alles hervor, was ich wußte und zu wissen wähnte. Sie hörte mich stumm, wie in sich selbst zurückgescheucht an und schauderte, wieviel von dem, was sie tief in der

eigenen stolzen Seele verschlossen hatte, offenkundig vor den Blicken des Fremden lag. Als ich aber zuletzt rief: „Zieht Ihr es nicht vor, Herrin, Euch durch die Flucht dem trostlosen Geschick zu entziehen? Wollt Ihr der Spielball so schnöder Staatskunst bleiben oder wirklich unter den tausend Frauen des Sultans Soliman enden? Gebietet über mich, und wenn Ihr mir nur halb so vertraut wie ich's verdiene, so will ich Euch als Euer getreuer Diener überall hin, in jede Gefahr folgen!' Sie machte mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung: ‚Sprecht nicht weiter, Marcanton! Mein Vater hat Späher, auch wo er keine hinsendet. Euer guter Wille könnte mich vor dem nicht retten, wovon Ihr mich bedroht glaubt, und Euch jammervoll verderben. Auch belügt Ihr Euch und mich. Ihr würdet schwerlich lange der Diener bleiben wollen.' Ich fühlte, wie heiße Scham mein Gesicht rötete, und blickte von ihr hinweg aufs Meer hinaus, gewann aber doch alsbald den Mut zu einem offenen Wort: ‚Wenn es so käme, was täte es Euch? Es wäre Euch ein Leichtes, den Diener, dem Ihr nicht mehr sein wollt, als die angebetete Herrin, von Euch zu weisen. Und dann — seid Ihr denn so heilig oder so herb, daß Ihr an das Glück nicht glaubt, das Menschen sich geben können! Hat in Eurer Welt die irdische Liebe niemals ein Recht?' Durch ihr bleiches Gesicht ging ein Ausdruck schmerzlicher Rührung, in ihren Augen sah ich Tränen, aber leise sagte sie: ‚Ihr seid ein Tor, Marcantonio, doch ein Tor voll edlen Willens. Wehe Euch, wenn ich Eure Torheit teilte — ich sänne Euch ein Opfer an, das ich Euch niemals bezahlen könnte. Begreift Ihr nicht, daß ich den Hauch des Glückes und jedes Gedeihen von Euren Wegen scheuchen würde? Ihr mögt den Herzog von Naxos für gar machtlos halten,

und Ihr habt recht, der Himmel läßt es geschehen, daß der Gebieter seine Tochter vor den Forderungen seiner Gebieter nicht mehr schützen kann. Wißt jedoch, daß selbst dem Gestürzten noch Macht genug bleiben würde, seinen Ingrimm und seine Rache an dem zu sättigen, der ihm die letzte Hoffnung raubte. Wenn Gott den Stab zerbricht, auf den der Herzog sich stützen will, so dürft Ihr keinen Anteil daran haben. Und liebte ich Euch, Marcantonio, so müßte ich Euch erst recht hinwegscheuchen, weit, weit, wohin kein Schatten meines dunklen Loses fallen kann. Ich hätte selbstsüchtig schon zu lange gezögert und zu viel zu Euch gesprochen.‘

Sie verhüllte ihr Haupt und floh in den Baumgang zurück, ihre Kammerfrau, die ich jetzt erst bemerkte, kam ihr entgegen und fing die Schwankende in ihren Armen auf. Ich wollte ihr nachstürmen, aber mit gebieterisch erhobener Hand scheuchte sie mich zurück, und indem sie im Seitengang des Gartens verschwand, fühlte ich, wie meine Sinne vergingen. Aus ihren letzten Worten war ein Strahl geblitzt, der mich blendete und dann um so tiefer die Nacht des Daseins empfinden ließ. Ich durfte nicht zweifeln, daß meine Leidenschaft, die aus heißen Wünschen erwachsen und dennoch selbstlos und hingebend geworden war, ihr Herz berührt hatte. Aber eine Hoffnung weckte der Strahl nicht, und das Weh der Macht- und Ratlosigkeit lag bergeschwer über mir. Bis heute zittert in mir die dumpfe Trostlosigkeit, die erdrückende Glut jenes Tages nach, ich sehe mich stundenlang ohne Rast wie ohne Rat durch die Gärten des Lustschlosses streifen, stundenlang von verworrenen Gedanken und unmöglichen Plänen gequält, wie tot auf der Reisstrohmatte zu Füßen meiner halbfertigen Figuren liegen, und so oft ich's sehe, überkommt mich das nie erstorbene Leid.

Am Nachmittag dieses unseligen Tages trat Gemisthos Kanakaris in meine Werkstatt und beschied mich für den Abend in die Festsäle Seiner Herrlichkeit des Herzogs. Da ich trübselig verwundert aufschaute, er auch wissen konnte, daß mir sein Fürst vor wenigen Tagen eine Summe zur Bestreitung meiner Bedürfnisse hatte auszahlen lassen, mochte er wähnen, daß ich seine Erzählungen wiederum mit Gold aufwiegen würde. Er vertraute mir zuerst, daß das Fest an diesem Abend das letzte sei, dem die Prinzessin Maddalena beiwohne, und fügte mit leiserer Stimme hinzu: ‚Es ist entschieden, die junge Herrlichkeit hat sich gefügt, in einigen Tagen wird sie dem Sultansboten übergeben, der sie auf unserer Galeere nach Chios geleitet, wo eines der Prachtschiffe des Großherrn ihrer harrt. Sie hat endlich eingesehen, daß es sein muß und daß es dem erlauchten Herzog gegen die Türken nichts helfen kann, wenn sie sich im schwarzen Karmeliterinnenschleier lebendig begräbt.‘ Und als ich noch immer gleichgültig vor mich hinstarrte, sagte er: ‚Ihr werdet schon alles wissen, Meister Primolano. Die Prinzessin hat sichs ja bedungen, während der letzten Tage ganz frei zu sein. Heute abend wird keiner fehlen, der am Hofe erscheinen darf, sie nochmals zu sehen und sich ihr zu empfehlen. Wer kann voraussehen, ob sie nicht in Stambul die Gebieterin des Großherrn wird?‘ Ich ermaß die Tiefe meines hilflosen Jammers an der Ruhe, mit der ich das freche Geschwätz des gelbhäutigen Schelmes anhörte. Wie er hinweg war, hätte ich freilich den Kopf an dem großen grünlichen Marmorblock zerschmettern mögen, der mir frech im Wege stand, und umschritt ihn doch sorgsam, denn ich mußte Madonna Maddalena ja am Abend sehen. Ich glaubte nicht, daß sie zum Opfer ihrer selbst bereit sei,

ich hatte ja jedes Wort, das sie am Morgen zu mir gesprochen, im Gedächtnis, ich meinte gewiß zu sein, daß der Haushofmeister lüge, und fuhr fort, fiebernd Möglichkeiten zu ersinnen, die alle, alle unmöglich waren.

Sicher habt Ihr auch schon erfahren, Meister Andrea, daß es den Menschen hart ankommen, zur Marter werden kann, ein festliches Kleid anzulegen. Zu welcher Marter, lernte ich kennen, als die Sonne jenes Tages tiefer nach West sank. Am Ende der Qual schritt ich aber doch im besten Gewand, das ich von Venedig mitgebracht, nach dem vorderen Schloß, dem an diesem Abend aus den Nebenbauten wie aus der Stadt her mehrere Hundert prunkvoll geschmückte Menschen zuströmten. Ich hatte an dem Abend weder Augen für Marmorwände und Fußböden, noch für Bilder und Teppiche, ich ging den Herzog zu begrüßen, dessen Blick kälter und lauernder als je an mir herab- und wieder emporglitt. Ich hatte schon beim Eintritt wahrgenommen, daß die Prinzessin noch nicht zugegen sei, und all die fremden Menschen, die Hofdiener des Herzogs, die Hauptleute seiner kandiotischen Leibwache, die Primaten der Stadt waren trotz ihrer Köpfe und prächtigen Gestalten heute selbst dem Bildner gleichgültig, und nur einer, den ich beständig in der Nähe des Herzogs wahrnahm, zog mein Auge wieder und wieder auf sich, der Tschausch Sultan Solimans, ein greiser Türke mit dunklem Gesicht und weißem Bart, der mit ruhigem Ernst und mit sichtlicher Geringschätzung des festlichen Gewühles gleich mir auf die Erscheinung Maddalena dei Crispis zu harren schien. Mir stockte der Herzschlag, wenn ich bedachte, daß einer von uns beiden der Betrogene sein mußte — einer von uns — und warum nicht ich? Ich eilte, um Atem zu schöpfen, durch die offenstehenden Türen auf

die offene Galerie, die sich vor den drei Prunksälen des Schlosses hinzog. Sie hing hoch über dem Spiegel des Innenhafens, dessen letzte Wellen drunten die Pforten des Sommerschlosses netzten. Tief unter dem steinernen Gang dunkelte schon die Flut, draußen auf der See glänzten die Lichter von ein paar Fischerbarken, am Horizont sogen große, dunkelviolette Wolken mit goldenen Rändern den letzten Rest des Abendlichtes auf. Der zauberhafte Anblick nahm mich eine Minute gefangen, doch schon hörte ich hinter mir in den Sälen eine rauschende Bewegung — ich wußte, daß die Prinzessin eingetreten sein mußte. Ich eilte ihr unter vielen anderen entgegen, wie andere begrüßte sie mich mit einer leichten Neigung des Hauptes. Sie trug ein weißes Gewand und eine kleine Krone von Perlen, ihr Antlitz konnte an reiner Blässe mit beiden wetteifern. Ich fühlte, daß es nicht schicklich sei, mich dauernd in ihre Nähe zu drängen, aber ich lag im Bann des Augenblicks, ich folgte ihren Schritten; ich erriet mehr als daß ich verstand, daß die Prinzessin von den sie umdrängenden Männern und Frauen Abschied nahm, ich hörte immer und immer wieder das Wort Chios aus ihrem Munde, und ein tiefes Grauen durchkältete die Glut, die mir Leib und Seele befing. Vor Jahren hatte mir der gelehrte Molza in Modena, der meiner Unwissenheit abzuhelfen trachtete, viel von den Römern und Puniern erzählt, jetzt zuckte die Erinnerung in mir herauf, daß die Karthager, wenn sie ihrem Moloch opfern wollten, die Kinder dazu auch nicht mit dürren Worten gefordert hatten. Madonna Maddalena reiste nach Chios! — und schwieg von dem, was dahinter lag; der schuftige Haushofmeister des Herzogs sollte doch recht behalten, und alles, alles, was die fürstliche Jungfrau mir von der ersten Stunde bis

diesen Morgen gesagt, womit sie mich bezwungen und mein Leben umgewandelt hatte, waren Worte im Wind, klingende Schellen gewesen! Der Schmerz, den ich um ihr Geschick und um meine Ohnmacht gefühlt hatte, wurde plötzlich von schamvoller Erbitterung überwältigt. Das Verhängnis auf unseren Häuptern lenkte eben jetzt die Augen Maddalenas auf mich und ließ sie wahrnehmen, daß ich ihr näher war als die anderen. Da sagte sie: ‚Ich werde Euch heute lebewohl sagen, Marcantonio. Ich hoffe, daß Ihr nicht an mir zweifeln und wissen werdet, daß ich keinen Schritt tun kann, der meiner oder Eurer unwert wäre! Und so sei Gott mit Euch und das Glück, das ich nie gekannt habe, das aber nicht allen Guten versagt bleibt!‘ In der Verblendung des Augenblickes — ich habe sie mir in vierzig Jahren nicht vergeben, Palladio! — entgegnete ich ihr trotzig; ‚Ich werde glauben, was meine Augen sehen, Madonna. Wenn Ihr an Bord des Schiffes steht, das Euch nach Chios tragen soll, kann ich Euch ins Meer nachwerfen, was Ihr mir von Reinheit und Erhebung des Lebens gelehrt habt!‘ Mit schmerzlicher Bewegung preßte Maddalena die Hand aufs Herz, sie sah mich mit einem Blick an, der mir bis heute in die Seele brennt und mich zwang, die Augen vor ihr niederzuschlagen. ‚Ihr tut mir unrecht, aber vielleicht könnt Ihr nicht anders. Lebt denn wohl!‘ und so trat sie von mir hinweg. Sie schüttelte gegen ein paar Primaten von Naxos, die sie ansprechen wollten, den Kopf, und ich sah sie langsam auf die offene Galerie hinaus und diese entlang gehen, ohne daß sie sich wieder umblickte. Mich trieb es, ihr zu folgen, aber daran verhinderte mich der Herzog, der mit einemmal zu mir trat und mich zu einem Gespräch über meine jüngsten Arbeiten

zwang, bei dem mich jedes Wort, das ich ihm entgegnete, zu erwürgen drohte.

Da, mit einemmal, während ich noch mit krampfhaft erzwungener Ehrfurcht vor Tommaso Crispo stehe — erhebt sich ein verworrenes Getös an den Ausgängen des Saales — ein wirres Durcheinanderrufen von Stimmen, ein Hinausblicken und Deuten und Fragen, und wie der Herzog befremdet aufsieht, ich aber mit zehn, zwölf anderen zugleich den Türen nach der offenen Galerie zustürme, zeigt sich ein Schwarm der Festgäste, die alle über die Brüstung des Ganges in die Flut des Hafens hinabblicken und offenbar nicht sehen können, was ihnen gezeigt werden soll. Madonna Maddalena aber ist am Ende des Steinganges, wo ein paar Stufen hinaufführen, auf die Platte der Brüstung gesprungen, beugt sich weit, weit hinaus und deutet mit Arm und Hand in die Tiefe hinab. Ich brauche es nicht zu sehen, was da unten vorgeht — ich sehe sie und nehme einen Anlauf, alles hinwegzudrängen, was zwischen mir und ihr ist! Ich reiße einen Hauptmann von des Herzogs Leibwache am Arm zurück — da gellt ein hundertstimmiger Aufschrei! im gleichen Augenblick stürzt Madonna Maddalena hinab in die aufspritzenden Wogen, brechen mir auf der Stufe, die ich erreicht, die Knie zusammen, und über mich, den Daniederliegenden, hinweg schiebt sich ein Knäuel entsetzter, hilflos hinunterstarrender Menschen, während andere durch die Säle davonrasen, um nach unten zu gelangen. Dann unterschied ich nichts mehr, und als ich zum Bewußtsein und zu tausend Schmerzen wieder erwachte, war es gespenstisch leer in den Sälen, von den Treppen her hörte ich das Getös der Davoneilenden, aus der Tiefe klangen Wehgeschrei und barsche Befehlsworte, und am Ufer

leuchteten hin und her irrende Fackeln. Ich erhob mich und folgte dem Strom nach unten — im großen Mittelsaale, beinahe an der Stelle, wo ich die letzten Worte mit der so jäh Geschiedenen getauscht hatte, sah ich den Boten des türkischen Großherrn, der sich von seinem Kissen erhoben hatte und ruhig zum Hinweggehen anschickte, da seine Sendung so unerwartet zu Ende gegangen war.

Warum sollt' ich Euch mit der Schilderung der schaurigen Stunde quälen, die ich drunten am Innenhafen erlebte, bis es gelang, die tote Hülle Maddalenas der Flut zu entreißen? — Drei- oder viermal hörte ich während dieser Stunde erzählen, daß die Prinzessin einen Fischerbuben ins Meer gleiten sehen — daß sie im Erschrecken darüber Besinnung und Halt verloren habe und so der Flut zum Raube geworden sei, während der vermeintlich Verunglückte nach seinem Fahrzeug zurückschwamm. Die Lüge ward mit bleichen Lippen berichtet und mit gesenkten Stirnen gehört, wohl die meisten im Kreise wußten es, wenn auch nicht so unheimlich klar und gewiß wie ich, warum die schöne Herrin aus dem Leben geflohen war. Ich stand unter denen, die ihre Leiche ans Land bringen sahen, und half sie auf eine Tragbahre betten, die inzwischen herbeigebracht war, dann trieb mich's in die Nacht hinaus- und hineinzustürmen und mit dem herben Geschick zu zürnen, daß sie mir nicht einmal im Tode gegönnt hatte, ihr zur Seite zu bleiben.

Ein paar Stunden mochten so verronnen sein — ich hatte aufgehört die Zeit zu messen —, als ich mich plötzlich emporraffte und in meine Werkstatt zurückkehrte. Mit aufrüttelnder unwiderstehlicher Gewalt hatte mich der Gedanke erfaßt, mir und der Welt ein Abbild Maddalenas

zu sichern, ihre Totenmaske abzudrücken. Die Schmerzen, die diese Pflicht mit sich brachte, durften mich nicht kümmern, ich durfte nur der Leiden gedenken, die die Geschiedene erlitten haben mußte, um mein Leid klein und ärmlich zu finden. Ich rüstete, was ich zu meinem Vorhaben bedurfte, warf einen Mantel über und ging nach dem Schlosse, in dem noch gespenstisches Leben durch die Gänge huschte. Mich deuchte in meiner Verstörung, daß mich die Begegnenden mit scheuen Mienen ansahen — es dauerte lange, ehe ich erkunden konnte, daß man die Tote in ihr Schlafzimmer gebracht habe. Endlich gelang es mir, meine Landsmännin, die junge Isotta, zu finden, die mich weinend mit den Worten begrüßte: ‚Unsere Fürstin hat sterben wollen, Meister Primolano! Heute mittag noch schenkte sie mir ein Kreuz aus ihrem Schmuck zum Andenken und befahl mir, sobald ich höre, daß sie nicht nach Chios gekommen sei, für ihre arme Seele zu beten.‘ Ich unterbrach ihre Klagen und eröffnete ihr, was ich wollte; sie blickte mich scheu an und entgegnete, daß der Herzog Wachen vor die Gemächer seiner Tochter gestellt habe. Ich beschwor sie mit dringenden Worten, mir zu helfen, sie besann sich, nahm Rücksprache mit einigen Frauen aus der trostlos verstörten Dienerschaft der Prinzessin und geleitete mich endlich durch das Zimmer der ersten Kammerfrau in das Gemach, in dem die Entseelte auf einem niedrigen blauen Ruhebett lag. Man hatte ihre durchnäßten Gewänder mit einer schlichten weißen Hülle vertauscht, eine Sammetdecke um sie geschlagen und den Kopf, wie zum Schlummern, auf Kissen gelegt. Ich zögerte nicht, zu tun, was ich mir vorgenommen und wofür ich mein Leben eingesetzt hätte — ich gewann es über mich, das süße holde Gesicht, auf dem der Ausdruck kampflosen

Friedens lag, in Wachs zu hüllen und alles in mir niederzukämpfen, was meine Arbeit hätte gefährden können. Doch als die Arbeit vollbracht, als ich gewiß war, das Abbild der edlen im Tod erstarrten Züge zu besitzen, da sank ich am Lager der angebeteten Toten nieder, und wie sie stumm und kalt dort lag, war mir, als wehe ein warmer Hauch von der schönen reinen Gestalt zu mir herüber, ein Hauch, der mir erlösende Tränen bringen könnte. Doch ehe ich noch eine Träne geweint hatte, schreckte mich ein fester harter Tritt empor, die Tür gegenüber dem Lager war aufgerissen worden, der Herzog von Naxos stand vor mir. Sein Gesicht zeigte mehr Ingrimm als Gram, auf seiner Stirn standen schwere Schweißtropfen, und indem er seine Arme über der Brust kreuzte, sah ich, daß er zitterte. Mit drohendem Blick und rauher Stimme herrschte er mir zu: ‚Seid Ihr hier, Marcantonio, um der Toten zu rauben, was Ihr von der Lebenden nicht zu bitten gewagt habt?‘

Wie ein Keulenschlag fiel sein ruchloses Wort auf mein Haupt, doch zugleich sah ich mein eigenes früheres Selbst in diesem grellen Spiegel. Ich begnügte mich, stumm auf die Leiche zu weisen, die keuscher und dichter verhüllt als im Leben vor mir lag. Er zuckte die Achseln und warf geringschätzig hin: ‚Ich könnte Euch pfählen lassen und sollte es vielleicht — denn Euch danke ich's, wenn meine Krone ins Meer fällt. Die trotzige Törin, die das Dasein so gleichmütig wegwarf, hätte es um meinetwillen vielleicht noch ein paar Tage getragen — um Euretwillen — damit Ihr hoch dächtet von ihr — hat sie sich allzusehr beeilt! Wäre sie zwischen Chios und Stambul über Bord gefallen, würde der Sultan doch vielleicht an meinen guten Willen, sie ihm zu senden, geglaubt und

den Willen geehrt haben.‘ Ich erhob meine Hände abwehrend: „Herzog! tut mir das Ärgste — aber sprecht so nicht von Eurem Kinde!‘ Er sah finster auf die reine, ruhende Gestalt: ‚Sie hat nichts nach ihrem Vater gefragt — und mir nur gehorcht, solange ihr Gehorsam kein Opfer ihres Eigenwillens und ihres Lebenstraumes einschloß! Ich tue mehr für sie, als sie für mich, wenn ich Euch unversehrt heimsende. Ihr könnt Euch in Venedig rühmen, daß Ihr den letzten der Crispi um sein Herzogtum gebracht, seine Tochter mit sinnloser Liebe erfüllt und in den Tod getrieben habt.‘ Er lachte auf, ein heiseres bitteres Lachen, das in diesem Raum klang wie ein Fluch am Altar; ich rief empört: „Herzog — ich habe kaum die Hand Eurer Tochter geküßt, ich habe sie verehrt wie einen der lichten Strahlen, die uns Gewißheit geben, daß eine Sonne über diesem dunklen Erdball steht.‘ Er lachte noch einmal, nickte und starrte unverwandt auf die Leiche Maddalenas. ‚Um so schlimmer,‘ hörte ich ihn sagen. ‚Sie liebte in Euch das Geschöpf ihrer Träume von Reinheit und Würde und Größe der armseligen Menschenbrut, sie wollte lieber sterben, als Euch einen Zweifel an diesen Hirngespinsten in der Seele lassen. Geht, geht — Ihr hochfahrenden edlen Seelen seid härter und schlimmer als wir — mag die Welt vergehen, wenn nur euer Wahn besteht! Ich habe mich zweimal geirrt und muß es büßen. Ich hoffte, weil sie klug war, daß sie zuletzt das einzig Gewisse, das warme Leben mit seinen Hoffnungen, doch den Schatten vorziehen würde. Und ich meinte, daß in Euch das Blut mächtiger sei als der Dünkel der Gottähnlichkeit, den Euch Maddalena eingeflößt hatte. Ich hätte Euch nie rufen sollen! Geht, wohin Ihr mögt — aber sorgt dafür, daß Ihr mir nicht oft mehr vor Augen kommt!‘

Er ging ungestüm hinaus, ich hatte es wohl verstanden, daß Gefahr im Verzug sei, aber Leben und Sterben waren mir angesichts dieser Toten gleichgültig. Ich trug die Totenmaske in das anstoßende Gemach, kehrte noch einmal zurück, küßte die Stirn und die erstarrten Hände Maddalenas und riß mich dann los, um nicht mit meinen gewaltsam hervorbrechenden Tränen die reine Hülle zu beflecken. Ich wandte mich nach meiner Wohnung und Werkstatt, und mir ist, als hätte ich den wahnsinnigen Gedanken gehegt, dem Groll und Grimm des Herzogs zu trotzen und auf Naxos zu bleiben, solange die Leiche der Prinzessin über der Gruft sei. Im Ungestüm und der Dumpfheit meines Schmerzes schien mir die eigene Erhaltung keines Schrittes wert. Doch bevor sich diese Nacht, die zweite, in der mich der Schlaf floh, in den Morgen wandelte, pochte Isotta an meine Tür und eröffnete mir, daß in etwa zwei Stunden der Schiffer Athanasios mit seiner Barke nach der Insel Santorin unter Segel gehe. Dort könnten wir, die drei Landsmänninnen, die noch im Dienst der Prinzessin gestanden hatten, und ich das Anlaufen eines venetianischen Schiffes erwarten und würden vor einem plötzlichen Zornausbruch des Fürsten geschützt sein. Es kam zu Tage, daß auch diese armen Frauen sich ihres Lebens nicht sicher wähnten, wenn sie im Augenbereich Tommaso Crispos verblieben. Ich durfte mich nicht weigern, ihnen das Geleit zu geben — denn immer war es eine Art Pflicht, ihrem Ruf zu folgen, und keine höhere Pflicht hielt mich hier. Mit dem Zusammenschnüren meiner Habseligkeiten verlor ich nicht eben viel Zeit, den größeren Teil ließ ich in den Gemächern so liegen und stehen wie die unvollendeten Figuren und die angehauenen Marmorblöcke in der Werkstatt. Mit Sorge und Sorgfalt trug

ich nur die Totenmaske Madonna Maddalenas mit mir hinweg und so dunkel mir die eigene Zukunft an jenem lichten Morgen war, so gewiß wußte ich, daß alle meine Tage der Erinnerung an die teure Herrin gehören würden, deren sterbliches Teil ich hinter mir ließ, als wir auf der Barke des Griechen, Santorin entgegen, in See gingen.

So ist es gekommen, Signor Andrea, und so hat mein Leben und Schaffen unter dem Gestirn gestanden, das für mich aus jener Totenmaske dort herabblickt. Ihr versteht jetzt, warum ich alles daran gesetzt habe, mein Haus auf diesem Boden zu gründen, der mir heilig war, und warum ich fähig gewesen bin, meinen Bildwerken einen Abglanz von dem zu leihen, was unser großer Dante das höchste Licht nennt! Die selige Gewißheit, daß es eine Liebe gibt, die nichts sucht, nichts weiß und will als das Heil des anderen, die Zuversicht, daß mitten in der Nacht der Ruchlosigkeit und des irdischen Jammers dies Licht nicht erlischt, hat mich mit dem Andenken an Maddalena Crispo begleitet. Ich wähne nicht, daß ich des Opfers wert gewesen wäre, das die Unvergeßliche mir gebracht hat, ich bin nicht halb so gut und groß geworden, als sie in ihrer hochherzigen Selbstvergessenheit geträumt haben mag. Doch habe ich gerungen, ihrer niemals völlig unwert zu sein, und habe Stunden gehabt, in denen ich ihr Auge auf mir ruhen, einen Hauch ihrer Seele in der meinen gefühlt habe.

Verzeiht, daß ich Euch mit meinen alten Geschichten einen Teil der Nacht und Eurer Ruhe geraubt habe. Unser Feuer ist herabgebrannt, dafür hat der Sturm nachgelassen — Ihr werdet morgen früh ohne Gefährde nach San Marco übersetzen können. Mein alter Gregorio ist wohl schon zwanzigmal bis zur Tür geschlürft, er

wird Euch alles bringen, was Ihr nötig haben könntet. Jetzt erlaubt mir, daß ich Euch in Euer Schlafgemach geleite, Euch gute Ruhe wünsche und Euch danke, daß Ihr mein Dach der Ehre gewürdigt habt, Meister Palladio."

Der Baumeister hatte sich mit dem Hausherrn zugleich von seinem Sitz erhoben. Während Marcantonio Primolano gedankenvoll in die zusammensinkende Glut der Holzscheite hineinsah, erhob Andrea Palladio sein Auge nochmals nach der Totenmaske der Herzogstochter, über die nach wie vor der Schimmer der römischen Lampe fiel. War es das Spiel des Lichtes, war es die eigene, vom Gehörten belebte Einbildungskraft — in den feinen Zügen der Maske schien ein geheimnisvolles Leben erwacht, Meister Andrea vermochte seinen Blick lange nicht hinwegzuwenden und ließ ihn endlich von der Totenmaske zu der Gestalt der Beatrice gleiten, in deren Antlitz die edlen Züge Maddalenas unverkennbar wiederkehrten. Er hätte vielleicht auch hier noch lange verweilt, aber er hörte jetzt deutlich Gregorios Hin- und Herschreiten auf dem Gange. So entriß er sich seinem Schauen und Nachsinnen zugleich und legte die Hand auf die Schulter des Bildhauers, der, ohne es zu wissen, auf seinen Sitz zurückgesunken war, und dem aus den Funken und zuckenden Flämmchen die Bilder ferner Tage aufblitzten.

„Glückliche Nacht!" sagte der Baumeister. „Und laßt mich Euch dreifach Dank sagen, Marcantonio. Für Eure Gastfreundschaft zuvörderst. Für das Vertrauen, das Ihr mir mit Eurer Erzählung schenktet, sodann; ich weiß die Ehre, die Ihr mir damit erwiesen habt, nach Verdienst zu schätzen. Ihr habt recht, tausendmal recht, daß das Leben des rechten Künstlers mehr sein kann als die Antike, wenn man es lebt wie Ihr! Und zuletzt noch

eins, Eure Geschichte ist auch mir ein Spiegel oder besser ein Stachel geworden. Ich will sie nicht umsonst gehört haben. Traget Sorge, daß mich morgen früh Euer Schüler Carlo Rocca nach San Giorgio zurück und zur Stadt hinüber begleitet, ich werde mit ihm und danach mit meinem Bruder ernste Rücksprache halten. Meine Nichte Chiara Palladio ist sicher keine Prinzessin Maddalena, aber vielleicht gehört sie doch auch zu den Frauen, die nicht alles für Glück halten, was aus der Hand ihrer Väter kommt! Zeigt mir, wohin Ihr mich gastlich betten wollt, und gönnt dann Euch einen tiefen süßen Schlaf, in dem Euch die verklärte Maddalena mit Engelsfittichen streift!"

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.